

Ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortungen
Eine qualitative Untersuchung zu Selbstverortungen von
Frauen mit italienisch tradiertem Zuwanderungsgeschichte
im urbanen Kontext

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Vorgelegt im
Fachbereich Gesellschaftswissenschaften
der Universität Kassel

Von Ronja Müller-Kalkstein
Kassel, Juli 2017

Tag der Disputation: 04.10.2017

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Von Italien nach Wolfsburg: Zum Forschungszusammenhang.....	8
1.1 Eine italienische Geschichte in Wolfsburg.....	9
1.2 Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem urbanen Kontext.....	29
1.3 Das Forschungsvorhaben im Kontext der Geschlechter- und Migrationsforschung	32
2 Wechselseitige Ausblendungen der Frauen- und Geschlechterforschung und der Migrationsforschung.....	36
2.1 Gemeinsamkeiten in der Perspektivenverschiebung und Forderungen nach der Betrachtung von Verwobenheit.....	39
2.2 Biographische Forschungsansätze zur Bearbeitung der Ausblendungen	47
2.3 Die Bedeutung von Belonging für die Untersuchung von Selbstverortungen.....	50
3 Qualitative Explorationen	60
3.1 Expert_inneninterviews.....	61
3.1.1 Methodische Zugänge.....	63
3.1.2 Auswahl der Interviewpartner_innen.....	67
3.1.3 Entwicklung des Interviewleitfadens	69
3.1.4 Auswertungsmethode	70
3.2 Biographische Interviews.....	73
3.2.1 Methodische Zugänge.....	76
3.2.2 Zugang zum Feld und Auswahl der Interviewpartnerinnen.....	80
3.2.3 Interviewsituation und Interviewleitfaden	82
3.2.4 Auswertungsmethode	83
3.3 Gruppendiskussion	88
3.3.1 Strukturierende Diskussionsimpulse	89
3.3.2 Auswertungsmethode	91

4	Tradierte Zuwanderungsgeschichten und Geschlechterkonstruktionen	93
4.1	Ergebnisse der biographischen Interviews	94
4.1.1	Kurzporträts der Interviewpartnerinnen.....	95
4.1.2	Tradierte Zuwanderungsgeschichten.....	100
4.1.3	Wendepunkt: Entscheidungen der Väter und Veränderungsprozesse der Mütter	111
4.1.4	Bildungsbarrieren der Mütter als Bildungsmotivation für die Töchter.....	118
4.1.5	Eine italienisch konnotierte Kindheit in Deutschland.....	128
4.1.6	Erzählungen über und Erfahrungen mit Italien.....	136
4.1.7	Selbstverortungen entlang der Kategorien Geschlecht und Ethnizität.....	144
4.2	Ergebnisse der Expert_inneninterviews: Divers ausgeprägte Integrationsreflexionen	156
4.3	Ergebnisse der Gruppendiskussion: Interaktionen anhand diskursiver Thesen.....	174
5	Abschließende Überlegungen.....	188
5.1	Diskussionen um Selbstüberholung der italienisch geprägten Institutionslandschaft	188
5.2	Ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortungen.....	193
5.3	Ausblick	198
	Zusammenfassung.....	203
	Literaturverzeichnis	205
	Danksagung.....	222
	Leitfaden-Master: Expert_inneninterviews	I
	Leitfaden der biographischen Interviews.....	III
	Leitfaden Gruppendiskussion: Diskursive Thesen	VIII
	Tabelle I: Institutionen Expert_inneninterviews primär.....	X
	Tabelle II: Institutionen Expert_inneninterviews sekundär	XI

Einleitung

Die deutsche Band Wir Sind Helden veröffentlichte 2005 das Lied „Gekommen um zu bleiben“ und schaffte es damit, sich über viele Wochen in den Charts zu halten. Obwohl der Liedtext inhaltlich gar nicht auf das Thema Ethnizität abzielt, so beschreibt zumindest der Titel dennoch treffend die heutige Perspektive auf die sogenannten italienischen Gastarbeiterfamilien¹, die in Deutschland ihren Lebensmittelpunkt haben.

Nach Wolfsburg kamen im Rahmen der Arbeitskräfteanwerbung in den 1960er Jahren anfangs hauptsächlich männliche Arbeiter aus Italien. Rund um das 50-jährige Jubiläum der ersten Ankunft italienischer Gastarbeiter² in Wolfsburg titelten Lokalzeitungen mit Schlagzeilen wie „So geht Integration: Vom Gastarbeiter zum Wolfsburger“, „Integration durch Toleranz und Mut“, „Wolfsburg ist beliebt bei Italienern“. Zugleich war von „Missständen in den Baracken“ und „Viele Arbeiter lebten in provisorischen Unterkünften“ zu lesen (WK, WN 2012/2013).

Während einerseits die Zugehörigkeit von Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte anhand von Feierlichkeiten und Rhetoriken wie „Wolfsburg ohne Italiener wäre wie Volkswagen ohne Golf“ (WN 2012) betont wird, gibt es andererseits auch mahnende Hinweise zu den „ersten Jahren im Italiener-Dorf, die alles andere als verklärt werden dürften“ (ebd.).

Die augenscheinlich gegensätzlichen Perspektiven der Zeitungsartikel spiegeln den Wandel wider, der sich bei Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte auf der einen und strukturell wie idealistisch bei der Kommune und

¹ An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass der Gastarbeiterbegriff kritisch zu betrachten ist. Dennoch beschreibt er einen bestimmten familiären Hintergrund sowie eine Zuwanderungsmotivation und wird in dieser Arbeit – wenn auch nicht durchgängig mit der Ergänzung „sogenannt“ – verwendet.

² Der Begriff „Gastarbeiter“ wird in dieser Arbeit in der männlichen Form verwendet. Keinesfalls sollen damit die eigenständig zugewanderten oder nachgezogenen Frauen als zu vernachlässigend verstanden werden, vielmehr soll auf die Wolfsburger Besonderheit der spezifisch männlichen Anwerbung verwiesen werden. Obwohl auch italienische Frauen später an anderer Stelle im Umland Wolfsburgs bspw. als Näherinnen arbeiteten soll an dieser Stelle herausgestellt werden was für Wolfsburg spezifisch gilt. Zunächst wurden ganz bewusst ausschließlich Männer aus Italien angeworben (Grieger 2012). Zur Erläuterung zur Anwerbesystematik siehe Kapitel 1.1, Erläuterung zur einseitigen Betrachtung des Mannes innerhalb der Migrationsforschung siehe Kapitel 2.1.

dem Arbeitgeber Volkswagen auf der anderen Seite in Wolfsburg vollzogen hat.³

Im Jahr 2015 wurde die Bachelorarbeit von Dora Balistreri zu Italienerinnen in Wolfsburg - eine Reportage über drei Generationen - veröffentlicht. In einem Zeitungsinterview erklärt die Autorin die Gründe für ihre Themenwahl: „Ganz einfach, weil die Rolle der Frauen kaum beachtet worden ist. Sie sind erst später gekommen. Da schauten schon alle auf die Männer, die Gastarbeiter aus Italien“ (WN 2016). Der Forderung, die aus Italien nach Wolfsburg zugewanderten Frauen endlich genauer in den Blick zu nehmen, kommt in ersten Ansätzen das Buch „La vita è qui. Das Leben ist hier“ von Margherita Carbonaro nach. Darin werden auf literarische Weise Lebensgeschichten sowohl von Männern als auch von Frauen der italienischen Gastarbeitergeneration in Wolfsburg anhand von geführten Interviews nacherzählt.

Die stärkere Fokussierung auf Frauen mit Zuwanderungsgeschichte wurde und wird aber generell auch aus anderen Richtungen gefordert: Die Sekundäranalyse des Mikrozensus von 2007 bemängelt beispielsweise in diesem Zusammenhang ausdrücklich, dass in Deutschland Lebenssituationen von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte nicht ausreichend erforscht worden seien.

Zur Kritik an der Minderbeachtung von Frauen tritt die Forderung nach generationalen Betrachtungsweisen. Denn der Bevölkerungsanteil von Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft bei gleichzeitiger Zuwanderungsgeschichte wird weiter ansteigen – gerade über die zweite oder dritte Generation von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ist aber zu wenig bekannt (BMFSFJ 2007). Der Lagebericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration zeigt dementsprechend auf: „Die Zahl der im Inland Geborenen, also derjenigen ohne eigene Migrationserfahrung, wächst seit Beginn der Erhebung des Migrationshintergrundes im Jahr 2005 kontinuierlich“ (Beauftragte MFI 2014, 26). Zudem wird Frauen und Mädchen mit Zuwanderungsgeschichte innerhalb der deutschen Integrationsdiskurse eine besondere Rolle zugeschrieben: Ihnen wird zugesprochen, die nächste Generation in besonderem Maße zu

³ Mehr dazu wie sich die Perspektiven von Segregation zu Integration veränderten, ist in Kapitel 1 dargestellt.

⁴ An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass der Integrationsbegriff verschieden akzentuierten Definitionen beispielsweise der Politik oder der Soziologie unterliegt. Diese Auseinandersetzung

prägen und einen wichtigen Faktor für eine gelungene Integration⁴ darzustellen (PuidB 2007).

Für eine noch genauer zu definierende „gelungene“ Integration von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte müssen jedoch zunächst ihre Erfahrungen, Bedürfnisse und Selbstverortungen sichtbar gemacht werden. Die Relevanz, die Lebenssituationen von Frauen zu untersuchen, resultiert aber nicht nur aus ihrer überproportionalen Benachteiligung in der Vergangenheit der Migrationsforschung und aus den in diesem Zusammenhang oftmals konstruierten Defizitmodellen (Treibel 2010, Westphal 1996), sondern auch aus der überproportionalen Benachteiligung im Bereich der gesellschaftlichen Teilhabe und der Forderung nach Chancengleichheit für Frauen mit Zuwanderungsgeschichte (Berlin-Institut 2009, BMFSFJ 2007).

Der Nationale Integrationsplan geht davon aus, dass der geringe Anteil von Frauen mit höherem Bildungsabschluss aus südeuropäischen Herkunftsgruppen ein Indikator für eine nicht vorhandene Gleichstellung dieser Gruppe ist. Frauen mit Zuwanderungsgeschichte verdienen demnach deutlich weniger als Männer mit Zuwanderungsgeschichte (Berlin-Institut 2009). Der Bevölkerung ohne Zuwanderungsgeschichte gelingt der Übergang in den Beruf auch bei geringer Bildung besser als der Bevölkerung mit Zuwanderungsgeschichte und zudem Männern besser als Frauen. Frauen mit Zuwanderungsgeschichte gelingt der Übergang in Arbeit dabei oftmals nur in Verbindung mit schlechteren Arbeitsbedingungen (BMFSFJ 2007).

Es gibt allerdings auch Studien, die hervorheben, dass Frauen mit Zuwanderungsgeschichte trotz des niedrigen sozialen Status ihrer Herkunftsfamilie eine große Aufwärtsmobilität im Bereich Bildung aufweisen. Diese Studien beschäftigen sich aber weiter nicht ausschließlich mit nachfolgenden Zuwanderungsgenerationen (Boos-Nünning, Karakasoglu 2004).

Obwohl schon der Nationale Integrationsplan feststellt, dass „Migrantinnen sich in allen Bereichen des täglichen Lebens mit Vorurteilen konfrontiert [sehen], die ihnen gleichberechtigte Teilhabe am gemeinschaftlichen Leben in Deutschland und den gleichberechtigten Zugang etwa zu Bildung, Beruf und Gesundheits-

⁴ An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass der Integrationsbegriff verschiedenen akzentuierten Definitionen beispielsweise der Politik oder der Soziologie unterliegt. Diese Auseinandersetzung wird in der vorliegenden Arbeit nicht näher betrachtet. Zur näheren Auseinandersetzung mit dem Begriff im Rahmen der Migrationsforschung: Treibel 2011, Kapitel 5.3.

und sozialen Regeldiensten durch die Verflechtung von Benachteiligungen aufgrund des Geschlechts, der Herkunft sowie eventuell der Religion erschweren“ (BMFSFJ 2007, 87-88), wird dennoch deutlich, dass das spezifische wechselseitige Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität von Frauen der Nachfolgenerationen untersucht werden muss, um daraufhin den Umgang unserer demokratischen Gesellschaft mit Vielfalt, Differenz und Hierarchie genauer beleuchten zu können. Ursula Apitzsch bemerkt in diesem Zusammenhang: „Angehörigen der postkolonialen Eliten mag man allenfalls verzeihen, wenn sie aus ihrer heutigen Position als Intellektuelle über ihre Herkunft berichten, nicht aber ganz normalen Arbeitsmigranten. Sie und ihre Kinder sind uns nämlich in ihrem Bildungsaufstieg viel zu nah gekommen, viel zu ähnlich geworden“ (Apitzsch 2003, 8).

Nicht nur aufgrund einer wissenschaftlichen Vernachlässigung ist die gezielte qualitative Untersuchung der Lebenssituation der Töchter der sogenannten italienischen Gastarbeiter des Volkswagenwerkes erforderlich. So ist zudem darauf hinzuweisen, dass obwohl die italienischen Gastarbeiter und deren Familien den Stadtcharakter Wolfsburgs und dessen Entwicklung mitprägten, bei den in Wolfsburg in den Jahren 1959 bis 1999 durchgeführten drei stadtsoziologischen Studien⁵ Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte vernachlässigt wurden, und der Fokus auf die Folgegeneration von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte blieb unerforscht. 2016 lebten in Wolfsburg von insgesamt 125.309 gemeldeten Personen 7798 Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte. Mit 6,2 % Bevölkerungsanteil gehören sie neben Menschen mit polnischer Zuwanderungsgeschichte (6,5 %) zu den größten Gruppen mit einer nichtdeutschen Zuwanderungsgeschichte⁶ in Wolfsburg (Stadt Wolfsburg 2016).

Angesichts des lokalen Kontexts Wolfsburgs und der aufgezeigten Forschungslücke in Bezug auf Frauen und Kinder der sogenannten Gastarbeiterfamilien wird die Dringlichkeit einer konkreteren Untersuchung dieser Bevölkerungsgruppe sichtbar und die damit auch verbundenen Möglichkeiten für die Stadtsoziologie Wolfsburgs deutlich.

⁵ Einen Überblick vermitteln bspw. Herlyn, Ulfert/Tessin, Wulf 2000.

⁶ Im Jahr 2016 waren 125.309 Personen in Wolfsburg gemeldet. Davon besitzen nach der statistischen Definition 36,8 % eine Zuwanderungsgeschichte. Das Merkmal Zuwanderungsgeschichte unterliegt hier der Wolfsburger Definition (Stadt Wolfsburg 2016).

Die dieser Studie zugrunde liegende Forschung setzt an der oben charakterisierten Forschungslücke an und geht der Frage nach, welche Verortungen Frauen der dritten Generation mit tradierter italienischer Zuwanderungsgeschichte zum Zeitpunkt der Untersuchung vornehmen, inwiefern diese Verortungen im Laufe ihrer Biographie beeinflusst werden und wie sich die Wechselbeziehungen zwischen den Kategorien Geschlecht und Ethnizität ausgestalten. Im Fokus stehen dabei die von ihnen artikulierten Zugehörigkeitskonstruktionen innerhalb ihrer biographischen Erzählungen über Zugehörigkeit. Im Ausblick auf die empirischen Befunde ist festzuhalten, dass diese Hinweise auf die Bedeutung der Traditionsfortschreibung liefern.

Neben den sozialen Kategorien Geschlecht und Ethnizität wird vorannehmend die Bildungsschicht der Herkunftsfamilien und die der befragten Frauen (King/Koller 2009) miteinbezogen und das Forschungsvorhaben wird in den lokalen Kontext Wolfsburgs eingebettet. Dieser Kontext wird anhand von stadt-historischen und medialen Auseinandersetzungen mit der Gastarbeitergeschichte gerahmt. Zudem werden Expert_inneninterviews mit Personen der Wolfsburger Institutionslandschaft ausgewertet, bei denen die Existenz der jeweiligen Institution und deren Beschaffenheit in der Gastarbeitergeschichtsentwicklung begründet ist.

Die Untersuchung bezieht ihr Datenmaterial aus der Zusammenführung dreier verschiedener sich ergänzender qualitativer Erhebungsmethoden. Den Kern der Arbeit bilden fünf biographische Erzählungen von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte, anhand derer ihre Wahrnehmung und Erfahrungen und die Beschreibung ihrer Lebenssituation empirisch untersucht werden.⁷ Dabei geht es vordergründig um die von ihnen vorgenommenen Zugehörigkeitskonstruktionen, ihre Wahrnehmung und die von ihnen geschilderte Bedeutung der Verwobenheit von Geschlecht und Ethnizität für ihre Verortung. Es geht um die Beschaffenheit der Abgrenzung, die Ausgestaltung und um Brüche in ihren Erzählungen. Ihre erhobenen biographischen Erzählungen zu Ethnizität werden in diesem Forschungszusammenhang verstanden als individuell empfundenes und Veränderungsprozessen unterliegendes kulturelles Zugehörigkeitsgefühl. Der biographische Ansatz ermöglicht es, die Vielfalt und Komplexi-

⁷ Vornehmlich seit Ende der neunziger Jahre wird Ethnizität im Rahmen der Geschlechterforschung mit Hilfe der Biographieforschung untersucht (vgl. hierzu Dausien 2010).

tät der Lebenssituationen von Frauen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte abzubilden (Völter et. al. 2009). Ihre Erfahrungen und Deutungsmuster von Veränderungsprozessen bezüglich ihrer Lebenssituationen sollen dargestellt werden, um daraufhin den prozessualen Charakter der Selbstverortung in Bezug zu Ethnizität und Geschlecht herausstellen zu können. Die biographischen Erzählungen der Befragten sollten dabei als ein „Akt der kulturellen Wiederentdeckung“ (Hall 1999, 96) verstanden werden, um somit Aussagen über ihre Verortung treffen zu können.

Im Gegensatz zu früheren Arbeiten die von fixierten Identitäten ausgingen und die Veränderung kultureller Zugehörigkeiten und Verortungen vernachlässigten, wird in der jüngeren Forschung zunehmend versucht, prozessualen und vielfältigen Lebenssituationen gerecht zu werden. Es ist zu vermuten, dass nur temporär gültige und nicht fixierbare Verortungen und insbesondere die prozessuale Ausgestaltung ihrer Zugehörigkeitsprozesse anhand einer solchen Untersuchung besser begreifbar werden.

Die Arbeit folgt dem Konzept von Floya Anthias (Anthias 2003) hinsichtlich der Erzählung über Zugehörigkeit, um den prozessualen Charakter von Selbstverortungen zu fokussieren und um Prozessphänomene zu vergleichen. Anthias' Erzählung über Zugehörigkeit berichtet über die soziale Positionierung von Personen und lehnt Identität als heuristisches Instrument ab. Anhand der Erzählung über Zugehörigkeit ist es möglich, Aussagen über die Einnahme oder Abwehr einer sozialen Positionierung der hier im Mittelpunkt stehenden Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte zu treffen. Fremd- und Selbstpositionierungen innerhalb sozialer und kultureller Kategorien werden in dieser Untersuchung auf der Erfahrungsebene der Akteurinnen betrachtet.

Der Erhebung der biographischen Interviews ging eine Phase der lokalen Kontextualisierung anhand einer Auswertung von acht Expert_inneninterviews und anhand einer schriftlichen Beantwortung und eines Gesprächsprotokolls voraus. Die Erschließung des Raum Wolfsburgs ist mit der eigensinnigen Geschichte der sogenannten Gastarbeiter im Volkswagenwerk von besonderer Relevanz, da die Tradierung der italienischen Kultur und Zugehörigkeit nicht nur über die Eltern, sondern auch über den spezifischen Stadtcharakter (Löw 2008) und die vorhandenen italienisch geprägten Institutionen erfolgt. Dabei wird die Traditionsfortschreibung als in sich inkonsistent verstanden, da sie ständigen Verän-

derungen unterliegt und in Wolfsburg nicht allein von den Generationen der italienischen Gastarbeiterfamilien ausgeht. Sie wird stattdessen zudem von verschiedenen Akteur_innen und Stadtdiskursen beeinflusst, was einen weiten Blick nötig werden lässt, dem die Verbindung der Methoden gerecht zu werden versucht.

Im Nachgang zu den biographischen Interviews wurde zudem eine Gruppendiskussion mit der Gruppe der vorab einzeln interviewten Frauen durchgeführt, um eine weitere Verdichtung der Analyse zu erzielen. Das Forschungsdesign zielt darauf ab, sich an vorangehende Studien anzulehnen, bei denen eine besondere Tiefe der Analyse durch unterschiedliche methodische Zugänge erreicht wurde⁸.

Die biographische Forschungsmethode ermöglicht es in besonderem Maße, die subjektorientierte Forschungsfrage der Selbstverortung zu bearbeiten. Vor dem Hintergrund, dass nicht nur die Migrationsforschung, sondern im Besonderen auch die Frauen- und Geschlechterforschung einen Bedarf an qualitativem Material bezüglich der Lebenssituationen von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte hat (Lutz 2010), ist eine biographische Erhebung zur Lebenssituation von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte und spezifisch mit Bezug zu den nachfolgenden Generationen sinnvoll. Helma Lutz weist zudem darauf hin, dass im deutschsprachigen Kontext bislang nur wenige Arbeiten ihren Fokus gleichermaßen auf Geschlecht und Ethnizität legen und dass es in weiteren Forschungen auch um Verortungs- und Positionierungsfragen gehen sollte (ebd.).

Die vorliegende Arbeit generiert qualitative Daten für das Forschungsfeld und liefert Erkenntnisse zur Theoriebildung zu Prozessen der Selbstverortung. Anhand der vorliegenden Untersuchung sollen die Handlungsstrukturen, Partizipationsmöglichkeiten und Ressourcen der Lebenssituationen der Frauen sichtbar gemacht werden, um nicht zuletzt der Forderung nach einer ressourcenorientierten Studie nachzukommen (Lutz 1999, Färber et. al. 2008, Apitzsch 2003).

Die Untersuchung ist wie folgt strukturiert: Eingangs wird in Kapitel 1 auf die lokale Situierung der Forschung in Wolfsburg eingegangen. Die Geschichte der italienischen Gastarbeit in Wolfsburg, die anfängliche Segregationssituation und das Umdenken hin zu Integrationsbemühungen, die Entstehung italienbezogener Institutionen sowie das Aufwachsen der Interviewpartnerinnen der biogra-

⁸ Vgl. beispielsweise Köttig 2009, Phillipper 1997, Anthias 2003, Flick et. al. 2009

phischen Interviews werden dargestellt. Anschließend werden in Kapitel 2 Gemeinsamkeiten in der Entwicklung der Migrationsforschung und der Frauen- und Geschlechterforschung aufgezeigt und die Biographieforschung als geeignetes Vorgehen identifiziert, um Geschlecht und Ethnizität sowie Selbstverortungsprozesse zu untersuchen. Dabei wird wie erwähnt vornehmlich die Beschaffenheit und Ausgestaltung dieser Prozesse fokussiert.

Im dritten Teil der Arbeit werden in Kapitel 3 Planung, Vorgehen und Auswertungsmethoden der Forschung in Bezug auf die drei Erhebungsmethoden Expert_inneninterviews, biographische Interviews und Gruppendiskussion erörtert. Abschließend werden in Kapitel 4 und 5 die Ergebnisse der Auswertungen in Bezug auf die Zugehörigkeitskonstruktionen der Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg diskutiert. Zudem wird die prozessuale Entwicklung der Selbstverortungen beschrieben und abschließend anhand der Entwicklung eines Konzepts zur ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortung ein Ausblick auf dessen weitere Untersuchungsmöglichkeiten gegeben.

Das Forschungsvorhaben soll dazu beitragen, eine weitere Annäherung zwischen beiden Forschungsrichtungen durch eine Analyse zu befördern, indem das wechselseitige Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität bei der Untersuchung der Zugehörigkeitskonstruktionen der Befragten analysiert wird. Dabei werden die fortwährenden Selbstverortungsprozesse der Befragten in ihrer Ausgestaltung und Bedingtheit sichtbar gemacht.

1 Von Italien nach Wolfsburg: Zum Forschungszusammenhang

„Städte haben eine jeweils einzigartige Geschichte (ein ‚Stadtchicksal‘), sie unterscheiden sich in der Materialität, im Klima, in der Bebauung, sie weisen unterschiedliche politische Kulturen auf und befinden sich in zum Teil gravierend verschiedenen ökonomischen Situationen“ (Löw/Steets/Stoetzer 2008, 10). Der neben weiteren verschiedenen Begebenheiten durch Abgrenzung von anderen Städten entstandene Stadtcharakter wird initiiert und geplant, um schließlich alltagsweltlich wahrgenommen zu werden. Die spezifische Geschichte einer Stadt ist somit ein Teil ihres Charakters (Löw/Steets/Stoetzer 2008). Dieser Sichtweise wird hier gefolgt, weil davon ausgegangen wird, dass

die spezifischen urban-geschichtlichen Entwicklungen der Stadt Wolfsburg Einfluss auf die Erfahrungen und Wahrnehmungen der befragten Frauen haben. Urbane Ausprägungen Wolfsburgs, die in einem Bezug zur sogenannten Gastarbeitergeschichte stehen sind für die Untersuchung erkenntnisleitend.

Eine urbane Besonderheit der Stadt Wolfsburg ist ihre Geschichte der sogenannten italienischen Gastarbeiter. Dieser Geschichtsaspekt ist für die Forschung insofern von besonderer Bedeutung, als in Wolfsburg die Tradierung einer italienischen Zugehörigkeit nicht ausschließlich über die Familienmitglieder erfolgt, die eine eigene Zuwanderungsgeschichte aufweisen, sondern die Tradierung sich neben italienisch geprägten Freizeiträumen und italienischer Gastronomie zudem über einen in diesem Zuge entstandenen spezifischen Stadtcharakter vollzieht, der sich in Teilen auch anhand bestimmter Institutionen darstellt.

Für den Zugang zu diesbezüglichen lokalen urbanen Aspekten werden Expert_inneninterviews (siehe 3.1) ausgewertet, anhand derer die biographischen Erzählungen der Interviewpartner_innen und deren Aussagen der Gruppendiskussion (siehe 3.2 und 3.3) kontextualisiert werden. Das folgende Kapitel fokussiert die Geschichte der Generation der sogenannten italienischen Gastarbeiter und ihrer Familien in Wolfsburg und vermittelt einen ersten Überblick über den urbanen Kontext des Aufwachsens jener Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte, deren biographischen Erzählungen den Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung darstellen.

1.1 Eine italienische Geschichte in Wolfsburg

Die Entwicklung der Stadt Wolfsburg wurde in der Vergangenheit geschichtlich, soziologisch, städtebaulich und architektonisch vielseitig betrachtet (bspw. Herlyn et al. 2012, Beier 1997). Tatsächlich war der einzige Grund für die Stadtgründung der geplanten Industriestadt Wolfsburg die Gründung des Volkswagenwerkes im Jahr 1938 durch die Nationalsozialisten (Herlyn et al. 2012). Die Stadt erhielt bei der Gründung des Volkswagenwerkes zunächst die von den Nationalsozialisten als Übergangslösung gewählte Bezeichnung „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ (Grieger 2012, 510). Erst nach dem Zweiten

Weltkrieg entschied die Stadtversammlung letztlich über den Städtenamen, und seither trägt die Stadt in Anlehnung an das Schloss Wolfsburg von 1945 an den Namen Wolfsburg (Korff 1997).

Für das Verständnis der tradierten italienischen Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg ist es von Bedeutung, die biographischen Erzählungen über Zugehörigkeit im urbanen Kontext zu betrachten. Da zu diesem Zweck im Folgenden die sogenannte Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs skizziert wird, ist eine Generationeneinordnung relevant, da sich diese aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit der Stadt und der damit einhergehenden Zwangsarbeit die Generationeneinordnung etwas anders darstellt als in anderen Städten.

Bei der Generationeneinordnung halte ich mich an Dr. Manfred Grieger, der bis 2016 Chefhistoriker bei der Volkswagen AG war und zudem an der Universität Göttingen Lehrbeauftragter ist. Manfred Grieger nimmt eine Datierung der ersten Generation von Italiener_innen in Wolfsburg in der Zeit des Nationalsozialismus vor und führt diese Generationenfolge fort. Im Unterschied zu anderen Migrationsstudien unterscheidet er insgesamt drei Generationen und ordnet die Kinder der italienischen Gastarbeiterfamilien der dritten Generation von Italiener_innen in Wolfsburg zu. Die Interviewpartner_innen der biographischen Interviews sind mit dem Geburtsort Wolfsburg dieser dritten Generation zugeordnet, während ihre Eltern der zweiten Generation zugeordnet sind und eine eigene Zuwanderungsgeschichte aus Italien aufweisen.

Manfred Grieger spricht im Zusammenhang der Geschichte von Italiener_innen in Wolfsburg von zwei Zuwanderungsphasen. Die erste Zuwanderungsphase situiert er in die Zeit von 1938 bis 1945 und bezieht sich dabei auf zwei Gruppen, deren Angehörige sich gegebenenfalls überschneiden. Einerseits beschreibt er damit die italienischen Arbeiter, die aufgrund der Übereinkunft zwischen Nazi-Deutschland und Italien nach Wolfsburg zur Arbeit ins Volkswagenwerk kamen; andererseits gehört für ihn auch die Gruppe der italienischen Zwangsarbeiter, die als Kriegsgefangene der Nationalsozialisten ab 1943 bis zum Kriegsende zur Arbeit im Volkswagenwerk gezwungen wurden, zur ersten Zuwanderungsphase. Oftmals handelte es sich dabei in diesem Zeitraum aufgrund einer Statusverschiebung von Arbeitern hin zu Zwangsarbeitern um dieselben Personen. Diese Phase der ersten Generation von Italienern in Wolfsburg

burg endete 1945 mit der Rückkehr der Zwangsarbeiter in ihr Heimatland Italien (Grieger 2012).

Die zweite Zuwanderungsphase nach Grieger basiert auf dem Anwerbeabkommen von 1955 zwischen Deutschland und Italien, das den Startpunkt der sogenannten Gastarbeitergeschichte in Deutschland darstellt. Die Zuwanderung nach Wolfsburg beginnt jedoch erst 1962. Die Gastarbeitergeschichte der zweiten Zuwanderungsphase ist gleichzeitig die Geschichte der Eltern der Interviewpartnerinnen und bedarf im Folgenden einer näheren Betrachtung.

Für Grieger umfasst die zweite Phase der italienischen Zuwanderung nach Wolfsburg mehrere Zeitabschnitte und dauert zudem weiterhin an. Die Zuwanderung der sogenannten italienischen Gastarbeiter vollzieht sich in Wolfsburg von 1962 bis 1975. In diese Periode ordnet Grieger die Zuwanderung der italienischen Zuwanderer_innen der zweiten Generation und deren Kinder beziehungsweise die Italiener_innen der dritten Generation ein.

Anette Treibel weist in diesem Zusammenhang auf die übliche Einordnung der Generation sogenannter Gastarbeiter_innen innerhalb der Migrationsforschung hin, die bis zum Anwerbestopp 1973 in die Bundesrepublik Deutschland zuwanderten und gemeinhin als erste Generation bezeichnet werden (Treibel 2011). Die Generationsfrage im Zusammenhang dieser Untersuchung stellt sich jedoch wie beschrieben anders dar: Die Geschichte der jungen Industriestadt Wolfsburgs ist begründet in der Grundsteinlegung des Volkswagenwerks und der damit verbundenen Stadtplanung der Nazi-Zeit. Die arbeitsbezogene Zuwanderungsgeschichte der Italiener_innen in Wolfsburg beginnt bereits in dieser Zeit und nicht erst mit der Zuwanderung im Rahmen des Anwerbeabkommens. Daher erscheint es sinnvoll, diese erste Generation in die Überlegungen bezüglich einer generationalen Betrachtung von Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg miteinzubeziehen.

Somit wird nicht die übliche Einordnung der sogenannten Gastarbeiterkinder als zweite Generation übernommen, sondern im Folgenden wird dabei von der dritten Generation die Rede sein, um dem historischen Kontext Rechnung zu tragen. Relevanter als die Frage der Abfolge ist allerdings die damit verbundene Perspektive, auf die Treibel (2011) hinweist: Erst die Beobachtungen und das wachsende Verständnis der Migrationsforschung dafür, dass die Gastarbeiter_innen nicht nur zeitweise bleiben würden, sondern stattdessen Familienan-

gehörige nachholten oder Familie gründeten, veränderte die Perspektive, und eine generationsbezogene Betrachtung wurde notwendig (Treibel 2011). Grieger trifft bei seiner Betrachtung, zumindest bezüglich der dritten Generation, keine Unterscheidung zwischen Italiener_innen mit dem Geburtsland Italien, also Italiener_innen, die eine eigene tatsächlich durchlebte Zuwanderungsgeschichte mitbringen, und den in Deutschland geborenen italienischen Kindern mit einer tradierten Zuwanderungsgeschichte der italienischen Gastarbeiter und ggf. von ihren Frauen (Grieger 2012). Wenn auch ein Fokus auf die Überschneidungen und Gemeinsamkeiten innerhalb dieser Gruppe sinnvoll erscheint und die Fokussierung auf Gruppen möglicherweise die Tendenz hat, die Diversität innerhalb der Gruppe zu vernachlässigen, so ist diese Unterscheidung zwischen eigener und tradierter Zuwanderungsgeschichte im Zusammenhang dieser Untersuchung notwendig, unter anderem, um in die Forschungslücke zu dieser bestimmten Generationslage zu wirken. Die Notwendigkeit der spezifischen Betrachtung von Personen mit einer tradierten Zuwanderungsgeschichte spiegelt sich unter anderem in der Einteilung des Statistischen Bundesamtes wider. So greift das Statistische Bundesamt den Begriff und die Darstellung der Personen „mit Migrationshintergrund im weiteren Sinn“ auf und bezieht sich damit auf die Personen, die in Deutschland geboren sind und deren Zuwanderungsgeschichte sich nicht auf die selbst erlebte bezieht, sondern auf die Zuwanderungsgeschichte eines oder beider Elternteile (Statistisches Bundesamt 2014, 6). Der Fokus dieser Untersuchung liegt nach diesem Verständnis auf Zuwanderungsgeschichten im weiteren Sinne der dritten Generation von Italiener_innen in Wolfsburg, beziehungsweise spezifischer auf Frauen mit tradierter italienischer Zuwanderungsgeschichte der dritten Generation von Italiener_innen in Wolfsburg.

Wanderungen von Italien nach Wolfsburg

Die tradierte Zuwanderungsgeschichte der Interviewpartnerinnen im Zusammenhang mit den biographischen Interviews ist Teil der Geschichte der Gastarbeiteranwerbung von Volkswagen. In den 1950er Jahren trafen zwei Gegebenheiten aufeinander, die hier wirksam wurden: Deutschland sah sich einem

Mangel an Arbeitskräften ausgesetzt, während Italien für die vorhandenen Arbeitskräfte nicht ausreichend Arbeitsplätze zu bieten hatte. Am 20. Dezember 1955 wurde das Anwerbeabkommen zwischen Italien und Deutschland über die Anwerbung und Vermittlung italienischer Arbeitskräfte geschlossen. Die Mehrheit der italienischen Arbeitskräfte kam aus dem strukturschwachen Mezzogiorno Italiens. Sie schlossen Verträge für sechs bis zwölf Monate und wurden von dem katholischen Arbeiterverband ACLI oder anderen Gewerkschaften bei der Arbeitsvermittlung betreut (Thränhardt 1999, 41).

Die Historikerin und Sozialwissenschaftlerin Anne von Oswald stellt in diesem Zusammenhang fest, dass anfangs nicht die Industrie, sondern hauptsächlich die deutsche Landwirtschaft die Vermittlung italienischer Arbeiter anfragte (von Oswald 1997). Doch im Jahr 1956 erwog der Generaldirektor des Volkswagenwerks Heinrich Nordhoff erstmals die vorübergehende Anwerbung italienischer Arbeitskräfte, bis sich 1961 der Vorstand der Volkswagen AG dazu entschied, vorübergehend ausschließlich italienische männliche Arbeitskräfte anzuwerben (Grieger 2012). Im Januar 1962 traf der erste Zug mit italienischen Arbeitern in Wolfsburg ein und die sogenannte Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs begann. Anne von Oswald beschreibt, dass Volkswagen durch die Anwerbung noch im selben Jahr bereits mehr als 3000 italienische Produktionsarbeiter beschäftigte und zeigt auf, dass Unternehmen die direkte Anwerbung zwar untersagt war, Volkswagen aber dennoch einen Anwerbemann nach Süditalien schickte, um sich italienische Arbeitskräfte zu sichern. Nach von Oswalds Ausführungen wurden die angeworbenen Italiener anschließend zur deutschen Anwerbekommission in Verona geschickt und fuhren von dort direkt nach Wolfsburg. Sie stellt zur Debatte, ob die Tatsache, dass Volkswagen bis in die 1970er Jahre ausschließlich italienische Männer einer gewissen Altersgruppe anwarb, auf einer konzeptionellen Entscheidung beruhte, damit aufgrund einer männlichen Vereinzelung und der Unmöglichkeit der Familienzusammenführung die Rückwanderungsquote der angeworbenen Arbeiter absichtlich hoch blieb (von Oswald 1997).

Auch Grieger beschreibt eine Rückwanderungstendenz, indem er schildert, dass sich zu Beginn der von Volkswagen vorgenommenen Anwerbung die „Italienerbelegschaft rechnerisch fast einmal austauschte“ (Grieger 2012, 520). Ende 1967 waren krisenbedingt nur noch 2820 Italiener im Volkswagenwerk

beschäftigt. Weiter ist anzumerken, dass auch Dietrich Thränhardt noch 1999 darauf hinweist, dass bei der Geschlechterverteilung bei Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland der Männeranteil überwiegt (Thränhardt, 1999).

In Zeiten der Höchstkonjunktur verzeichnete das Volkswagenwerk Anfang der 1970er Jahre zeitweise den Höchststand von 7417 italienischen Arbeitern (Grieger 2012). Die Anzahl der italienischen Arbeiter in Wolfsburg schwankte jedoch laut von Oswald nicht nur aufgrund der zuvor beschriebenen hohen Rückkehrquote, sondern unter anderem aufgrund der personalpolitischen Ausrichtung des Volkswagenkonzerns. Konjunkturelle Schwankungen wurden mit dem nicht anzeigepflichtigen Abbau italienischer Arbeiter ausgeglichen (von Oswald 1997).

Grieger beschreibt die italienischen Arbeiter der Gastarbeiterperiode sogar konkret als „Beschäftigungspuffer“ (Grieger 2012, 524). Erst 1970 warb Volkswagen zusätzlich Arbeiter aus Tunesien an, und bis 1978 wurde an der Entscheidung festgehalten, keine Arbeitsmigrantinnen im Werk anzustellen (von Oswald 1997).

Im Zusammenhang dieser Untersuchung ist festzuhalten, dass im Stadtbild aufgrund der Anwerbesystematik ausschließlich junge italienische Männer für die Wolfsburger Stadtgesellschaft sichtbar waren und die von Volkswagen festgelegten Anwerberichtlinien und die Struktur des „Gastarbeiter-Angebots“ seitens Italien indirekt auf die Prägung der interkulturellen Erfahrung der Wolfsburger Stadtgesellschaft einwirkte.

Darstellungsweisen der Wohnverhältnisse in der wissenschaftlichen und pressemedialen Aufbereitung

Die Geschichte der sogenannten italienischen Gastarbeiter und ihrer Familien in Wolfsburg lässt sich sehr unterschiedlich lesen, da ihren Darstellungen ambivalente Zuschreibungen und gegenteilige Deutungen zugrunde liegen – sei es seitens der Presse, der Politik oder der Wissenschaft.

Besonders in den pressemedialen Aufbereitungen des Themas werden Unterschiede im Bezug auf die Darstellungsweisen und Deutungen deutlich, zugleich

finden sich aber in der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen verschiedene Deutungen wieder, die sich unter anderem anhand der Verwendung verschiedenen konnotierter Begriffe ablesen lassen. In besonderem Maße werden diese Unterschiede in Bezug auf die Beschreibungen der Wohnverhältnisse der Italiener_innen in Wolfsburg deutlich, die im Folgenden exemplarisch dargestellt werden.

Volkswagen ließ 1962 für die Unterbringung der ersten italienischen Gastarbeiter Unterkünfte, wie Grieger sie bezeichnet, an der Berliner Brücke und somit in direkter Nähe zum Volkswagenwerk errichten (Grieger 2012).

Während Grieger eher neutral von Unterkünften spricht, werden die Gebäude dieses „größten italienischen Dorfes jenseits der Alpen“ (von Oswald 1997) bei von Oswald und auch in zeitgenössischen pressemedialen Berichten und Artikeln über Zeitzeugen mitunter als „Baracken“ betitelt (von Oswald 1997; Riccò 2006, Romeo 1995). Die mit den Wohnverhältnissen und Lebensumständen verbundenen Deutungen sind ambivalent und die Bewertungen verschiedener Quellen driften auseinander.

So verweist Grieger einerseits auf „die Folgen der ungewohnten Trennung von ihren Familien und des Lebens in einer fremden Umgebung“ und räumt auch die „ungewohnten Unterbringungsverhältnisse“ und „begrenzten Freiräume“ für die italienischen Gastarbeiter ein (Grieger 2012, 518). Andererseits hebt er positiv hervor, dass die italienischen Gastarbeiter innerhalb der segregierten Wohnverhältnisse direkt von dolmetschenden Landsleuten empfangen wurden und ihnen in den Unterkünften ein italienischer Arzt zur medizinischen Versorgung gestellt wurde (Grieger 2012).

Die Tatsache, dass Volkswagen 1962 den Wohnbereich der Gastarbeiter umzäunen ließ und eine Werkschutzwache am Eingang einrichtete, wird in der historischen Literatur und in den Medien fortwährend einerseits als gut gemeinte Absicht Volkswagens verstanden, den Wohnbereich der Italiener vor neugierigen Blicken der deutschen Wolfsburger Bevölkerung zu schützen, andererseits als Schutz vor Prostituierten und fliegenden Händlern; wieder andere interpretieren dies als eine Art sichtbare Abgrenzung und Ausgrenzung der italienischen Gastarbeiter gegenüber der Wolfsburger Stadtgesellschaft (von Oswald 1997, Riccò 2006, Grieger 2012).

Während beispielsweise die Historikerin und Sozialwissenschaftlerin Anne von Oswald die Unterkünfte mit der Umzäunung sehr kritisch beurteilt und einen durch Baracken, Umzäunung und den bewachten Eingang erzeugten kaserneähnlichen Charakter beschreibt (von Oswald 1997) und die Journalistin Rönneburg sogar Parallelen zu den Lebensverhältnissen der Zwangsarbeiter_innen während des Zweiten Weltkrieges zieht (Rönneburg 2005), war es nach Grieger eher das Ziel dieser Maßnahme, ungebetenen Besuch vor den Unterkünften abzuwehren und deren Bewohner zu kontrollieren. Dennoch weist er darauf hin, dass diese deutliche Abgrenzung zur Wolfsburger Stadtgesellschaft sich negativ auf das Wohlbefinden und die Konfliktentwicklung im Wohnbereich ausgewirkt habe (Grieger 2012).

Somit ist anzunehmen, dass nicht nur die Anwerbesystematik Volkswagens, sondern zudem die spezifische Positionierung der italienischen Gastarbeiter im stadtgesellschaftlichen Kontext anhand von Ort oder Ausstattung auf die Befähigungen der Gastarbeiter und auf die interkulturelle Entwicklung der Stadtgesellschaft prägenden Einfluss nahm. In einem Artikel der „Zeit“ aus dem Jahr 1995 wird in diesem Kontext auf die Zustände im Zweiten Weltkrieg rekurriert, als Zwangsarbeiter_innen und KZ-Häftlinge in Holzbaracken innerhalb des Volkswagenwerks eingesperrt wurden, indem von der „Wiederaufnahme einer Tradition“ gesprochen wird (Romeo 1995). In einem anderen zeitgenössischen Artikel wird geschildert, inwiefern der Vorstandsvorsitzende Heinrich Nordhoff sich solcher Assoziationsmöglichkeiten bewusst gewesen sei und deshalb versucht habe, mit Zwangsarbeit verbundene Begriffe wie das sogenannte Lager oder die Baracke zu vermeiden (Rönneburg 2005).

Die in beispielsweise pressemedialen Interviews dargestellten Schilderungen zu den von den italienischen Gastarbeitern bewohnten Räumen der ersten Jahre gehen teils stark auseinander. So reichen die Beschreibungen von Zimmern mit Etagenbetten, die je nach Quelle mal zu viert, mal zu sechst und dann zu zweit bewohnt werden sollten, bis hin zu Beschreibungen, wonach diese Zimmer je nach Bericht zwischen 12, 13 und 20 Quadratmeter groß gewesen seien. Einerseits wurden die Zustände der Wohnverhältnisse für italienische Gastarbeiter in Wolfsburg deutlich besser bewertet als beispielsweise für in der Landwirtschaft eingesetzte Gastarbeiter anderswo, und die 52 Gebäude wurden als eine Art sauberer Wohnort beschrieben, dennoch ist andererseits die Rede von einer

Patrouille von Wachpersonal mit Schäferhunden an der Umzäunung (bspw. Rönneburg 2005; Riccò 2006, Romeo 1995, von Oswald 1997).

Deutlich wird hier, dass die beispielsweise von Volkswagen als von der Nazizeit unabhängiges Ereignis scheinbar unverfänglich intendierte Konnotation der Gastarbeitergeschichte sich nicht durchsetzt und in verschiedenen – wissenschaftlichen, aber hauptsächlich medialen – Quellen die Verbindung zur Gründungszeit des Volkswagenwerks und der Stadt gezogen wird. Ingeborg Philipper verwendet für den Kontext Kassels konkret den Begriff der „Baracken“ (Philipper 1997, 52), die „nicht selten zuvor Zwangsarbeiterunterkünfte gewesen waren, von hohen Stacheldrahtzäunen umgeben“ (ebd., 52) und zieht dabei eine direkte Verbindung zwischen Zwangsarbeitergeschichte und Zuwanderungsgeschichte im Rahmen der Gastarbeiteranwerbung in Kassel. Auch Philipper spricht – im Zusammenhang mit Kassel – die Verdrängung der Verbindung der beiden Zuwanderungsabschnitte an: „Dass hier (am Wohnort der Gastarbeiter, Anm. Verf.) zuvor Zwangsarbeiter gelebt hatten, auch Landsleute, war zwar bekannt, wurde aber zunächst eher verdrängt“ (Philipper 1997, 52).

Die für Wolfsburg beschriebenen ambivalenten Deutungen legen die Vermutung nahe, dass versucht wird, die italienische Gastarbeitergeschichte unabhängig von der Zwangsarbeitergeschichte für die Stadtgeschichte einzuordnen. Wenn auch im vorliegenden Forschungsrahmen diese Lücke der Geschichtsbearbeitung nicht geschlossen werden kann, so wird doch deutlich, dass sich Wolfsburg innerhalb seiner Integrationsdiskurse nicht der eigenen beziehungsweise hauptsächlich Volkswagen-bezogenen Zwangsarbeitergeschichte entziehen kann.

Segregation und Integration innerhalb von Begründungszusammenhängen

Bereits anhand der unterschiedlichen Darstellungen und Bewertungen des ersten Wohnungsortes der Italiener in Wolfsburg kristallisieren sich wie zuvor beschrieben verschiedene Deutungsmuster innerhalb sowohl medialer als auch wissenschaftlicher Diskurse heraus, die sich in weiteren Beschreibungen der Gastarbeitersituationen fortsetzen. Diese Deutungsmuster rekurrieren zum ei-

nen auf die von von Oswald beschriebene Situation der italienischen Gastarbeiter als Ergebnis eines „ausgesprochen provisorischen und temporären Charakters der neuen Migrationsmöglichkeiten in Westeuropa“ (von Oswald 2002, 72) und der damit verbundenen erzielten hohen Rückwanderungsquote.

Zum anderen bemühen die Diskurse zur Gastarbeitergeschichte wie dargestellt verschiedene Begründungszusammenhänge, in denen dargestellt wird, dass die hohe Rückwanderungsquote zwar zunächst angestrebt worden sei, aber eher eine Notwendigkeit des Arbeitsmarktes gewesen sei und schließlich sehr früh in ein hohes Integrationsbemühen der Stadt gemündet sei.

Weitere Begründungszusammenhänge lassen sich auch in der wissenschaftlichen und medialen Auseinandersetzung mit der Frage finden, warum die Zahl der Italiener im Volkswagenwerk in einer kurzen Phase so schnell anstieg. Hier begegnen uns sehr gegenteilige Ansätze: Einerseits wird auf die Zwangsarbeitergeschichte Bezug genommen, indem geschlossen wird, dass die Geschichte der ersten Italienergeneration in Wolfsburg keine Anwerbevorteile beispielsweise aufgrund des früheren Zugangs für die Anwerbung von Gastarbeitern ab 1961 für Wolfsburg mit sich gebracht hätte (von Oswald 1997, Grieger 2012) und somit die Zwangsarbeitergeschichte in gewissem Ausmaß losgelöst von Italiener_innen in der Nazizeit eingeordnet wird, andererseits wird in anderen Zusammenhängen gezielt auf die Zwangsarbeitervergangenheit in Wolfsburg Bezug genommen (Rönneburg 2005).

Eine Bezugnahme auf die Zwangsarbeitergeschichte erfolgt innerhalb der medialen und wissenschaftlichen Betrachtungen nur anhand weniger Aspekte oder erfolgt gar nicht. Von Oswald vertritt die These, und ein weiterer Artikel nimmt Bezug darauf, dass die Beziehungen des Generaldirektors und späteren Vorstandsvorsitzenden Heinrich Nordhoff zum Vatikan die Anwerbung der Gastarbeiter aus Italien beschleunigt habe, während beispielsweise Hedwig und Ralf Richter diesen Zusammenhang verneinen und Manfred Grieger diesen gar nicht erst aufgreift (von Oswald 1997, Riccò 2006, Richter/Richter 2012, Grieger 2012).

In der Auseinandersetzung mit der Geschichte der italienischen Gastarbeiter in Wolfsburg wird zudem der katholischen Kirche in den Beschreibungen eine ambivalente Rolle zuteil. Der katholischen Kirche werden sowohl Integrationsbemühungen als auch die Behinderung von Integration zugeschrieben (Decker

2013, Grieger 2012, Schneider-Bönninger/Neteler o.J.). Grieger beispielsweise schildert die Situation der Wolfsburger Stadtgesellschaft und der Gruppe der italienischen Gastarbeiter in Wolfsburg nach 1962 als geprägt durch „Vorbehalte und zum Teil bis ins Handgreifliche gehende Konflikte“ (Grieger 2012, 520). Es lässt sich festhalten, dass beispielsweise die sichtbar segregierte Wohnform, die zudem symbolisch abgezäunt wurde, augenscheinlich nicht zur Integration in den ersten Jahren beitrug.

Die Unternehmensleitung Volkswagens bemühte sich anfangs nicht um die Zusammenführung der Gastarbeiter und ihrer Familien. Die zweitägigen Proteste im Jahr 1962, bei denen die Italiener für bessere medizinische Versorgung und für eine stärkere Betreuung durch das Unternehmen eintraten, stellen Griegers Einschätzung nach allerdings einen Wendepunkt dar: Zwar wurden die Streikführer entlassen, dennoch gab es nach 1962 erstmals Beteiligungsmöglichkeiten für die italienischen Gastarbeiter im Rahmen des Betriebsrats und der IG Metall sowie der katholischen Kirche (Grieger 2012). 1965 wurde schließlich der erste Italiener in den Betriebsrat in Wolfsburg gewählt: Lorenzo Annese war bundesweit der erste ausländische Mitarbeiter auf der IG-Metall-Liste (Schneider-Bönninger und Neteler o.J.). In den folgenden Jahren öffnete sich die Stadtgesellschaft weiter, und Volkswagens Unternehmensleitung übernahm mehr Verantwortung, wenn auch längst nicht in einem Ausmaß, das der heutigen Vorstellung einer inklusiven Stadtgesellschaft entspräche.

Die Vorstellungen und Wünsche der Italiener, außerhalb der Unterkünfte an der Berliner Brücke gemeinsam mit ihren Familien wohnen zu können, wurde 1965 erstmals in kleinen Teilen ermöglicht, und 85 Italienern wurden vereinzelte Wohnungen zugewiesen. Doch wurden diese Familienzusammenführungen, deren Grundlage die neuen Wohnmöglichkeiten waren, weder im großen Stil betrieben, noch war dieser Akt Ausdruck stärkerer Integrationsbemühungen, wenn andererseits zur Kenntnis genommen werden muss, dass noch 1971 weiterhin nur 485 italienische Familien in Wolfsburg wohnten und somit noch nicht die breite Masse der italienischen Arbeiter ihre Familien nachholen konnten (Grieger 2012).

Im Bereich der Sprachförderung wurden frühzeitig, wenn auch offenbar wenig genutzt, Sprachkurse angeboten (Grieger 2012, Rönneburg 2005). Anfang der 1970er Jahre wurden von der VW Wohnungsbaugesellschaft schließlich erste

Hochhäuser für die männlichen italienischen Arbeitskräfte finanziert und zwölf achtgeschossige Hochhäuser gebaut. Jedoch scheint diese Entscheidung nicht in erster Linie aufgrund von Integrationsgedanken gefallen worden zu sein, sondern aufgrund des konjunkturellen Aufschwungs und der hohen Beschäftigungszahlen von italienischen Gastarbeitern, da diese untergebracht werden mussten (von Oswald 1997, Grieger 2012, Schneider-Bönninger und Neteler o.J.).

Das Unternehmen bot den in den Unterkünften an der Berliner Brücke wohnenden Gastarbeitern ohne Familie schließlich Filmabende, Zeitungen in italienischer Sprache und im Hochhausneubau Gemeinschaftsräume sowie Freizeitmöglichkeiten an, insoweit beispielsweise den Familien eine Bocciabahn zur Verfügung stand. Hierbei ist anzumerken, dass dies alles weiterhin in einem segregierten Wohnbereich stattfand. Grieger und von Oswald zeigen übereinstimmend auf, dass es durch diese Art der Unterbringung nur wenig bis keine Kontaktaufnahme zur Wolfsburger Aufnahmegesellschaft gab.

Die Kontaktaufnahme der erwachsenen Männer zu Wolfsburger_innen ging kaum über die Arbeitsbeziehungen hinaus, und die italienischen Frauen und Kinder lernten durch mangelnde Kontaktmöglichkeiten die Sprache nicht zufriedenstellend (von Oswald 1997, Grieger 2012). Zwar gehörte zu den ersten bildungspolitischen Maßnahmen in Wolfsburg wie auch bundesweit das Angebot von Sprachklassen für ausländische Kinder, jedoch wird eine solche separate Beschulung im Hinblick auf ein nachhaltiges Integrationsbemühen in Teilen weiterhin kritisch betrachtet (Grieger 2012, Thränhardt 1999). Für die italienischen Familien kann man in Teilen von einer Isolierung anhand der gesonderten Wohnform und Beschulung sprechen; Integrationsmaßnahmen wurden vorerst nicht ergriffen.

Laut Grieger blieben die Italiener zum damaligen Zeitpunkt weiterhin die „industrielle Reservearmee“ (Grieger 2012, 526), die nur zeitweilig blieb und nur zeitweilig bleiben sollte, deren Kinder nur zeitweilig mit der deutschen Sprache konfrontiert waren und die beim Belegschaftsabbau Mitte der 1970er Jahre mit Aufhebungsverträgen Wolfsburg verließen. Die Unterkünfte der italienischen Gastarbeiter an der Berliner Brücke wurden schließlich Ende 1974 geschlossen (Grieger 2012). Im Jahr 2011 wurden an einer Gabionenwand auf dem Gebiet der Gastarbeiterunterkünfte in der Nähe der Volkswagen-Arena Aufnahmen aus

den ersten Zeiten der Gastarbeitergeschichte ausgestellt (WN 2011), um an diesen ersten Wohnort zu erinnern.

Insgesamt zeigt sich, dass anhand der verschiedenen einander widersprechenden Perspektiven auf die Wanderungsbewegungen der italienischen Gastarbeiter zwischen Italien und Wolfsburg eine Ambivalenz der Geschichtsschreibung der Gastarbeiterzeit. Denn die verschiedenen Perspektiven beschreiben einerseits Opferszenarien, andererseits Prozesse der Selbstermächtigung. Die Rückkehr nach Italien wird einerseits dargestellt als das Ergebnis zu geringer Integrationsbemühungen oder andererseits aber als individuelle Lebensentscheidung und somit ins Private verschoben.

Insofern ist es notwendig, deutlich darauf hinzuweisen, dass die Gruppe der italienischen Gastarbeiter keine homogene Gruppe war. Sie kamen mit oder ohne eigene Familie, mit verschieden stark ausgeprägten Rückkehrabsichten, sie nahmen in verschiedenen Ausprägungen am Alltag in Wolfsburg teil, sie erlernten die deutsche Sprache auf unterschiedlichem Niveau und auf verschiedene Weise, zudem war ihre Arbeitstätigkeit im Werk von Beschäftigungsentscheidungen Volkswagens fremdgesteuert. Es gab für sie verschiedene Strukturen, die ihr Leben in Wolfsburg beeinflussten, je nachdem, wie lange sie ohne Familiennachzug waren, zu welchem Zeitpunkt sie an welchem Ort eine Wohnung bekamen und ob ihre Ehefrauen, sofern sie nachgezogen waren, einer Beschäftigung nachgingen. Anzunehmen ist, dass sie zudem in Teilen tradierte Zuwanderungsgeschichten der Generation ihrer Väter aus der ersten Zuwanderungsphase mitbrachten. Ihre Rückkehrgründe waren ebenso verschieden – mal waren sie strukturell und mal individuell begründet (Richter und Richter 2012).

Allein Grieger verweist im Kontext der Herkunft darauf, dass die von der Stadtgesellschaft als Masse italienischer Gastarbeiter wahrgenommene Gruppe in sich regional und somit kulturell stark divergierte: „Was für die Wolfsburger Italiener waren, unterteilte sich aus Sicht der Zugewanderten in Männer aus Kalabrien, Apulien oder Sizilien“ (Grieger 2012, 520). Insofern muss trotz gleicher Nationalität von individuellen Lebenserfahrungen und verschieden gelagerten kulturellen Prägungen der Zugewanderten ausgegangen werden.

Die Geschichte mit ihren verschiedenen Erzählweisen und Betonungen der zweiten Generation der Italiener_innen in Wolfsburg und ihrer Kinder, ob mit

eigener oder tradierter Zu- oder Rückwanderungserfahrung, bleibt komplex und ist bisher nicht abschließend erschlossen. Dennoch lassen sich zwei Feststellungen treffen: Die Anwerbung und der konkrete Anwerbeprozess Volkswagens an sich strebten anfangs keine Integration in die deutsche Arbeitnehmerschaft oder in die Aufnahmegeellschaft Wolfsburg an. Die Aufnahmegeellschaft der Stadt Wolfsburg blockte die Integration anfangs ab, da die Beteiligten von einer ausschließlich temporären Situation ausgingen.

Diese Ausrichtung änderte sich Mitte der 1960er Jahre: Nun lassen sich mehr und mehr auch institutionelle Ankerpunkte identifizieren, die die Bedingungen für das Lebensumfeld der italienischen Gastarbeiter und ihrer Familien in den Bereichen gesellschaftlicher und betrieblicher Mitbestimmung, Bildung und freizeitgesellschaftlicher Teilhabe beeinflussten und in der Folge zu Stellschrauben von Integrationsbemühungen wurden.

Der Wendepunkt: Integrationsbestreben und Möglichkeiten der Teilhabe

Während von Oswald den Grund für die Rückkehr der Zugewanderten in den nicht vorhandenen Integrationsbemühungen sieht und Richter und Richter im Gegenteil die individuelle Entscheidung zur Rückkehr nach Italien betonen (von Oswald 1997, Richter/Richter 2012), beschreiben Grieger sowie Schneider-Bönninger und Neteler darüber hinaus die Grundsteine der italienischen Integration in Wolfsburg, die ihrer Ansicht nach schon ab Mitte der sechziger Jahre gelegt worden waren (Grieger 2012, Schneider-Bönninger und Neteler o.J.). Grieger sowie Schneider-Bönninger und Neteler sprechen insbesondere der katholischen Kirche einen Beitrag zur Integration zu und beziehen sich dabei u.a. auf die Person des Pfarrers Don Enzo Parenti als „verbindendes Band“ (Grieger 2012, 522/523) zwischen Italiener_innen und Deutschen und zudem generell auf katholische Verbände (Schneider-Bönninger/Neteler o.J.). Anzumerken ist, dass auch Philipper in ihrer Forschung zu zugewanderten Italienerinnen auf die besondere Integrationsrolle der katholischen Kirche und Verbände in Kassel hinweist (Philipper 1997).

Während die in Wolfsburg katholisch geprägten Integrationsbemühungen hauptsächlich auf Seelsorge und auf italienische Kulturangebote abzielten und

die Form einer Angebotsstruktur darstellten, verweist Grieger darüber hinaus auf die Selbsttätigkeit der Italiener, die durch den 1963 selbsttätig gegründeten Sportclub Lupo und das 1964 gegründete Freizeitzentrum Centro Italiano ihren Anfang nahm. Bis heute ermöglichen somit Vereine generell u. a. eine freizeitgesellschaftliche Teilhabe (Grieger 2012), stellen zudem aber auch transkulturelle Räume dar (Anm. Verf.).

Die Stadtpolitik öffnete sich nach den Anfangsjahren weiter, und Mitte der 1970er Jahre beschloss der Rat der Stadt Wolfsburg, dass ausländische Kulturvereine finanzielle Förderung beantragen können. In Wolfsburg entstand eine Vielzahl von Vereinen mit italienischem Bezug (Schneider-Bönninger und Neteler o.J.).

Zudem erhielten die italienischen Gastarbeiter wie vorangehend schon angemerkt die Möglichkeit, sich im Betriebsrat und in der Gewerkschaft IG Metall zu engagieren. Diese Entwicklung stellt Grieger unter anderem als besondere Integrationsbemühung heraus (Grieger 2012). Somit wurde eine Möglichkeit zur tatsächlichen Beteiligung geschaffen. Schon 1965 waren etwa 50 %, Anfang der 1970er sogar fast 100 % der Italiener in der IG Metall organisiert (Schneider-Bönninger und Neteler o.J.).

Die Bildungsinstitutionen bildeten im Rahmen des Familiennachzugs bzw. der Familiengründung einen wichtigen Ausgangspunkt der Wolfsburger Integrationsbemühungen von städtischer Seite. Die Kinder der Gastarbeiter wurden in den Regelschulen Wolfsburgs beschult; dabei wurde zwar der Fachunterricht in ihrer Muttersprache gehalten, allerdings erhielten sie zusätzlich Deutschförderunterricht. Dieses Konzept wurde, wie bereits erwähnt, in den 1970er Jahren jedoch auch kritisch diskutiert (Grieger 2012). Diesbezüglich sind insbesondere die Übergangsklassen zu nennen, die oftmals in Integrationsdebatten als segregationistisch bewertet wurden (Thränhardt 1999).

Allerdings ist festzuhalten, dass diese Bildungsformen erste Bildungsmaßnahmen für die Kinder der Gastarbeiter in der kommunalen Bildungspolitik darstellten und diese in Wolfsburg in den Folgejahren weiterentwickelt, angepasst und durch zusätzliche Bildungsmaßnahmen erweitert und unterstützend flankiert wurden. So bildete beispielsweise die seit 1979 bestehende städtische Koordinierte Hausaufgabenhilfe einen weiteren Schwerpunkt der bildungsbezogenen Integrationsbemühungen der Stadt Wolfsburg. Mit der Gründung der Deutsch-

Italienischen Schule 1993 wurde schließlich ein bilinguales und bikulturelles Schulkonzept umgesetzt, das laut Schneider-Bönninger und Neteler „bundesweit zum Musterbeispiel“ (Schneider-Bönninger und Neteler o.J., 35) wurde und 1997 zu einer Gesamtschule ausgebaut wurde. Auch Grieger und Rönneburg werten die Einrichtung der bilingualen und bikulturellen Schule als positive Integrationsmaßnahme (Rönneburg 2005).

Grieger ist diesbezüglich der Ansicht, dass Kinder mit italienischer Zuwanderungsgeschichte dort „ihre kulturelle Identität auf der Basis umfassender italienischer und deutscher Sprachkenntnisse entwickeln“ (Grieger 2012, 531) können. Heute gibt es in Wolfsburg darüber hinaus der Elementarbildung zuzuordnende deutsch-italienische bilinguale Kindergartengruppen.

Im Rahmen der städtischen Partizipation wurde zunächst 1970 ein deutsch-italienischer Kontaktausschuss gegründet, der zwei Jahre lang Probleme der Italiener_innen und ihrer Familien diskutierte, jedoch ohne politische Handlungsmöglichkeiten blieb. 1974 wurde schließlich das kommunale Ausländerreferat der Stadtverwaltung⁹ gegründet und zunächst von Italienern geleitet. Es erhielt anfangs den Auftrag, das Aufeinandertreffen bzw. Zusammenkommen von Stadtverwaltung und Ausländern zu koordinieren und zu begleiten (Schneider-Bönninger und Neteler o.J.). Grieger hält das Referat als eine der wichtigsten „Integrationseinrichtungen der Stadt“ (Grieger 2012, 530) und auch Schneider-Bönninger und Neteler bewerten die Gründung als bundesweit herausragendes Vorgehen. Das Ausländerreferat, heute Integrationsreferat, übernahm Aufgaben, die über die reine Koordination hinausgingen, denn laut Schneider-Bönninger und Neteler hatte es die „Förderung des Emanzipationsprozesses der ausländischen Einwohner“ zum Ziel (Schneider-Bönninger und Neteler o.J.). Tatsächlich rief das Ausländerreferat gezielte Maßnahmen wie die oben genannte Koordinierte Hausaufgabenhilfe ins Leben. Mit der Gründung des Ausländerreferats wurde gleichzeitig der Ausschuss für Ausländerangelegenheiten gegründet, und trotz des bundesweit noch nicht bestehenden Wahlrechts für Ausländer war der Ausschuss in Wolfsburg zu gleichen Teilen mit Deutschen und Ausländern besetzt.

Erst 1996 wird das kommunale Wahlrecht für EU-Bürger_innen eingeführt, und mit Rocco Artale zog erstmals ein ehemaliger sogenannter italienischer Gastar-

⁹ Heute Integrationsreferat.

beiter in den Rat der Stadt Wolfsburg ein (ebd. Schneider-Bönninger und Nete-ler o. J.).

Neben der Institutionalisierung der sportlichen und kulturellen Freizeitland-schaft, der Berücksichtigung von Belangen der italienischen Mitbürger_innen im Bereich der Bildung, der Schaffung von Möglichkeiten zur kommunalen Partizi-pation sowie der Institutionalisierung von Integrationsbelangen innerhalb der Stadtverwaltung wurden in Wolfsburg zwei Institutionen gegründet, die ihren Standort Wolfsburg aufgrund der örtlichen Gastarbeitergeschichte und der ho-hen Zahl von Italiener_innen in Wolfsburg innehaben, deren Aufgabengebiet wie auch Einzugsgebiet jedoch über die Stadtgrenzen hinausreicht.

So wurde die italienische Konsularagentur auf Bestreben des Ausländerrefe-rats, des Volkswagen-Betriebsrats und der italienischen Vereine 1975 in Wolfs-burg von der italienischen Regierung eröffnet und ist heute weiterhin Anlaufstel-le für italienische Staatsangehörige in Wolfsburg.

Die zweite Institution in diesem Zusammenhang ist das Italienische Kulturinsti-tut in Wolfsburg. Zwar wurde es 2014 vom italienischen Außenministerium ge-schlossen, besteht aber dennoch aufgrund verschiedener Förderungen wie bei-spielsweise durch die Stadt Wolfsburg als Teil der Konsularagentur weiter. Das Institut hat zum Ziel, den interkulturellen Austausch zu fördern, und bietet ver-schiedene Veranstaltungen und Maßnahmen mit Italienbezug für alle Bür-ger_innen Wolfsburgs an (Italienisches Kulturinstitut Wolfsburg 2015). Darüber hinaus existieren heute vielfache kulturelle, sprachliche, sportliche und zum Teil selbst initiierte Institutionen.

Über diese institutionellen Ankerpunkte der Integrationsbemühungen in Wolfs-burg hinaus ist die Stadt Wolfsburg mehrere Städtepartnerschaften mit italieni-schen Städten eingegangen. Weiter nimmt die italienische Gastarbeiterge-schichte in Wolfsburg städtebaulich beispielsweise durch die Piazza Italia, ei-nem öffentlichen Platz, und stadtgemeinschaftlich durch öffentliche kulturelle Veranstaltungen wie beispielsweise zum Jubiläum des Anwerbevertrages oder öffentlicher Denkmäler wie vor dem Bahnhof Raum in Wolfsburg ein. In Wolfs-burg wird also die Zuwanderung aus Italien als Teil der eigenen Geschichte und die damit verbundenen Beziehungen zu italienischen Familien innerhalb der Stadtbevölkerung inzwischen auf vielfältige Weise bearbeitet.

Die institutionellen Ankerpunkte sind im Zusammenhang dieser Untersuchung jedoch die Aspekte der Integrationslandschaft Wolfsburgs, die eines näheren Blickes bedürfen, um das stadtgesellschaftliche Aufwachsen der dritten Generation und die in dieser Arbeit im Mittelpunkt stehenden Erzählungen über Zugehörigkeit von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte anhand von Expert_inneninterviews zu rahmen¹⁰. Denn aufgrund der spezifischen Gemeinsamkeiten des Aufwachsens, der von mir betrachteten von Frauen, wird es notwendig den spezifischen Kontext dieses Aufwachsens in Wolfsburg begreifbar zu machen und anhand von Expert_inneninterviews diesbezüglich relevante Aspekte zu erheben.

Die Kinder ehemaliger Gastarbeiter: Aufwachsen in Wolfsburg

Wie schon erwähnt unterscheidet Grieger innerhalb der dritten Generation nicht zwischen Menschen mit eigener und Menschen mit tradierter Zuwanderungsgeschichte. Tatsächlich weist die dritte Generation von Italiener_innen unabhängig von diesem Aspekt in Wolfsburg wichtige Gemeinsamkeiten auf – etwa Bildungserfahrungen in auf sie zugeschnittenen bildungspolitischen Strukturen und städtischen Fördermaßnahmen –, und es stellt sich weiter die Frage, ob es in Anbetracht der Forderung nach einer inklusiven Stadtgesellschaft einer weiteren Differenzierung bedarf.

Der Fokus dieser Untersuchung liegt dennoch auf den Italienerinnen der dritten Generation von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte, denn bisher gibt es keine Untersuchungen, die sich auf diese Gruppe von Frauen beziehen, die die Stadtgesellschaft Wolfsburgs heute mitprägen. Der Forschungszuschnitt dieser Arbeit sorgt dafür, dass ein explorativer Beitrag in diesem Forschungsfeld entsteht.

In der ersten Publikation zu den Gastarbeiter_innen von Margherita Carbonaro kommen erstmals Frauen der zweiten Generation zu Wort. Wie Jorio in der Einleitung des Buches schreibt, verfolgt das Buch unter anderem das Ziel, diesen Frauen Raum zu geben, um ihre Geschichte zu erzählen, da sie „in der italienischen Geschichte Wolfsburgs im Schatten geblieben waren“ (Jorio 2012, 23).

¹⁰ Siehe dazu den Abschnitt zu den Expert_inneninterviews

Eine solche Aufarbeitung ist für die Töchter der italienischen Gastarbeiterfamilien bisher nicht erfolgt. Zwar gibt es erste Ansätze im Rahmen von Studienarbeiten und Interviews zur dritten Generation allgemein sowie erste Bezugnahmen in Beiträgen zur zweiten Generation (Loeck 2004), aber mit der Lebenssituation der in Wolfsburg geborenen Töchter der italienischen Gastarbeiterfamilien fand in der Vergangenheit keine spezifische Auseinandersetzung statt. Veröffentlichungen, die sich konkret und ausschließlich mit der italienischen Gastarbeitergeschichte in Wolfsburg auseinandersetzen, sind auf die zweite Generation und somit auf die Generation der italienischen Gastarbeiter fokussiert. Die Situation ihrer Kinder, gar fokussiert auf ihre Töchter, ist bisher nicht tief greifend bearbeitet worden.

Innerhalb dieses Forschungsdesiderates setzt die hier vorliegende Untersuchung an. Dabei wird weiter danach gefragt, ob und auf welche Weise die tradierte Zuwanderungsgeschichte der Elterngeneration in die biographischen Erzählungen ihrer Zugehörigkeit von den Interviewten aufgenommen wird, um die wechselseitige Beziehung der Erzählung über Zugehörigkeit, Geschlecht und soziale Positionierung zu skizzieren.

Dennoch können vorab unabhängig von den Interviews einige Aussagen zur dritten Generation getroffen werden. So ist festzuhalten, dass die Angehörigen der dritten Generation ohne eigene Zuwanderungsgeschichte in eine italienische Familie in Wolfsburg hineingeboren wurden, deren Vater nicht mehr in einer der Sammelunterkünfte der italienischen Gastarbeiter an der Berliner Brücke wohnte, sondern mit seiner Familie in den für italienische Familien gebauten Punkthochhäusern oder anderen Wohnungen in Wolfsburg lebte. Zumindest für den Vater der Familie war das Arbeitsverhältnis zu diesem Zeitpunkt längst keine Gastarbeiterbeschäftigung mehr, sondern ein auf Dauer angelegtes Arbeitsverhältnis. Die Kinder wuchsen mit den in Wolfsburg entstandenen Institutionen auf, wenn sich auch dabei der Kontakt zu den kulturbezogenen italienischen Vereinen wie beispielsweise dem Centro Italiano individuell verschieden ausgestaltete.

Analog zur ambivalenten Auseinandersetzung mit der Gastarbeitergeschichte ihrer Eltern werden auch ihre mit dieser Integrationslandschaft Wolfsburgs verbundenen Bedingungen des Aufwachsens unterschiedlich bewertet. Denn die italienisch geprägten Strukturen, gemeint sind insbesondere kulturelle Einrich-

tungen, auf Italien bezogene Freizeitbeschäftigungen sowie Initiativen der katholischen Kirche, werden teilweise kritisch betrachtet. Den Kirchen wird vorgeworfen Parallelstrukturen zu initiieren, die als Integrationshemmnisse bewertet werden und ihnen wird vorgeworfen, die Rückkehr ins Herkunftsland befördert zu haben (Decker 2013).

Andererseits werden die Institutionen – beispielsweise von Philipper – als „ethnisch geprägte kulturelle ‚Inseln‘ als Schutzraum“ bezeichnet, und ihnen wird eine Unterstützungsfunktion bei der Integrationsleistung von Italienerinnen mit eigener Zuwanderungsgeschichte zugeschrieben (Philipper 1997, 338).

Die Deutungsmuster scheinen auch in Bezug auf die dritte Generation mindestens zwei Perspektiven zu haben. Dennoch bleibt festzuhalten, dass die von städtischer Seite eingerichteten institutionellen Ankerpunkte wie die Integrierte Hausaufgabenhilfe des Ausländerreferats (heute: Integrationsreferat) für diese Kinder in ihrem Aufwachsen wie selbstverständlich vorhanden waren. Zudem wuchsen die Kinder nicht nur mit den vorhandenen Ankerpunkten der „Integrationslandschaft“ – die seitens der Stadt¹¹, der Kirche, der Volkswagen AG und der Gewerkschaften sowie seitens der italienischen Bevölkerung gestaltet wurde – auf, sondern zudem mit einem für Wolfsburg vielfach beschriebenen „italienischen Gefühl“ im Stadtalltag. Dieses scheinbare italienische „Stadtgefühl“ wird in pressemedialen Aufbereitungen bemüht. Das geflügelte Wort, wonach Wolfsburg „das größte italienische Dorf jenseits der Alpen“ (Romeo 1995) sei, scheint heute laut Stefano Jorio, zeitweise Leiter des italienischen Kulturinstituts, dennoch „abgelagert“ (Jorio 2012, 22) zu sein. Die mit dieser Bezeichnung verbundenen Geschichten werden jedoch weiterhin tradiert und auch anhand der Beschreibung eines bestimmten Flairs in Zeitungsartikeln deutlich. So wurde Wolfsburgs breite italienische „Genusskultur“ mit italienischen Restaurants, Lebensmittel- und Weinläden in der Vergangenheit beschrieben, die sichtbar in der Stadt ihren festen Platz haben (Riccó 2006).

Jedoch postuliert auch Grieger, dass sich einige Besonderheiten der italienischen Zuwanderung in Wolfsburg zu verlieren beginnen. 2012 waren weniger als 1300 Italiener_innen bei Volkswagen beschäftigt (Grieger 2012). 2016 wohnten noch 7798 Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg (Stadt Wolfsburg 2016). Obwohl Grieger eine rückläufige Tendenz

¹¹ Der Begriff Stadt bezieht sich hier auf die Stadtverwaltung und auf die Kommunalpolitik.

sieht, besitzt Wolfsburg seiner Ansicht nach immer noch „eine italienische Seite, die in bemerkenswerter Selbstverständlichkeit gelebt wird“ (Grieger 2012, 532) und verweist somit auf das vorangehend herangezogene so bezeichnete italienische Lebensgefühl in Wolfsburg. Für Grieger bietet „der Integrationsstand in Wolfsburg ein Modell für Europa“ (Grieger 2012, 531), und auch in den Printmedien scheint Wolfsburg teilweise als „Musterstadt für gelungene Integration“ (Riccó 2006) bewertet zu werden. Dennoch sieht Grieger „Sollbruchstellen der vorenthaltenen Integration und des Selbstabschlusses“ (Grieger 2012, 532) in geringeren Bildungsabschlüssen und in der Ambivalenz der Erwartung der dritten Generation, scheinbar selbstverständlich bei Volkswagen trotz beispielsweise geringerer Bildung bzw. Kompetenz eine Stelle zu bekommen¹².

Es bleibt zu fragen, wie der Lebensort Wolfsburg mit seinen mit der Gastarbeitergeschichte verbundenen Institutionen und der damit einhergehenden tradierten Zuwanderungsgeschichte in Beziehung zu den biographischen Erzählungen von Frauen der dritten Generation von Italiener_innen tritt.

1.2 Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem urbanen Kontext

An dieser Stelle erscheint es zunächst notwendig, auf Gegebenheiten des Forschungsfeldes und Erfahrungen der Forscherin beim Zugang dazu im Folgenden hinzuweisen. Zu Beginn der Entwicklung des Forschungsdesigns standen zunächst soziologische Überlegungen zur Stadt und die Suche nach methodisch geeigneten Zugangsmöglichkeiten zum Kontext Wolfsburgs im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Bei den ersten Bewegungen im Feld wirkten jedoch verschiedenste Aspekte in Bezug auf die Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs. So äußerten Personen und Gruppierungen vielseitige Erwartungshaltungen darüber, welche Aspekte die Forschung aufweisen sollte und welche überholt seien.

Ab einem bestimmten Zeitpunkt im Forschungsprozess ließ sich die Mehrheit dieser Erwartungshaltungen entweder eher politisch motivierten oder eher per-

¹² In Kapitel 5 wird hierauf Bezug genommen, indem eine Anstellung beim Unternehmen Volkswagen von den Interviewpartnerinnen als eine Art Lebensziel konstruiert wird.

sönlich motivierten Interessenslagen zuordnen. Sogleich wurde deutlich, dass die jeweiligen Interessenslagen immer geprägt waren von einem in Wolfsburg bezogenen Allgemeinwissen und von stadtgeseftlichen, in Teilen kollektiven Deutungen in Bezug auf die italienisch geprägte Geschichte der Stadt. Gleich zu Beginn meiner Forschungsüberlegungen waren diese Begegnungen und Austauschsituationen dabei geprägt von großer Offenheit und Interesse. Jedoch bewog mich diese Tatsache dazu, mich nicht nur als beteiligtes Subjekt im Forschungsprozess zu begreifen sondern zudem meine eigene Situierung als Wolfsburgerin zu reflektieren. Gleichwohl sich die Forschungsüberlegungen sich im Kontext außerhalb Wolfsburgs entwickelten, so ist die persönliche Erfahrung als Wolfsburgerin bezüglich der Gastarbeitergeschichte geprägt und somit ein Teil dieser Geschichte, was die interkulturelle Prägung der Stadtgeseftlichkeit angeht. Dennoch wurde alsbald deutlich, dass die Geschichte der Italiener_innen in Wolfsburg in der Rolle der Forscherin erarbeitet werden musste, da diese nicht in einer systematischen oder gar reflektierten Weise während aufgrund des Aufwachsens in Wolfsburg Relevanz entwickelte. Die Annäherung an die Geschichte der italienischen Gastarbeiter in Wolfsburg ermöglichte zu einem bestimmten Zeitpunkt im Feld, an dem die Gefahr bestand, sich im Feld zu verlieren, in systematisierter Form die für die Forschungsüberlegungen relevanten Eckpunkte innerhalb der retrospektiven Betrachtung zu setzen. Der angestrebte umfassende Ansatz der Forschungsperspektive und das damit verbundene Ziel einer urbanen Kontextualisierung der Erzählungen entfaltete seine große Relevanz somit auf verschiedenen Ebenen und verhalf die vorherrschenden Konzepte des stadtgeseftlichen Allgemeinwissens einzuordnen.

Die oben skizzierten Aspekte der Geschichte der Wolfsburger Bevölkerung mit italienischer Zuwanderungsgeschichte – seien es Gastarbeiter, nachgezogene Familienmitglieder oder andere – erzeugen ein Bild des städtischen Kontextes, in dem in großen Teilen die später von den Interviewpartnerinnen erzählte Lebensgeschichte stattfindet. Die spezifische Anwerbesystematik und die fluktuationflexibel ausgerichtete Personalpolitik Volkswagens, die Wohnsituation, die interkulturellen Begegnungsmöglichkeiten und die in den Bereichen der Teilhabe (Bildung, Politik, Freizeit etc.) sich entwickelnde Öffnung der Stadt – all diese Aspekte betrafen die Familien der Interviewpartnerinnen direkt. Zudem ist zu

bedenken, dass die sich alltagsweltlich abspielenden Diskurse über die Gastarbeitergeschichte in Wolfsburg nicht nur die Forschungsarbeit prägen, sondern auch erfahrene und vorgenommene Zuschreibungen der Interviewpartnerinnen darstellen.

Wie im Abschnitt über das Aufwachsen der hier im Mittelpunkt stehenden Generation erläutert, kann die als selbstverständlich erlebte Stadtstruktur und der italienisch geprägte Alltagsstadtcharakter als zeitliches Ergebnismoment der Entwicklungen aufgrund der Gastarbeitergeschichte betrachtet werden. Darüber hinaus stellt die Geschichte der Gastarbeiter die Gründungszusammenhänge der hier in den Expert_inneninterviews betrachteten Institutionslandschaft dar.

In besonderem Maße ist der Wendepunkt der gesamtstädtischen Ausrichtung von der „Gastperspektive“ hin zu einer „Mitbürger_innenperspektive“ in der Wolfsburger Gastarbeitergeschichte ein Kristallisationspunkt für die Entwicklung eines reflektierten Integrations- und Inklusionsbewusstseins, das sich auch auf der institutionellen Ebene abbildet (siehe Kapitel 4.2).

Wie oben gezeigt lässt sich eine inkonsistente und ambivalente politische, pressemediale und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs feststellen, die zudem in unterschiedlicher Dynamik zur italienischen Zwangsarbeitergeschichte verhandelt wird und somit nur in ersten Ansätzen Verbindungen zwischen den beiden Zeitphasen gezogen oder bearbeitet werden. Wolfsburg fand im Rahmen der Gastarbeitergeschichte aufgrund verschiedener Begebenheiten und befördert durch eine interkulturellen Öffnung seitens der Stadt (wie beispielsweise sichtbar anhand der Gründung des Ausländerreferates) und aufgrund von Ermöglichungsräumen der Beteiligung seitens Volkswagens (wie beispielsweise im Betriebsrat) im bundesweiten Vergleich Beachtung. So wird insbesondere in pressemedialen Aufbereitungen des Themas italienischer Gastarbeit deutlich, dass die Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs zwar als Erfolgsgeschichte erzählt wird, sich aber gleichsam nicht losgelöst von der Zwangsarbeitergeschichte positionieren kann und Aspekte der Nazi-Zeit beispielsweise in Form von Begriffen wiederholt in den Darstellungen auftauchen. Wolfsburg wird somit innerhalb des Diskurses über die italienischen Gastarbeiter mit seiner Gründungsgeschichte konfrontiert.

Dennoch ist festzuhalten, dass die bewusste Ausrichtung und frühzeitige positive Konnotation der Interkulturalitätserfahrungen und des Wolfsburger Integrati-

ons- sowie Inklusionsbewusstseins in Bezug auf die italienischen Gastarbeiter und deren Familien sowie die Folgegenerationen einen positiv ausgerichteten stadtgesellschaftlichen Umgang mit Vielfalt vorantreibt.

Auffällig bleibt die Forschungslücke zur hier betrachteten Generation in Verbindung mit weiteren Faktoren. Edith Pichler verweist in Bezug auf Forschungsarbeiten, die sich mit dieser Generation mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte mit dem Fokus auf Bildungsteilhabe auseinandersetzen, auf verschiedene Faktoren (Pichler 2010). Diese Untersuchung ist demzufolge so konzipiert, dass sie neben den zuwanderungsspezifischen Faktoren auch die geschlechtsspezifischen Faktoren und die Faktoren der städtischen Aufnahme-gesellschaft auf Institutionsebene betrachtet.

Die bisher aufgezeigte Forschungslücke erweitert sich sogar noch, wenn diese geschlechtsbezogenen und institutionsbezogenen Faktoren in die Überlegungen einbezogen werden, deren Betrachtung innerhalb der Untersuchung dieser stadtgeschichtlichen Kontextualisierung in der späteren Auswertung meiner qualitativen Erhebung bedarf.

Zudem muss für das weitere Forschungsvorgehen bewusst gehalten werden, dass Aspekte wie die lokale Situierung der Interviewpartnerinnen sowie die kollektiv wolfsburgspezifischen Alltagsdiskurse und Zuschreibungen fortwährend mitgedacht werden sollten. Zudem gilt es bewusst die Frage des Wendepunktes im stadtgesellschaftlichen Umgang mit Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte hin zu einem Integrationsbestreben auch in der Betrachtung der Institutionsentwicklung zu bedenken.

1.3 Das Forschungsvorhaben im Kontext der Geschlechter- und Migrationsforschung

Trotz der vielfältigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Industriestadt Wolfsburg gibt es wie beschrieben einen Mangel an wissenschaftlich gesicherten empirischen Daten über Italiener_innen und den Bevölkerungsteil mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg. Stadtsoziologische Untersuchungen in der noch sehr jungen Industriestadt Wolfsburg innerhalb der vergangenen fünfzig Jahre zählten zumindest in ihren Anfängen die sogenannten

italienischen Gastarbeiter und auch die spätere Stammebelegschaft des Volkswagenwerkes mit italienischer Zuwanderungsgeschichte nicht zur Stammbevölkerung Wolfsburgs. Diese Untersuchungen messen dem italienischen Zuwanderungsaspekt für die Struktur der Stadt Wolfsburg keine besondere Bedeutung zu und unterliegen somit zumindest in Teilen einer Verzerrung bei der Betrachtung des Stadtcharakters Wolfsburgs.¹³

Auch wenn sich die vorliegende Erhebung in Anlehnung an die von Grieger vorgenommene Generationenfolge (Grieger 2012) auf die dritte Generation von Frauen in Wolfsburg mit einer italienisch tradierten Zuwanderungsgeschichte bezieht, spielen die Erzählungen über die Zugehörigkeit der Mütter als direkte Bezugspersonen der dritten Generation und im Besonderen deren gelebte Erinnerungen an ihre Herkunft und deren Tradierung eine Rolle (Treibel 2010, Anthias 2003).

An dieser Stelle ist auch auf die Arbeit „Biographische Dimensionen der Migration. Zur Lebensgeschichte von Italienerinnen der ersten Generation“ (Philipp 1997) von Ingeborg Philipp zu verweisen. Im Rahmen ihrer empirischen Arbeit untersuchte sie die biographischen Dimensionen der Migration anhand zweier maximal-contrastiver Fallbeispiele mit Hilfe der struktur-rekonstruktiven Biographieanalyse, um Strukturen der Wandlungsprozesse der biographischen Bearbeitung von Migration herauszuarbeiten. Philipps Arbeit leistet somit einen wichtigen Beitrag dazu, die Hintergründe und Ausgangslagen für das Aufwachsen der Generation von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte zu untersuchen. Philipps Untersuchung liefert tiefe Einblicke, wenn es darum geht, retrospektiv (Re-)Migrationsgründe und -entscheidungen der ersten Generation von Italienerinnen zu verstehen. Allerdings sind ihrer Arbeit keine konkreten Aussagen zur nachfolgenden Generation und den Auswirkungen der elterlichen Migrationserfahrung zu entnehmen. Im Hinblick auf die Folgegeneration stellt sie lediglich folgende Hypothese auf: „Die Fortschreibung einer Tradition, die für die erste Migrationsgeneration die Grundlage dafür bildete, neue Identitätsstrukturen aufbauen zu können, wird von den Nachfolgegenerationen eher als Belastung erlebt, die Individuationsprozesse erschwert“ (Philipp 1997, 338). Im Vorgriff auf die in dieser Arbeit folgende Analyse der biographischen Interviews kann Philipps These für die von mir betrachtete Grup-

¹³ Siehe hierzu Schwonke 1967, vgl. Herlyn 2000

pe widersprochen werden. Im Gegensatz zu ihrer Annahme wird die Tradierung über weite Strecken der Erzählungen als Gewinn und Ressource verstanden. In ähnlicher Weise zeigen sich zudem Unterschiede auch gegenüber Anette Treibels Zusammenfassung im Hinblick auf die Entwicklung der migrationssoziologischen Überlegungen, beispielsweise im Hinblick auf die Beschreibung bzw. Zuordnung kultureller Identifikationsprozesse im Hinblick auf Generationsabfolgen (Treibel 2011). Die in dieser Untersuchung betrachtete Generation passt in diesen Fällen oftmals weder zu den sich stark retraditionalisierenden noch zu den sich komplett davon lösenden Beschreibungen der Zuwanderergenerationen. Vermutlich hängt dies zumindest stark mit der zuvor beschriebenen für Wolfsburg spezifischen generativen Einordnung im Hinblick auf die Zwangsarbeitergeschichte zusammen, zudem mit dem spezifischen urbanen Kontext aufgrund der lokalen Gastarbeitergeschichte, die sich an anderen Orten Deutschlands zwar ähnlich darstellte, aber bundesweit nicht als durchgängige korrespondierende Entwicklung einzuschätzen ist.

Hier knüpft meine Arbeit an. Dabei wird, wie eingangs beschrieben, am Punkt der Traditionsfortschreibung durch die Eltern bei der Nachfolgeneration innerhalb der Erhebung der biographischen Interviews angesetzt. Somit geht es um die Verknüpfung zweier Forschungsrichtungen: die Betrachtung der Geschlechterkategorie und die der Migrationskategorie innerhalb einer Erzählung über Zugehörigkeit.

Die italienische Community in Wolfsburg wird hier in Anlehnung an Treibels Definition einer „ethnic community“ (Treibel 2011, 191) als Form des Zusammenlebens verstanden, die allerdings nicht durch räumliche Nähe bedingt sein muss. Treibel beschreibt in diesem Zusammenhang die große Bedeutung der Community für die erste Generation: „Für die erste Generation war die im Aufbau begriffene *community* [kursiv im Original] eine in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzende Auffangstation“ (Treibel 2011, 191). Übertragen auf die Situation in Wolfsburg bedeutet das, dass beispielsweise das segregierte Zusammenleben in einer Nachbarschaft innerhalb eines Stadtteils nicht die hauptsächliche Community ist. Denn die italienische Community trifft sich darüber hinaus in anderen transkulturellen Räumen, in denen sie beispielsweise Italienisch sprechen, italienisch essen, italienisch feiern und somit Traditionsfortschreibungen ihrer Community an die folgende Generation vornehmen. Die Entlastung, die

das Vorhandensein einer vielfältigen und gut funktionierenden italienischen Community für die ankommenden Italiener_innen mit sich brachte, wird auch von den Interviewpartnerinnen für ihre Eltern beschrieben.

Communities haben generell vielerlei Funktionen für die Ankommenden. Dies gilt im Wolfsburger Beispiel allerdings nur für die zweite Generation. Es muss darauf hingewiesen werden, dass sich für die erste Generation der italienischen Arbeiter und späteren Zwangsarbeiter keine Community in diesem Sinne im Wolfsburg der Nazi-Zeit entwickeln, geschweige denn bestehen konnte. Die italienische Community entstand somit erst mit der zweiten Generation der Gastarbeiterfamilien im Rahmen der Anwerbungszuwanderung.

Die Bedeutsamkeit der italienischen Community in Wolfsburg wird Gegenstand der biographischen Interviews und der Gruppendiskussion sein, an dieser Stelle ist jedoch auf Treibels diesbezügliche Annahmen hinzuweisen. Sie zeigt auf, dass die ethnischen Communitys nicht die Kultur des Herkunftslandes eins zu eins übernehmen, sondern eine eigene Form der Kultur entstehen lassen, die aus Segmenten der Kultur des Herkunftslandes besteht. Das zeige sich insbesondere daran, dass einzelne Aspekte ausgewählt oder umgedeutet werden. Sie ist zudem der Auffassung, dass ethnische Communities besonders für die Folgegeneration Bedeutungen hätten. Diese Folgegeneration kenne die Herkunftsgesellschaft nur aus Besuchen, während ihre Elterngeneration eine stärkere Verbindung dazu und eigene Erinnerungen daran habe (Treibel 2011). Dies trifft auf die Interviewpartnerinnen dieser Studie nicht in Gänze zu. In Teilen weisen sie längere Aufenthalte in Italien auf, die auch außerhalb der zeitlich begrenzten Aufenthalte mit der Familie stattfanden, und verweisen auf ihre ausgeprägten Bindungen an Italien.

Anette Treibel weist weiter darauf hin, dass Migration einen Prozess darstelle. Sie zeigt auf, dass Erwartungen und Vorstellungen der migrierenden Personen in diesen Prozess einfließen; in besonderem Maße gilt für die Elterngeneration meiner Interviewpartnerinnen ihre folgende Feststellung: „Diejenigen, die sich mehr oder weniger freiwillig zur Wanderung entschließen, setzen sich einem großen Erwartungsdruck aus. Die Wanderung muß sich lohnen – für sie selbst und gegenüber dem Herkunftskontext“ (Treibel 2011, 16).

Treibels Darstellungen der Wander_innen der ersten Generation passen zur jeweiligen Herkunftsfamilie der im Rahmen dieser Untersuchung befragten In-

interviewpartner_innen. So waren die Eltern keineswegs „auf sich allein gestellte Pioniere und Pionierinnen“ (Treibel 2011, 190), sondern wanderten gemeinsam mit einer italienischen Community. So wanderten die Väter gemeinsam mit weiteren Gastarbeitern und die Familien zogen zu verschiedenen Zeitabschnitten nach. Zudem waren für sie hauptsächlich die Erwerbsmöglichkeiten im Aufnahmeland die relevanten Zugfaktoren. Treibel zeigt am Beispiel der Masseneinwanderungswelle aus der ehemaligen DDR in die BRD in den 1990er Jahren auf, dass die Abwanderung von Bekannten oder Familienmitgliedern eine starke Sogwirkung entfalten kann (ebd.). Im Vorgriff wird an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass diese Annahme auch für die von mir betrachteten Gastarbeiterfamilien zutrifft. In den Interviews sind hierzu Indizien zu finden, indem die Rede von Bekannten ist, die zur Auswanderung geraten hätten. Wesentlich stärker artikuliert lässt sich die postulierte „Sogwirkung“ allerdings bei den Überlegungen zur Remigration in den Interviews aufzeigen. Die Abfindungsphasen bei Volkswagen und damit verbundene Remigrationsbewegungen wirken wie ein Sog auf die Familien der Interviewpartnerinnen ein.

Die Untersuchung setzt am Schnittpunkt der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der Migrationsforschung an. Bevor die Erhebungsmethoden erläutert und die Ergebnisse der Auswertung näher beleuchtet werden, geht es im Folgenden zunächst um die Rahmung der Untersuchung anhand beider Forschungstraditionen.

2 Wechselseitige Ausblendungen der Frauen- und Geschlechterforschung und der Migrationsforschung

Die Forschungstraditionen der Geschlechterforschung und der Migrationsforschung haben sich zwar eigenständig entwickelt. Dennoch weisen sie Gemeinsamkeiten nicht nur hinsichtlich der Betrachtungsweise ihrer jeweiligen dominanten Kategorie (Geschlecht bzw. Ethnizität) und Überschneidungen innerhalb von Forschungsansätzen, beispielsweise bei der feministischen Migrationsforschung, auf. In der rückblickenden Betrachtung beider Forschungstraditionen und ihrer Entwicklung sind gewisse Strukturparallelen auszumachen. Diese sind in den jeweiligen Ausblendungen der jeweils anderen dominanten Kategorie

sowie in der jeweiligen Entwicklung hin zu zusammenführenden, umfassenderen Forschungsansätzen zu finden. Im Folgenden wird zunächst auf die gegenseitigen Ausblendungen und die Kritik daran eingegangen.

So ist festzustellen, dass die Kategorien Ethnizität und Geschlecht vom Mainstream der Frauen- und Geschlechterforschung einerseits ebenso wie von der Migrationsforschung andererseits bis in die 1970er Jahre vornehmlich getrennt voneinander untersucht wurden. Erstmals in den 1980er Jahren äußerten hauptsächlich schwarze Wissenschaftlerinnen aus dem angelsächsischen Raum Kritik an der einseitigen Betrachtung der Kategorie Geschlecht innerhalb der Frauen-, bzw. Geschlechterforschung. Der bisherigen Frauen- und Geschlechterforschung wurde vorgeworfen, eine allein auf weiße Frauen zugeschnittene Forschung zu betreiben (Combahee River Collective 1982, hooks 1981). Gleichzeitig wurden intersektionale Forschungsansätze mit Betrachtung der Kategorien „Race“, „Class“ und „Gender“ verlangt, die nicht additiv konzipiert sind, sondern Ethnie und Geschlecht oder/und Klasse einbeziehend analysieren sollten (Crenshaw 1995). Infolge dieser Kritik wurden in den 1980er und 1990er Jahren zunächst vor allem in den USA historische und ethnographische Studien durchgeführt¹⁴.

Im Gegensatz zur angelsächsischen Migrationsforschung war die bundesrepublikanische Migrationsforschung zunächst hauptsächlich gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung mit der sogenannten Gastarbeitermigration der Jahre 1955 bis 1973 (Bednarz-Braun 2004). Der Fokus der Untersuchungen in diesem Bereich lag dabei allerdings auf den männlichen Arbeitern – Frauen waren ausgeklammert. Ursula Apitzsch spricht in diesem Zusammenhang von der Orientierung der Migrationsforschung „am Prototyp des erwachsenen männlichen Arbeitsmigranten“ (Apitzsch 2003, 9). Die sogenannten Arbeitsmigrantinnen wurden von der Mehrheitsgesellschaft in der Bundesrepublik allein als nachgezogene Ehefrauen stereotypisiert, die innerhalb patriarchal geprägten Kulturen sozialisiert worden seien, und wurden somit in eine Opferrolle gedrängt (Westphal 1996, Lutz 2007, Treibel 2010). Mirjana Morokvasic weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass zugewanderte Frauen lange Zeit „als abhängige

¹⁴ Beispielsweise Ed Collom (1998): Segregation and Segmentation: Race and Gender as Determinants of Class Location. San Francisco

Familienangehörige“ gesehen wurden, wenn sie nicht sogar gänzlich „unsichtbar“ erschienen (Morokvasic 2009, 28).

Die Studien zu Frauen der ersten Zuwanderungsgeneration beschränkten sich dementsprechend oftmals auf Defizitmodelle und bestärkten somit das klischeehafte Rollenbild von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte als Opfer. Dabei wurde meist die eigenständige Zuwanderungsentscheidung, die Bewertung des Lebensalltags im Aufnahmeland und die Einschätzung der Zuwanderungsgeschichte als Ressourcen vernachlässigt (Färber et al. 2008, Philipper 1997, Treibel 2011). So kritisiert beispielsweise Manuela Westphal, dass Migration in der Forschung lange Zeit mit der Weltsicht einhergegangen sei, Männer als die vorherrschende Norm zu betrachten. Frauen mit Zuwanderungsgeschichte wurden meist nur im Kontext ihrer Rolle als Mutter und Hausfrau beziehungsweise aufgrund ihrer Fürsorgetätigkeit innerhalb der Familie und den damit scheinbar kausal verbundenen Problemen ihrer Kinder in Bezug auf Sozialisation und Schule wahrgenommen (Westphal 2004, Westphal 1996). Anette Treibel (Treibel 2011) konstatiert in diesem Zusammenhang, dass die Migrationsforschung zeitweise fast ausschließlich die Migration von Männern betrachtet habe. Allerdings weist sie darauf hin, dass die Erwerbsquote von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte unabhängig vom Aufnahmeland lange Zeit höher als die der einheimischen Frauen gewesen sei, und hält fest: „Arbeitsmigration ist also kein männliches Privileg“ (Treibel 2011, 123). In diesem Zusammenhang verweist sie auf die inzwischen vorherrschende Überzeugung in der Migrationsforschung, dass Frauen ausschließlich für die untersten Arbeitstätigkeiten angeworben worden seien und sie somit auch die Ersten waren, die gegebenenfalls wieder in ihre Heimatländer zurückgeschickt werden konnten. Weiter verweist sie aber auch darauf, dass in der bisherigen Migrationsforschung eine Wahrnehmungslücke herrsche, was die Erwerbstätigkeit von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte angeht: Anstatt diesen Aspekt genauer zu untersuchen, wurden lange Zeit Frauen mit Zuwanderungsgeschichte von der Migrationsforschung nur als quasi Nachgeholte im Rahmen der Familienzusammenführung verstanden (Treibel 2011).

2.1 Gemeinsamkeiten in der Perspektivenverschiebung und Forderungen nach der Betrachtung von Verwobenheit

Nicht zuletzt in Anbetracht der oben dargestellten angelsächsischen Diskurse zum Verhältnis von Migration und Geschlecht sowie angesichts der aus der Erziehungswissenschaft stammenden Kritik an mangelhafter pädagogischer Praxis lässt sich seit den 1990er Jahren in der deutschen Geschlechter- und Frauenforschung ein Perspektivwechsel verzeichnen: Seitdem weisen beide Forschungstraditionen wie beschrieben eine Gemeinsamkeit in der Hinwendung zur integrierten Betrachtung von Kategorien auf.

Diese Entwicklung erweiterte laut Sedef Gümen (1998) zum damaligen Zeitpunkt die Perspektive der bundesrepublikanischen Geschlechter- und Frauenforschung. Es wird deutlich, dass die Konstruktion von Geschlecht bei der Betrachtung von Ethnizität vernachlässigt wurde; Frauen mit Zuwanderungsgeschichte wurden von deutschen Feministinnen homogenisiert oder sie wurden als rückständig abgegrenzt (Gümen 1998, Apitzsch 1994, Gutiérrez Rodríguez 1996). Ähnlich wie in den angelsächsischen Diskursen zielt diese Kritik in erster Linie auf die Unterstellung der Gegebenheit einer homogenen Gruppe von Frauen ab. Es gibt aber nicht „die Frau“, sondern Frauen und dabei sind Gruppen von Frauen heterogen. Vielfältige Lebensbedingungen, Lebensentwürfe, Handlungs- und Ermächtigungsräume wurden in der Betrachtung von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte vernachlässigt.

Im Zuge des Perspektivwechsels folgten Arbeiten zur Betrachtung struktureller Differenzen und Hierarchisierungen sowie ressourcenorientierte Ansätze, die die Heterogenität von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte hervorheben (Gutiérrez Rodríguez 1996, Färber et al. 2008, Westphal 2004, Gümen 1998, Herwartz-Emden 2000). Leonie Herwartz-Emden beispielsweise untersuchte in einer interkulturell vergleichenden Perspektive unter anderem Geschlechterverhältnisse innerhalb von zugewanderten Familien und stellte sie westdeutschen Familien gegenüber, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten (Herwartz-Emden 2000).

Untersuchungen der interkulturellen Frauenforschung fokussieren mehr und mehr die Herausarbeitung von positiver Differenz und nehmen einen ressourcenorientierten Blick auf Frauen mit Zuwanderungsgeschichte ein, die ihren

Lebensalltag auf vielfältige Weise meistern. Frauen mit Zuwanderungsgeschichte sollten nicht länger als Opfer oder als eine Art „Modernitätsgewinnerin“ (Westphal 1996, 24) betrachtet werden (Westphal 1996, Gümen 2017). So zeigt auch Helma Lutz auf, dass Frauen mit Zuwanderungsgeschichte sowohl in den Forschungsrichtungen der Geschlechter- und Frauenforschung als auch in der Migrationsforschung lange Zeit als das Abweichende von der Norm betrachtet wurden. Sie führt aus, dass in der Migrationsforschung die Männer als „prototypische Migranten“ (Lutz 2010, 573) konzipiert seien, während Frauen mit Zuwanderungsgeschichte in der Migrationsforschung eine deutlich „untergeordnete Rolle“ (ebd.) spielen. Lutz fasst in Bezug auf die beiden Forschungstraditionen weiter zusammen: „Migration von Frauen in der Migrationsforschung wird als Genderspezifik thematisiert, während sie in der Genderforschung als Ethnizitätsspezifik erscheint“ (Lutz 2010, 573). Anhand ihrer Darstellung wird die gegenseitige Ausklammerung der jeweils anderen Kategorie in der jeweils anderen Forschungstradition deutlich.

Aufgrund der allmählichen Entwicklung der Erkenntnis, dass Migration, Geschlecht und Schicht gemeinsam betrachtet werden müssen, kommt der sogenannte Sozialkonstruktionsansatz (geprägt von Candace West und Don H. Zimmermann, Überblick vgl. Bednarz-Braun 2004) in der Geschlechter- sowie in der Migrationsforschung mehr und mehr zum Tragen. Mit dem Sozialkonstruktionsansatz sind Fragen danach verbunden, wie Konstruktionen von Geschlecht (und weiterer Kategorien) entstehen und wie diese aufrechterhalten werden. Des Weiteren geht es darum, wie es zu kategoriegebundenen Wahrnehmungen von Menschen kommt und wodurch diese beeinflusst werden. Der „Untersuchungsgegenstand sind die alltäglichen Zuschreibungs-, Wahrnehmungs- und Darstellungsroutinen“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000, 77). In der vorliegenden Untersuchung werden Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität auch unter Berücksichtigung von Tradierungspraktiken rekonstruiert und anschließend die in diesem Kontext von den Interviewpartnerinnen vorgenommenen Selbstverortungen prozessual untersucht.

Im Rahmen feministischer Forschungsarbeit fordern Becker-Schmidt und Knapp dazu auf, auch die Konstruktionen von Geschlecht zu reflektieren, die in den Forschungsprozess seitens der Forscherin eingegangen sind (Becker-Schmidt/Knapp 2000). Ihre Überlegungen dazu werden, jedoch unter einer ei-

genen Forschungsperspektive in den Fokus genommen. So geht es anhand einer kritischen Selbstreflexion der Forscherin unter anderem um die Auseinandersetzung mit den eigenen Vorannahmen, mit denen sie in den Forschungsprozess eingestiegen ist. Becker-Schmidt weist in diesem Zusammenhang auf Folgendes hin: „Ich kann nicht voraussetzen, daß meine Erfahrungen, meine Emanzipationsansprüche, die ja auch meine Forschungsinteressen berühren, sich mit denen der Frauen decken, mit denen und über die ich arbeite“ (Becker-Schmidt 2017). Auch Bereswill (2003) weist auf die notwendige Bereitschaft zur Selbstreflexion der Forscherin hin. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass die Notwendigkeit der Selbstreflexion und des systematischen Umgangs damit auch während der Arbeit an der vorliegenden Untersuchung sichtbar wurde. Im Folgenden wird kurz auf die eigenen diesbezüglichen Erfahrungen eingegangen. Einen systematischen Umgang ermöglichten in diesem Forschungsprozess hauptsächlich das Führen eines Forschungstagebuchs sowie das diesbezüglich gezielte Führen von Gesprächen und der Austausch mit anderen Forschenden. Zudem wurde immer wieder eine Position aufgesucht und eine Haltung eingenommen, die es ermöglichte, den Abstand zum Alltagswissen bewusst herbeizuführen. So trat während des Forschungsprozesses immer wieder ein inneres Unbehagen auf, das wie von Becker-Schmidt gefordert dazu veranlasste, mit den eigenen Vorannahmen in die Auseinandersetzung zu gehen. In besonderem Maße traf dies während der Expert_inneninterviews und während der biographischen Interviews zu (siehe Kapitel 4.1, 4.2), sobald Forschungslegitimierungen oder emanzipatorische Entscheidungsoptionen zur Sprache kamen. Das bedeutet, sobald es um die Legitimation der Forscherinnenrolle oder aber Expert_innenrolle ging oder die Gespräche auf emanzipierte weibliche Lebensentwürfe kamen. Für die vorliegende Untersuchung ist festzuhalten, dass meine Darstellung als Frau in der Rolle der Forscherin in gewissem Maße die Ambivalenz der Interviewpartnerinnen im Hinblick auf ihre Weiblichkeitskonstruktionen widerspiegelte. Wie später dargestellt wird, wird Weiblichkeit innerhalb der Erzählungen der Interviewpartnerinnen in erster Linie als Tradierung von Familienorientierung konstruiert, während sie gleichzeitig den Wunsch nach einer beruflichen Perspektive und der Verwertung von Bildung äußerten. In der Wahrnehmung, dass die Interviewpartnerinnen sich zwar eine Verknüpfung beider Aspekte wünschten, dass aber selbst aus ihrer eigenen Werte ihre Bil-

dungs- und Arbeitsaspiration als Gegensatz zum Wert der weiblich konnotierten Familienorientierung verstanden wird, wurde hier bewusst, wie stark der Widerstand war hier Empathie einzusetzen und wie dominierend doch die eigenen emanzipatorischen Vorstellungen auf die Forscherinnenrolle wirkten. Dieser Widerstand wurde anhand von Notizen und Gesprächen reflektiert, während eine Distanz im Sinne von wertfreier Antizipation im Bezug auf die Möglichkeitswelt der Befragten eingenommen wurde. Rückblickend betrachtet ist davon auszugehen, dass die Forscherin betrachtet aus der Perspektive der Befragten aufgrund der Lebenssituation die Werte der Bildungs- und Arbeitsaspiration und Familie gleichsam bespielte und somit der Zugang zum Feld und die offenen Gespräche dadurch beeinflusst wurden. Insofern ist weiter zu vermuten, dass die Gesprächspartnerinnen sich zumindest mit der Forscherin in der Familienorientierungskonstruktion verbunden fühlten und dass die Vorannahme vorherrschte, dass von einem gemeinsamen Verständnis dazu von Interviewerin und Interviewter in der Ausformulierung ihrer Geschichten ausgegangen wurde.

Mit den Merkmalen von Differenz beschäftigen sich im Besonderen Ansätze und Untersuchungen zur Intersektionalität. Den Begriff „Intersektionalität“ (engl.: *intersectionality*) führte Kimberlé Crenshaw ein, indem sie anhand der bildlichen Darstellung einer Straßenkreuzung (engl.: *intersection*) verschiedene Formen von Diskriminierungen und deren Überkreuzungen darlegte. Für Crenshaw bietet Intersektionalität ein politisches Konzept von Identität an, das multiple Identitäten voraussetzt (Crenshaw 1995). Vertreter_innen des intersektionalen Ansatzes bewerten die intersektionale Perspektive als besonders geeignet, um die Wechselwirkungen von sozialen Kategorien sichtbar zu machen. In der Wissenschaft wird versucht, anhand von Intersektionalität ein eindimensionales Verständnis von Macht und Herrschaftsverhältnissen zu überwinden.

Katharina Walgenbach definiert Intersektionalität dabei wie folgt: „Unter Intersektionalität wird verstanden, dass soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren ‚Verwobenheiten‘ oder ‚Überkreuzungen‘ (*intersections*) analysiert werden müssen. Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das *gleichzeitige Zusammenwirken* von sozialen Ungleichheiten gelegt wird. Es geht demnach nicht allein um die Berücksichtigung mehrerer

sozialer Kategorien, sondern ebenfalls um die Analyse ihrer *Wechselwirkungen*“ (Walgenbach 2012, 81). Mit dem Ansatz der Intersektionalität wird also postuliert, dass sich Differenzkategorien nicht unabhängig voneinander untersuchen lassen, sondern nur in ihrer Verwobenheit miteinander. In diesem Zusammenhang wurde von Winker und Degele ein Mehrebenenmodell entwickelt, das das Ziel verfolgt, anhand einer intersektionalen Analyse intersektionale Argumente für politisches Handeln zu benennen (Winker/Degele 2009). Vertreterinnen dieser Forschungsperspektive mahnen jedoch, dass darin die strukturierende Wirkung von Geschlecht unterschätzt werde (Becker-Schmidt 2007). Wenn auch in beiden Forschungstraditionen die Betrachtung einer Verwobenheit stärker eingefordert wurde, so betonen doch Vertreter_innen der Frauen-, Geschlechter- sowie auch der Migrationsforschung weiterhin den Charakter von Ethnizität und Geschlecht als substantziellen Differenzkategorien (Yuval-Davis 2006). Es geht also darum, eine Forschungsperspektive einzunehmen, die einerseits die Zusammenhänge und Wechselwirkungen als im selben Maße auch die Differenzen zwischen Klasse, Migration und Geschlecht inkludiert (Klinger, Knapp, 2007), um somit „Verflechtungszusammenhänge“ der Dimensionen zu untersuchen (Becker-Schmidt 2007, 56). So fasst auch Bereswill zusammen: „Eine zentrale Prämisse der Debatten über Intersektionalität ist die systematische Überwindung einer eindimensionalen oder additiv angelegten Konzeptualisierung von sozialen Kategorien und von damit verbundenen Ausblendungen sowie Komplexitätsreduzierungen in Bezug auf Ungleichheit und Differenz“ (Bereswill 2015, 210). Bereswill (2015) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Einnahme einer intersektionalen Forschungsperspektive in der Verknüpfung mit geschlechtstheoretischen Ansätzen in Anlehnung an Walgenbach (2012) eine Komplexitätssteigerung in Bezug auf steigende Anforderungen an die Methodenumsetzung einer Untersuchung als auch theoretische Reflexionsnotwendigkeiten nach sich ziehe und dass eine Reduzierung dieser Komplexität nötig werde.

Wie erwähnt wird weiter auf die Tendenz verwiesen, dass durch die Fokussierung auf Intersektionalität die Bedeutung der Kategorie Geschlecht abgeschwächt werde (Knapp, 2001) und dass dies zu einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht führen könne. Dabei stellt Becker-Schmidt beispielsweise fest, dass Benachteiligungen besonders bei Frauen meist kumulativ auftreten

(Becker-Schmidt 2007, 80). Auch Bereswill verweist auf die im Zusammenhang mit Intersektionalitätsforschungen aufkommende Frage nach der strukturierenden Wirkung von Geschlecht als Kategorie (Bereswill 2015). Intersektionalitätsdebatten kritisieren jedoch wiederholt die Setzung sogenannter Masterkategorien – beispielsweise von Geschlecht. Bereswill weist in diesem Zusammenhang auf die Möglichkeit der Einnahme einer doppelten Forschungsperspektive hin, indem einerseits ein umfassendes Verständnis der jeweiligen Kategorie und andererseits gleichzeitig die Offenheit für weitere Kategorien verfolgt werde, also somit die Ungleichheit gesetzt und gleichsam infrage gestellt werden kann (Bereswill 2015).

Die Einnahme einer solchen Forschungsperspektive verspricht für die Zwecke dieser Untersuchung insbesondere deshalb erkenntnisreich zu sein, da hierbei zwar jeweils auf Geschlecht und Ethnizität an sich, zusätzlich aber auch auf deren Verwobenheit fokussiert wird und für die Forscherin dennoch eine gewisse Offenheit für weitere Kategorien erhalten bleibt. Dabei wird aber nicht strukturtheoretisch vorgegangen, sondern es geht vielmehr um die Konstruktion und die prozessuale Herstellung von Zugehörigkeit. Zu diesem Zweck wird eine voraussetzende intersektionale Perspektive eingenommen, die eine Rahmung der Kategorien in ihrer gegenseitigen Verwobenheit ermöglicht.

Katharina Walgenbach spricht sich zudem dafür aus, Intersektionalität als Orientierungsrahmen zu verstehen. In diesem Zusammenhang plädiert sie dafür, Intersektionalität als Paradigma zu fassen, da dem offenen Konzept der Intersektionalität gemeinsame Forschungsinteressen sowie gemeinsame Ausgangspunkte zugrunde liegen. Nach Walgenbach ist das Konzept der Intersektionalität insbesondere aufgrund von dessen Offenheit ein Paradigma und bietet einen zielführenden Orientierungsrahmen, „der ganz unterschiedliche Fragen, theoretische Ansätze, Analyseebenen und soziale Kategorien miteinander verbindet“ (Walgenbach 2012, 27). Eben in dieser Offenheit der Intersektionalität sieht Walgenbach das besondere Potenzial dieser Methode.

Weiter fordert Anthias dazu auf, Intersektionalität nicht ausschließlich als Wechselwirkung zwischen Kategorien zu verstehen, sondern stärker als Form eines sozialen Prozesses zu betrachten: „Intersectionality is a social process related to practices and arrangements, giving rise to particular forms of positionality for social actors.“ (Anthias 2006, 27). Sie vertritt die Auffassung, dass es

bei der Untersuchung von Zugehörigkeit notwendig ist eine intersektionale Perspektive einzunehmen (weitere Ausführung dazu siehe im folgenden Kapitel). Die hier vorgenommene Untersuchung ist insofern eine Untersuchung mit intersektionaler Perspektive, als mehrere Kategorien (hier Geschlecht und Ethnizität) gleichzeitig fokussiert werden und dabei von ihrer Bedingtheit und Verwobenheit miteinander ausgegangen wird, weshalb ihre Wechselbeziehungen in die Analyse einbezogen werden. Jedoch liegt der Untersuchungsschwerpunkt auf der prozessualen Zugehörigkeitskonstruktion. Die vorliegende Untersuchung verfolgt den Anspruch, beide Kategorien einbeziehend und sich gegenseitig bedingend, innerhalb von Wechselbeziehungen stehend zu fokussieren. Diese Untersuchung ist so angelegt, dass sie zwar Geschlecht und Ethnizität als in Wechselbeziehung stehend betrachtet und weitere Einflussgrößen im Sinne von Differenzkategorien nicht ausschließt. Jedoch hat die Untersuchung keinen Intersektionalitätsschwerpunkt in dem Sinne, dass es dabei um die größtmögliche Ausdifferenzierung der wirkenden Kategorien ginge, sondern Intersektionalität wird innerhalb des Forschungsvorgehens im Prozessverständnis Anthias verstanden und die Ausgestaltung und sozialen Praktiken der Wechselwirkungen und möglicher Überschneidungen werden fokussiert. Es wird also mit einer intersektionalen Vorannahme in die Untersuchung eingestiegen beziehungsweise wird dabei eine intersektionale Perspektive eingenommen. Das bedeutet, dass die fokussierten sozialen Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität innerhalb der Erzählungen über Zugehörigkeit als in sich heterogen aufgefasst werden. Zwar wird der Untersuchungszuschnitt somit zunächst auf diese beiden Kategorien begrenzt und folglich die Komplexität reduziert, allerdings wird gleichzeitig anhand der gewählten Vorgehensweise eine gewisse Offenheit beibehalten, um weitere Kategorien aus den Zugehörigkeitserzählungen induktiv gewinnen zu können.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich beide Forschungsrichtungen – Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und Migrationsforschung andererseits – unabhängig voneinander (Lutz 2010) entwickelt haben. Wie dargestellt wurde, ist festzuhalten, dass dennoch Gemeinsamkeiten auf verschiedenen Ebenen bestehen. Grundsätzlich ist in beiden Forschungstraditionen rückblickend eine Perspektivenverschiebung zu erkennen. So entwickelten sich sowohl die Migrationsforschung als auch die Frauen- und Geschlechterforschung

ausgehend von einer ähnlich gelagerten defizitorientierten Perspektive heraus, die im Verlauf eine Verschiebung erfuhr. Analog zur Frauen- und Geschlechterforschung ist in der Migrationsforschung eine Entwicklung weg von der Defizit- hin zu einer Ressourcenorientierung zu erkennen und eine Verschiebung von einem Verharren auf Differenzen hin zu einem Verständnis diese Differenzen als Ressource zu nutzen, wird sichtbar. So verweist beispielsweise Ursula Apitzsch auf den Ansatz von Robert Park, der forderte, dass die „soziale Kreativität bei der Lösung sozialer Probleme in der Aufnahmegesellschaft“ von Einwander_innen sichtbar gemacht werden sollte (Apitzsch 1999, 7).

In der Frauen- und Geschlechterforschung wurde wie beschrieben für längere Zeit stark auf die Differenzkategorien im Sinne des Defizitmodells in der Frauen- und Geschlechterforschung fokussiert¹⁵. In ähnlicher Weise hat auch die Migrationsforschung längere Zeit defizitorientierte Themen wie Diskriminierungserfahrungen im Aufnahmeland oder eine erfolgreiche oder missglückte Integration in die Aufnahmegesellschaft, differenziert nach Herkunftsgesellschaften, fokussiert (bspw. Lutz 1999, Kontos 1999). In der Frauen- und Geschlechterforschung entwickelte sich die Bewertung von Differenz schließlich hin zur Betrachtung einer positiv besetzten Vielfalt (Gümen 1994). Inzwischen werden die Differenzkategorien (Klasse, Geschlecht, Migration) somit in ihrer situationalen Kontextualisierung auch als Form einer „Aktionsressource“ betrachtet (Lutz 2007, 223), die subjektbezogene Handlungsspielräume und Handlungsweisen ermöglicht.

Eine weitere Gemeinsamkeit der beiden Forschungsrichtungen besteht in der Kritik an den von ihnen vorgenommenen Fokussierungen und gegenseitigen Ausblendungen. Während in den 1980ern der Frauen- und Geschlechterforschung Kritik an der Fokussierung auf vornehmlich weiße Frauen entgegengebracht wurde, erfährt die Forschung zur Migration, zur Ethnie wie auch zu Nationen Kritik daran, eine ausgeprägte Blindheit für die Kategorie Geschlecht aufzuweisen (Bereswill et. al, 2012, Yuval-Davis 1997). Zudem ist eine Gemeinsamkeit im Untersuchungszuschnitt der beiden Forschungsrichtungen festzustellen. Bereswill et al. verweisen in diesem Zusammenhang auf die Gemeinsamkeit der beiden Forschungsrichtungen, die sich darin äußere, dass sich bei-

¹⁵ Gemeint sind Themen wie Diskriminierung, Unterschiede, Benachteiligungen, Exkludierungen u. Ä.

de mit dem „Zusammenhang von Differenzkonstruktionen, Ungleichheitsdimensionen und Zuschreibungen von Naturgegebenheiten“ (Bereswill et al. 2012, 7) beschäftigen.

Beide Forschungsstränge untersuchen offenbar Zusammenhänge sozialer Konstruktion und sozialer Ungleichheit. Yuval-Davis weist in Bezug auf die Zuschreibung von Naturgegebenheiten auf die Gefahr hin, dass in den Fällen, in denen die beiden Forschungsrichtungen die ihrige fokussierte Differenzkategorie nicht im Zusammenhang mit anderen Kategorien untersuchten, eine homogene soziale Kategorie voraussetzen würden (Yuval-Davis 2006). In diesem Zusammenhang wird darauf hingewiesen, dass Klasse, Ethnizität und Geschlecht aufgrund ihrer verschiedenen Ursachen in ihrer Bedingtheit als Verwobenheit zu verstehen sind. In der Betrachtung von Kategorien in ihrer grundlegenden Verwobenheit innerhalb beider Forschungsrichtungen liegt die Chance, neue Erklärungsansätze zu entwickeln. Sowohl für die Geschlechter- als auch für die Migrationsforschung sind laut Bereswill et al. empirische Untersuchungen zu Verwebungen sozialer Kategorien anhand damit verbundener Fragestellungen „insbesondere im Hinblick auf eine empirisch begründete Theoriebildung zu Fragen der sozialen Ungleichheit, der Inklusion und Exklusion, der Diskriminierung, der fortlaufenden Konstruktion von Minderheiten und Mehrheiten sowie von vermeintlich statischen kulturellen und geschlechtlichen Identitäten“ notwendig (Bereswill/Rieker/Schnitzer 2012, 7).

Die hier vorgenommene Untersuchung setzt am Schnittpunkt der Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und der Migrationsforschung andererseits an; sie setzt eine grundlegende Verwobenheit der jeweils fokussierten Kategorien von Geschlecht und Ethnizität voraus und fokussiert mithilfe der Einnahme dieser intersektionalen Perspektive Zugehörigkeitskonstruktionen und -prozesse.

2.2 Biographische Forschungsansätze zur Bearbeitung der Ausblendungen

Im Folgenden wird ein neuerer Fokus der Forschung aufgezeigt, der aus den Veränderungen von Migrationsbewegungen und Migrationsumständen resultiert. Seit Ende der 1990er Jahre rücken transnationale Bewegungen und die

Beziehungen beziehungsweise Netzwerke sogenannter Transmigrant_innen in den Blick der Wissenschaft (Lutz 2009, Apitzsch 2003 und 2009, Pries 1997). Im Zusammenhang ihrer Forschung zur Familienkooperation weist Ursula Apitzsch diesbezüglich besonders auf die geeignete Methodik der mehrgenerationalen Biographieforschung hin (Apitzsch 2009). Im Folgenden wird zunächst auf die Möglichkeiten der Biographieforschung eingegangen, bestimmte Untersuchungsanforderungen umzusetzen.¹⁶

Generell wird in der einschlägigen Literatur ausdrücklich bemängelt, dass es insbesondere zu wenige nach Geschlecht und nach Nationalität differenzierte Daten über Migration und daher auch kaum Daten über Frauen mit italienischem Migrationshintergrund in Deutschland gebe (Färber et al. 2008, BMFSFJ 2007). Dietrich Thränhardt vermutet, dass die sogenannten Gastarbeiter und ihre Familien aus Italien schon deshalb wenig Beachtung in der Forschung fanden, da sie gefühlt durch ihre Sichtbarkeit im Alltag – beispielsweise aufgrund eigener Gastronomiebetriebe o. Ä. – scheinbar gut integriert waren und sind. Dabei stellt er aber fest, dass ihre tatsächliche Integration beispielsweise im Bildungsbereich nicht vollends gelungen sei (Thränhardt 1999).

Zum jetzigen Stand sind in der Forschung vor allem die Dimensionen „Migration und Familie“, „Migration und Bildung“, „Migration und Arbeitsmarkt“ sowie „Migration und Freizeit“ als integrationsfördernde Aspekte von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte untersucht worden (Färber et al. 2008, Heß-Meining 2004), weiterhin fehlt es aber an ausreichenden empirischen Arbeiten zu Positionierungen, Lebenssituationen, Lebensentwürfen und Zukunftsvorstellungen.

Im europäischen Kontext sind neuere Arbeiten der Migrationsforschung zu den Themen der kulturellen Identität und zum Sprechen darüber zu finden, die die Möglichkeiten der Biographieforschung nutzen, um die Konstruktion von Migrationsbiographien zu untersuchen (Yuval-Davis 2006, Floya Anthias 2003, Lutz 2007).

Dausien und Hanses verweisen auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, die von Beginn an Forschungsmethoden der Biographieforschung verwendet habe, „um den ‚Eigensinn‘ von Bildungswegen, Lebenswelten und Erfahrungen von Frauen sichtbar zu machen, die in der

¹⁶ Zur hier vertretenen Position zur Biographieforschung und deren Nutzen innerhalb dieser Untersuchung sind insbesondere im Kapitel 3.2 zur Methode des biographischen Interviews entsprechende Ausführungen zu finden.

androzentrischen Wissenschaft nicht oder nur marginal vorkommen“ (Dausien/Hanses 2016, 165). Auch Thon verweist auf die Eigensinnigkeit als Attribut einer biographischen Konstruktion und verweist auf die Notwendigkeit einer Rekonstruktion „von Diskontinuitäten, Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen in Biografien von Frauen“, da diese „die lineare Normalbiografie als androzentrische Illusion infrage (stellen), die zudem an bestimmte historische Konstellationen von Gesellschaft gebunden ist“ (Thon 2016, 186).

Die Biographieforschung erscheint vor diesem Hintergrund für die hier vorliegende Untersuchung zur Bearbeitung einer Forschungslücke als besonders geeignet, um die bisherigen Ausblendungen der Aspekte der Lebensgeschichte von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte zu bearbeiten. Wenngleich Dausien in der Betrachtung der biographischen Forschungen, die auf dominante Geschlechterkonstruktionen abzielen, die Gefahr sieht, eine Konstruktion von Weiblichkeit zu verfestigen (Dausien 2010), so bietet Dausien und Hanses zufolge die Biographieforschung in besonderem Maße die Chance „genaue historisch-gesellschaftliche Konfigurationen zu rekonstruieren, dualistische Kategorien nach dem Muster ‚weiblich‘/‚männlich‘ aufzubrechen und Bildungsprozesse in ihrer Komplexität zu rekonstruieren“ (Dausien/Hanses 2016, 165). Dennoch ist schon an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass Dausiens biographischem Forschungsverständnis nicht vollends gefolgt wird (siehe dazu 3.2 ff.). Die Forschungslücke, die es in diesem Zusammenhang bezüglich der historisch-gesellschaftlichen Konfigurationen von Zugehörigkeitskonstruktionen der Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte im urbanen Kontext Wolfsburgs gibt, wird mittels der hier vorliegenden Untersuchung geschlossen oder zumindest verkleinert.

Wie erwähnt arbeitet Floya Anthias auch mit biographischen Methoden, dabei rahmt sie ihr Vorgehen im Konzept der Erzählungen über Zugehörigkeit und vermeidet dabei homogenisierende Begriffe und Defizitmodelle, die ihrer Ansicht nach mit dem Begriff der Identität einhergehen können. Zudem verzichtet sie auf den Begriff der Identität als heuristisches Instrument und verwendet stattdessen die Begriffe Zugehörigkeit, Verortung und Positionalität. Für Anthias sind Erzählungen Berichte über die eigene soziale Positionierung innerhalb sozialer Kategorien. Sie versteht Erzählungen zudem als Formen sozialen Handelns, die ihrer Ansicht nach Einblick in die Strukturen kollektiver Einordnung

und Platzierungen in der jeweiligen Gesellschaftsordnung vermitteln (Anthias, 2003). Anthias' Konzept der „Zugehörigkeit“ (sie verwendet den englischen Terminus *belonging*) ist für diese Untersuchung von besonderem Interesse. Daher wird es in einem folgenden Abschnitt ausführlicher vorgestellt.

An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass auch Annette Treibel (2011) bei ihrer Erklärung zur Ethnizität einen ebenfalls von Floya Anthias aufgezeigten Aspekt aufgreift, mit dem Anthias ihr Konzept von *Belonging* beschreibt: „Unter Ethnizität ist weniger die faktische als die gefühlsmäßige Volkszugehörigkeit zu verstehen“ (Treibel 2011, 186). Insofern grenzt auch Treibel Ethnizität als etwas Gefühlses im Gegensatz zu etwas Faktischem ab.

2.3 Die Bedeutung von *Belonging* für die Untersuchung von Selbstverortungen

Floya Anthias' Ansatz von *Belonging*, der im Folgenden erläutert wird, stellt sich als geeigneter Ausgangspunkt für meinen Untersuchungsansatz dar (bspw. Anthias 2006, Anthias 2008). Ihre Überlegungen gehören zu einer Forschungsperspektive, die zwar das Identitätskonzept für bestimmte Fragestellungen als legitim bewertet, aber dennoch für eine vehemente Abwendung der Forschung vom Verständnis von Identität im Sinne vorhandener fixierter, Anteile streitet. Im Folgenden werden zunächst Anthias' Konzepte und ihre Forschungsperspektive genauer erläutert, um anschließend auf deren Bedeutung für die hier vorgenommene Untersuchung einzugehen.

Floya Anthias vertritt die Position, dass es in unserer Zeit eine wichtige Aufgabe sei herauszufinden, wie Menschen angesichts verschiedener kultureller Traditionen, Lebensweisen und verschiedener informellen Vereinbarungen harmonisch zusammenleben können. In diesem Zusammenhang legt sie dar, inwiefern sie zwar bezüglich dieser eher politischen Perspektive mit Stuart Hall übereinstimmt, jedoch grenzt sie sich in der weiteren Ausgestaltung von seiner Fokussierung auf Bedingungen für das Gelingen gesellschaftlichen Zusammenlebens von ihm ab (Anthias 2006). Anthias verschiebt den Fokus und ist dabei der Ansicht, dass es sinnvoller sei, die Umstände eines Nicht-Gelingens anstelle der Bedingungen für ein funktionierendes gesellschaftliches Zusammenleben

zu fokussieren, um anhand einer intersektionalen Perspektive einen stärkeren Bezug zu den politischen und strukturellen Bedingungen zu erlangen (Anthias 2006).

Hier wird Anthias politische Herangehensweise an das Thema deutlich. Sie verfolgt insofern einen politischen Ansatz, als sie postuliert, dass eine inklusive multikulturelle Gesellschaft, die Diversität schätze und danach strebe, gerechtere und gleichberechtigtere Voraussetzungen für eine verbesserte Lebensqualität zu schaffen, gegen die Konstruktion von Differenzen sowie Identität und somit gegen Exklusion angehen müsse (Anthias 2006, 28). Floya Anthias kritisiert in diesem Zusammenhang bestehende Konzepte von Identität in Migrationsdiskursen¹⁷ und mahnt, dass eine zu starke Betonung von Identitätskonzepten seitens der Wissenschaft in die falsche Richtung führe (Anthias 2008, 7). Konzepte von Identität sollten ihrer Ansicht nach nicht nur mit der Frage danach betrachtet werden, wer wir sind sondern erweitert werden um die Frage nach unserem Verständnis bezüglich der Verbindung von sozialem Ort und Zugehörigkeit. Nach ihrer Auffassung kann Identität nur ein Konzept sein, das versuche, Menschen anhand scheinbarer Objektivität ein- und zuzuordnen. Demzufolge sorgen Identitätskonzepte für eine Beschreibbarkeit von Identifizierungsprozessen und der Beschaffenheit der vorgenommenen Konstruktionen von Kollektiven. Allerdings liegen für Anthias hier auch die Grenzen des Identitätskonzepts, da ihrer Ansicht nach Identitätskonzepte sich zu stark auf scheinbare Gruppen beziehen. Dabei werde sich nicht ausreichend mit den Fragen der Struktur, des Kontexts und deren Bedeutung auseinandergesetzt. Ihrer Ansicht nach erwarten die von der Wissenschaft aufgestellten Identitätskonzepte von den Individuen zu viel. Diese werden demnach beispielsweise innerhalb von Forschungskontexten aufgefordert, konkret und stabil zu zeigen, wer sie sind und mit wem oder womit sie sich identifizieren (Anthias 2008).

Die überwiegende Fokussierung auf Identität innerhalb von Migrationsdiskursen hat somit Anthias zufolge eine Vernachlässigung von Fragestellungen zur Struktur mit sich gebracht. Laut Anthias (Anthias 2008, 7) führt das dazu, dass Identität in diesem Zusammenhang weiter als etwas verstanden werde, was Individuen oder Gruppen besitzen, und eben nicht als prozessuale Entwicklung konzipiert werde, die unterschiedlichen Einflussgrößen und Veränderungen un-

¹⁷ Sie verweist hier u. a. auf die Konzepte von Stuart Hall.

terliegt. In diesem Zusammenhang beschreibt sie, inwiefern Identität auch in Konzepten zu multiplen Identitäten weiterhin als eine Art Attribut einer Person betrachtet werde, während sie ihrer Ansicht nach eher als Prozess aufgefasst werden sollte. Sie schreibt in diesem Zusammenhang: „A concern with multiple and fragmented identities still suggests that identity might be a possessive property of individuals rather than a process“ (Anthias 2006, 20). Die Annahme, dass Identität den Individuen in einer Art und Weise unveränderlich und „natürlicherweise“ gehöre, spiegelt für Anthias eine Annahme der Naturalisierung von Identität wider, die sie kritisiert. Ihrer Ansicht nach lösen diese Konzepte nicht die dem Identitätsbegriff ihrer Ansicht nach zugrunde liegende Problematik – nämlich die niemals stabil beschreibbare Identität seitens der Individuen – sie fokussiert stattdessen die situative Bedingtheit. Die Problematik besteht ihr zufolge demnach darin, dass davon ausgegangen werde, dass Gleichheit und Differenz somit stabil und fixiert von Individuen beschrieben werden könnten (Anthias 2006). Wie aufgezeigt stellt sie damit zwar nicht die Vorstellungen von multiplen oder fragmentierten Identitätskonzepten oder von Identität als soziales Konzept an sich in Frage, streitet aber vehement für eine Abwendung von der damit ihrer Ansicht nach verbundenen Essentialisierung (Anthias 2006).

Den Diskursen um Identität setzt Anthias das ihrer Ansicht nach vorzuziehende Konzept von Belonging entgegen. Zunächst muss jedoch geklärt werden, was genau mit dem Begriff „Belonging“ im Zusammenhang mit Anthias gemeint ist. Denn schon die Übersetzung des Begriffs ins Deutsche birgt Schwierigkeiten. In einer deutschen Übersetzung wurde beispielsweise mit dem Begriff „Zugehörigkeit“ gearbeitet (Apitzsch 2003). Dabei ist allerdings auf die abweichenden Konnotationen des Begriffs „Belonging“ im Vergleich mit dem Begriff der Zugehörigkeit hinzuweisen, die auch in Anthias' Erläuterungen deutlich wird. Für eine bessere Lesbarkeit und aufgrund der Notwendigkeit eines deutschsprachigen Äquivalents wird im Folgenden zwar ebenfalls der Begriff der Zugehörigkeit verwendet, allerdings innerhalb des von Anthias dargelegten Verständnisses. Es ist festzustellen, dass beim englischen Begriff „Belonging“ viel stärker ein verbindendes Element zwischen Personen mitschwingt, als das beim deutschen Begriff der Zugehörigkeit der Fall ist. Das Verb „to belong“ beschreibt zugespitzter die Verbindung mit jemandem oder etwas, das Anthias anhand von Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten zwischen Personen beschreibt: „To belong

is to share values, networks and practices and not just a question of identification.“ (Anthias 2008, 8). Dieser Aspekt des Begriffs ist für Anthias' Konzeptklärung relevant und darf in der Übersetzung nicht die Betonung verlieren. Es handelt sich bei Belonging also nicht um ein sich identifizierendes Element der Zugehörigkeit oder um ein identifiziertes zugeschriebenes Dazugehören. Vielmehr geht es um ein Verbunden-Sein und die Herstellung dieser Verbindung: „Belonging [...] is more about experiences of being part of the social fabric and the ways in which social bonds and ties are manifested in practices, experiences and emotions of inclusion“ (Anthias 2008, 8).

Der in Anthias' Verständnis von Belonging verankerte Aspekt der persönlichen Verbindung und dessen Herstellung stellt sich vor allem auch im Zusammenhang mit der hier unternommenen empirischen Studie als erkenntnisreich dar. Im Vorgriff auf die empirischen Ergebnisse ist hier darauf hinzuweisen, dass innerhalb der erhobenen Erzählungen der Frauen über Zugehörigkeit insbesondere ihre generationsübergreifende Verbindung zu ihren Eltern beziehungsweise – in besonderer Ausprägung – die Bindung der Töchter an die Mütter sichtbar wird. Somit ist Belonging aufgrund des mitschwingenden Aspekts der treffendere Begriff, denn Anthias definiert ihr Konzept als Fühlen von Subjekten über ihre eigene Verortung in der sozialen Welt, wobei es um emotionale Beziehungen und ein Gefühl des Dazugehörens geht (Anthias 2006 und Anthias 2008).

Im Hinblick auf Forschungsansätze vertritt Anthias zudem die Auffassung, dass Verortungen von Individuen stärker durch Exklusions- und eben nicht grundsätzlich über Inklusionserfahrungen erzeugt würden. Somit zeigt sich Zugehörigkeit ihrer Ansicht nach relational und anhand formaler und informaler Erfahrungen, die insbesondere mit Exklusion zu tun haben: „Belonging questions often emerge because we feel that there are a range of spaces, places, locales and identities that we feel we do not and cannot belong to, in the sense that we cannot gain access, participate or be included within“ (Anthias 2008, 8). Somit werden Fragen der Verortung ihrer Ansicht nach insbesondere in Anbetracht von Ausschluss oder Zugangsbarrieren sichtbar.

Das Konzept von Belonging geht insofern über Identifikation hinaus, als laut Anthias' Konzept Zugehörigkeit zudem bedeute, Werte, Netzwerke und Praktiken zu teilen (Anthias 2006). In diesem Zusammenhang verweist sie wiederholt

auf die verschiedenen Dimensionen von Zugehörigkeit. Die Verortung in der sozialen Welt – somit die Zugehörigkeit – wird beeinflusst durch formale und informale Exklusionserfahrungen und geht einher mit Identifizierungsprozessen und Zugehörigkeitsgefühlen sowie lokalisierten sozialen Beziehungen. Weiter führt sie aus, dass Zugehörigkeit zwar mit einer sozialen Inklusion verbunden sei, wenngleich sich Zugehörigkeit stärker aktiviere und zudem auch stärker anhand von Exklusionserfahrungen artikuliert werden. Hierbei geht es ihrer Ansicht nach – anders als bei den Konzepten zur Identität – stärker um Akzeptanz, Sicherheit und Beteiligung: „Here, to belong is to be accepted as part of a community, to feel safe within it and to have a stake in the future of such a community of membership. To belong is to share values, networks and practices and it is not just a question of identification.“ (Anthias 2006, 21).

Die Auffassung von Translokalität („translocationality“) diskutiert Anthias nicht nur im Vergleich zu Ansätzen von Hybridität, sondern zudem in Relation zu Konzepten wie Transnationalität, Diaspora, Kosmopolitismus und des Intersektionalitätsdiskurses. Für die hier vorgenommenen Untersuchung sind vordergründig – neben ihren Ansätzen von Belonging und Translocationality – ihre Überlegungen zur Hybridität relevant, die daher hier knapp dargestellt werden. Anthias ist der Auffassung, dass ihre Überlegungen zu Lokalität (local) dem situativen Kontext, der durch Hierarchien und Differenzlinien bedingt sei, eher gerecht wird als die Ideen zur Hybridität (Anthias 2008). Weiter argumentiert sie gegen ein Verständnis von transnationalen Identitäten, da Identität darin eine gewisse Stabilität zugeschrieben werde und Aspekte wie Hybridität, Diaspora und Kosmopolitismus diesem Verständnis entgegenstünden. Ihrer Ansicht nach existieren ungleiche Machtverhältnisse sowohl zwischen als auch innerhalb von Kulturen. Anthias vertritt zudem die Ansicht, dass lokale und weniger lokale Verortungen mit einer Vielfalt von Kategorien assoziiert werden müssten, gleichwohl das Konzept der Hybridität die Veränderbarkeit von Identität betone und einen sich „kulturell überkreuzenden Lebensstil“ (Anthias 2008, 10; eigene Übersetzung, Anm. d. Verf.) einbeziehe, reicht Anthias dieser Ansatz nicht aus. Für Generationen mit tradierter Zuwanderungsgeschichte ist im Zusammenhang der Überlegungen zur Hybridität ein Wählen, Vermischen und neu Zusammensetzen kultureller Elemente festzustellen. Ihrer Ansicht nach werden dabei oftmals der Kontext, die Bedeutung, die zeitlichen Faktoren und sozusa-

gen die Zielrichtung der Mischung kultureller Elemente vernachlässigt, und es werde übersehen, dass in der neuen Zusammensetzung neue Bedeutungen der kulturellen Elemente hergestellt würden (Anthias 2008, 10).

Identität und Zugehörigkeit sind bezüglich ihrer Perspektive miteinander verbunden, lassen sich aber dennoch voneinander abgrenzen, indem Zugehörigkeit in Relation zu den verschiedenen sozialen Verortungen¹⁸ und Kontexten gesetzt werden muss, von denen aus sie imaginiert und erzählt wird (Anthias 2008). Anthias versteht diese Orte des Sprechens als „trans-locations“ (Anthias 2008, 8), die sie darüber hinaus auch als soziale Positionierungen und soziale Einteilung versteht. In diesem Zusammenhang postuliert sie, dass die jeweiligen Kategorisierungen wie Geschlecht, Klasse oder Ethnizität abhängig seien von Kontext, Situation und Bedeutung (Anthias 2008). Dabei ist Zugehörigkeit aus ihrer Perspektive ein Prozess, der sich nicht allein auf Aspekte der Ethnizität, sondern auch auf Aspekte von Geschlecht bezieht (Anthias 2006). Sie erklärt das damit, dass Personen nicht einem Kollektiv angehören könnten, wenn sie sich nicht auch den kollektiven Geschlechternormen anpassen (Anthias 2006, 21).

Anhand einer, ihrer Auffassung folgend, intersektionalen Perspektive gilt diese Annahme in gleichem Maße für die Vielfalt der sozialen Kategorien wie beispielsweise Klasse. Anhand der von ihr eingenommenen intersektionalen Perspektive entwickelt sie die Idee einer „translocational positionality“ (Anthias 2006, 26). Für Anthias ermöglicht hierbei die Einnahme einer intersektionalen Perspektive eine Betrachtungsweise von Zugehörigkeit, die nicht ausschließlich von einer Kategorie in diesem Zusammenhang von Ethnizität her gedacht wird. Somit werde eine integrierte Analyse möglich, da somit auf Inter-Verbindungen zwischen den sozialen Kategorien Bezug genommen werden könne. Eine intersektionale Rahmung des Verständnisses von Zugehörigkeit fokussiert nach ihrer Auffassung somit soziale Verortungen und diesbezügliche Prozesse (Anthias 2006). Intersektionalität denkt Anthias als Prozess, der verschiedene Formen sozialer Verortungen entstehen und sichtbar werden lasse: „We need to move away from the concept of intersectionality as an interplay in terms of people’s group identities in terms of class, gender, ethnicity, racialisation and so on, and towards seeing intersectionality as a process. Intersectionality is a so-

¹⁸ „locations“ (Anthias 2006)

cial process related to practices and arrangements, giving rise to particular forms of positionality for social actors“ (Anthias 2006, 27). Einerseits sieht Anthias eine Problematik darin, dass Untersuchungen von Zugehörigkeit, die sich innerhalb einer intersektionalen Rahmung bewegen, lange Aneinanderreihungen von Kategorien entstehen lassen könnten. Andererseits betont sie aber ihren intersektionalen Ansatz, in dem sie besonders die politische Fragestellung, die mit Intersektionalität einhergeht, in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen rückt:

„The political questions opened up here have direct relevance in terms of how inequalities, identities and political strategies are conceptualised and assessed. Such implications undermine identity politics on the one hand since the intersectionality framework refuses the notion of given political positions tied to singular forms of identity (for example, gender OR ethnicity OR class) and instead recognises a multiplicity of potential subcategories and crosscutting forms“ (Anthias 2008, 14f.). Anthias verweist in diesem Zitat auf ihre politische Perspektive. Die Stärke einer intersektionalen Forschungsperspektive sieht sie an dieser Stelle in der Möglichkeit, sich anhand eines weit gedachten Rahmens mit integrierenden Forschungsansätzen zur Ungleichheit auseinanderzusetzen.

Ihr Konzept der translokalen Positionalität (translocational positionality) soll in diesem Zusammenhang dazu beitragen, dass Zugehörigkeit und Identität in der Forschung innerhalb einer translokalen Rahmung untersucht werden, um anzuerkennen, dass Personen hinsichtlich ihrer Zugehörigkeiten multiple Positionierungen aufweisen, die jeweils in einem spezifischen Kontext situiert sind (Anthias 2008, 6). Ihr Konzept der „translocational positionality“ (Anthias 2006, 26) adressiert somit Fragestellungen der Identität im Sinne von Positionalität. Diese stehen in einem Kontext, der nicht fixiert ist, aber eine Bedeutung mit zeitlichem Bezug beispielsweise je nach Verortung im Lebensverlauf aufweist; somit sind Widersprüche und Verschiebungen möglich (Anthias 2008). Positionalität beinhaltet dabei die soziale Verortung und den Prozess beziehungsweise die Praktiken des sozialen Verortens (Anthias 2006 zit. n. Anthias 2001). Anthias spricht sich in diesem Zusammenhang dafür aus, den Terminus „Translocationality“ als Instrument im Sinne eines konzeptionellen Rahmens zu verstehen (Anthias 2008). Translokale Positionalität strukturiert sich ihrer Erläuterung nach am Zusammenspiel verschiedener Verortungen in Relation von

Geschlecht, Ethnizität, Klasse (und weiteren) zueinander und deren gegensätzlichen Effekten aufeinander (Anthias 2008, 15). Positionalität ist nach diesem Verständnis gefasst durch soziale Positionierungen und Positionierungspraktiken. Somit werden hier Ungleichheit und Differenz nicht als Attribut verstanden, sondern der Schwerpunkt wird auf das Prozesshafte gelegt. Mit dem Konzept der *translocal positionality* entwirft Anthias ihrer Einschätzung nach ein nicht essentialisierendes Konzept, dem Veränderbarkeit inbegriffen ist (Anthias 2006, 27).

In neueren Arbeiten erweitert Anthias ihre Ansätze und betont deren Bedeutung für das methodische Vorgehen. Sie spricht sich insbesondere dafür aus, Zugehörigkeit mit einer translokalen Perspektive zu betrachten (Anthias 2013). Sie fordert, Differenz und Vielfalt nicht als etwas Gegebenes, sondern als Teil eines Prozesses zu betrachten, dessen Ausformung abhängig ist von Zeitpunkten und Kontexten (Anthias 2013, 17). Weiter betont sie ihre anfangs erwähnte politische Herangehensweise, indem sie deutlich macht, dass es ihr um die Sichtbarmachung und den Abbau gesellschaftlicher Barrieren und um eine neue Rahmung von Diversität entlang von Integrationsdiskursen in Europa geht (Anthias 2013).

Im Folgenden wird zusammenfassend auf die Relevanz von Anthias' Überlegungen für das hier im Fokus stehende Forschungsvorhaben eingegangen. Anthias' Verständnis zufolge zeigt sich der Unterschied zwischen Identität und Zugehörigkeit in einer spezifischen Schwerpunktsetzung, indem sie die Hypothese äußert, dass sich Konzepte der Identität stärker in Artikulationen und Geschichten über wer wir meinen zu sein und über assoziierte Strategien und Identifizierungskonstruktionen darstellten. Sie plädiert daher für eine Schwerpunktsetzung, die es ihrer Ansicht nach ermöglicht, auf Zugehörigkeit zu fokussieren und stärker die Auffassungen über Exklusion, Inklusion, Zugang und Partizipation zu erforschen. Diese Aspekte sind für die hier vorgenommene Untersuchung besonders relevant, da diese Untersuchung soziale Positionierungen und deren Veränderbarkeit fokussiert sowie nach den Aspekten fragt, die diese Verschiebungen beeinflussen.

Den Gegenstand der vorliegenden Erhebung bilden Erzählungen über Zugehörigkeit von Frauen mit italienisch tradiertem Zuwanderungsgeschichte sowie deren subjektive Wahrnehmung ihrer Lebenssituationen und die von ihnen artiku-

lierten Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität. Der Ort des Sprechens ist den Überlegungen Anthias' zufolge in diesem Verständnis innerhalb der Lebensspanne zeitlich situiert und kontextual bedingt. Wie oben dargestellt geht es um verschiedene Dimensionen der jeweiligen Zugehörigkeitserzählung, deren Abgrenzbarkeit und Ausgestaltung anhand qualitativer Erhebungen.

In besonderem Maße erkenntnisleitend für die hier im Zentrum stehende Untersuchung sind die Perspektive von Floya Anthias und ihre konzeptionellen Auffassungen der Zugehörigkeit sowie das Konzept der translokalen Positionalität, und zwar insbesondere aufgrund der damit gesetzten Schwerpunkte auf eine kontextuale, situative Betrachtung der Erzählungen meiner Interviewpartner_innen. Weiter werden die Einschätzungen zur Bedeutung von persönlichen Verbindungen zwischen Personen als Anteil der Zugehörigkeit übernommen.

Nach Anthias bezieht sich die Zugehörigkeit auf Erfahrungen bezüglich eines Dazugehörens zur sozialen Struktur; dabei geht es stärker als bei den Konzepten zur Identität um die Art und Weise, wie soziale Bindungen sich innerhalb von Praktiken, Zugehörigkeitsgefühlen und Erfahrungen manifestieren (Anthias 2006, 20). Diese Aspekte sind im Zusammenhang dieser Untersuchung relevant, da auch hier nach Praktiken der Tradierung und Bedeutung gemeinsamer Erlebnisse der Folgegeneration und deren Darstellung gefragt wird. Jedoch wird insofern eine Abgrenzung vorgenommen, insofern nicht vorausgesetzt wird, dass sich Zugehörigkeit vornehmlich anhand von Exklusionserfahrungen darstellt, sondern eine gewisse Offenheit angestrebt wird, um darüber hinausgehende Erfahrungen abzubilden. Anthias' Annahme, wonach Fragen der Zugehörigkeit besonders aufgrund von Exklusionserfahrungen sichtbar würden, begründet sie anhand ihrer Forschung zu zyprischen Jugendlichen in England (Apitzsch 2003). Dabei verallgemeinert sie diesen Befund meiner Ansicht nach zu stark, gerade im Hinblick darauf, dass Jugendliche eine spezifische Untersuchungsgruppe darstellen. Die Bedingungen für die Darstellung von Fragen der Zugehörigkeit sollten deshalb offen gehalten werden, und es bleibt zu prüfen, ob Anthias' Annahme auch für biographische Prozesse zutrifft.

Das Verständnis Anthias' einer intersektionalen Forschungsperspektive wird für diese Untersuchung übernommen, weil innerhalb meines Forschungszuschnitts Zugehörigkeit nicht allein anhand der Kategorie Ethnizität untersucht wird. Für

eine – wie von Anthias gefordert – integrierte Untersuchung anhand einer intersektionalen Rahmung werden Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität in den Blick genommen. Zudem werden die Betrachtung der Bildungsschicht der Herkunftsfamilie und der Lebensabschnitt der Interviewpartnerinnen während der Erhebung und Auswertung relevant. Unter Intersektionalität wird hier verstanden, dass Kategorien der sozialen Ungleichheit sich überlappen und gegenseitig verdecken können. Somit erfahren Individuen beispielsweise Diskriminierung aufgrund verschiedener Kombinationen.

Anthias weist aber auch auf die Gefahr hin, dass ein zu starker Forschungsfokus auf Intersektionalität dazu führen könne, dass Individuen anhand identifizierter Kategorien fixierten Gruppen stabil zugeordnet werden. Dabei ist von möglichen intersektionalen Unsichtbarkeiten auszugehen, das bedeutet, dass Begründungszusammenhänge unsichtbar werden an den Überkreuzungen der Kategorien. Somit ist die Notwendigkeit gegeben, sich nicht auf kategoriale Intersektionen zu fokussieren, sondern die Fragestellung konkret auf dominant wirkende Konstruktionen zuzuschneiden. Festzuhalten ist, dass mir nicht um die möglichst weit gefasste Untersuchung anhand einer Vielzahl von Kategorien geht. Der hier gewählte Untersuchungsansatz fokussiert vornehmlich Zugehörigkeit mit einer Schwerpunktsetzung auf den diesbezüglichen Prozess. Somit wird es möglich, die prozessuale Struktur der Auseinandersetzung mit Bezugspunkten zu fokussieren, die für die jeweilige Verortung relevant wird (siehe Kapitel 5.1).

Während Anthias mit einem politischen Impetus anhand der Setzung einer intersektionalen Forschungsperspektive und ihres Konzepts der translokalen Positionalität das Ziel verfolgt, gesellschaftliche Strukturen und Barrieren sichtbar zu machen und infrage zu stellen, übernimmt die hier vorgenommene Untersuchung vornehmlich ihre Auffassung zur Erzählung über Zugehörigkeit. Daraufhin wird aber der Schwerpunkt der Untersuchung auf einem Veränderungen unterliegenden Prozess liegen, der den Weg zur eigenen Verortung und deren Bedingungen in Anbetracht tradierter Zuwanderungsgeschichte und der Konstruktion von Geschlecht darstellt.

Anthias versteht Zugehörigkeit auch im Sinne einer Voraussetzung für die Schaffung verbesserter Lebensqualität. „It is increasingly important to think of a sense of belonging in terms of preconditions for quality of life, and not purely in

terms of cultural initiation or cultural identity“ (Anthias 2006, 20). In Anlehnung an Anthias wird somit eine Forschungsperspektive eingenommen, die Ermöglichungsräume und Voraussetzungen von Veränderungen und Entwicklungen wahrnimmt.

3 Qualitative Explorationen

In Anbetracht des Forschungsinteresses bilden die biographischen Interviews den Kern des Forschungsdesigns. Um den aufgrund der Gastarbeitergeschichte bestehenden urban spezifischen Kontext einzubeziehen sowie die biographischen Interviews auf eine erste Datenbasis aufzusatteln, wird zunächst einen explorativer Feldzugang gewählt und eine dichte Datengewinnung angestrebt, die anhand der Erhebung von Expert_inneninterviews gewonnen wird. Im Anschluss an die biographischen Interviews werden die gewonnenen Erkenntnisse anhand einer Gruppendiskussion mit den zuvor befragten Frauen verdichtet, um im Forschungsprozess sichtbar werdende Thesen der stadtgesellschaftlichen Diskurse diskutieren zu lassen.

Im Gegensatz zum Ergebnisteil, in dem die biographischen Interviews den Schwerpunkt bilden, werden die Erhebungsmethoden im Folgenden in der chronologischen Abfolge dargestellt, in der tatsächlich der Zugang zum Untersuchungsfeld erfolgte. Somit werden im folgenden Abschnitt die Methodenauswahl und die Ausgestaltung der methodischen Schritte analog zur Abfolge des erhebungsmethodischen Dreischritts erläutert: 1. Expert_inneninterviews, 2. biographische Interviews und 3. Gruppendiskussion. Diese verschiedenen Erhebungsmethoden ermöglichen es, die Perspektiven der Interviewpartnerinnen der biographischen Interviews zu erweitern und weiteres Datenmaterial in die Betrachtung der Erzählungen über Zugehörigkeit einzubeziehen (Koller 2016).

Den Schwerpunkt der Arbeit bilden die Zugehörigkeitskonstruktionen und der ihnen zugrunde liegende Prozess, die sich in den biographischen Interviews zeigen. Somit ist es zwingend notwendig, die biographisch reflektierenden Befragten innerhalb ihrer Situiertheit zu adressieren. Thon (Thon 2016) verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass nicht das biographische Subjekt an sich der alleinige Fokus der Biographieforschung sei, sondern dessen Kontextuali-

sierung innerhalb von gesellschaftlichen – und gegebenenfalls auch kulturell bedingten – Ordnungen und Machtverhältnissen relevant ist.

Das Bestreben, Erzählungen über Zugehörigkeit einer methodisch vielfältigen Betrachtung zu unterziehen, verpflichtet zu einer methodisch strukturierten Auseinandersetzung mit der bereits in Kapitel 1 diskutierten geschichtlich-lokalen Situiertheit, der auch Rechnung getragen wird, indem die biographischen Erzählungen mit der Zuwanderungsgeschichte der Eltern und den situativ gegebenen Bedingungen in Wolfsburg empirisch gefasst werden. Während daher die Überlegungen zur Erhebung von Expert_inneninterviews zunächst hauptsächlich in der Spezifität des urbanen Raumes Wolfsburgs mit seiner sogenannten Gastarbeitergeschichte begründet lagen, so wurde alsbald darüber hinaus deutlich, dass die Ansprache der Expert_innen angesichts ihrer Funktionen und Rollen einen besonders geeigneten Erstzugang zum Untersuchungsfeld darstellte. Die Entscheidung zur Durchführung einer Gruppendiskussion fiel hingegen erst während des Forschungsprozesses, als fortwährend scheinbar stadtdgesellschaftlich geltende Thesen seitens verschiedener Interviewpartner_innen geäußert oder bei Veranstaltungen im weiteren Kontext ausgesprochen wurden. Aussagen seitens der biographischen Interviewpartner_innen bestärkten das Erkenntnisinteresse, wie die interviewten Frauen zu diesen Thesen in Interaktion treten würden.

3.1 Expert_inneninterviews

Schon zu Beginn der ersten Forschungsüberlegungen wurden die biographischen Interviews fortwährend im Kontext der wolfsburgspezifischen lokalen Geschichte mit italienischer Zuwanderung gedacht. Auf der Suche nach einer geeigneten Erhebungsmethode, um die biographischen Interviews einzubetten, zeigte die Methode der Expert_inneninterviews Relevanz aufgrund zweierlei Überlegungen: Zum einen entstand wie im Abschnitt zur urbanen Kontextualisierung beschrieben in den Jahren nach den italienischen Zuwanderungswellen eine vielfältige Institutionslandschaft in Wolfsburg mit Italienbezug. Diese kann als heute sichtbarer Ausdruck der italienischen Geschichte der Stadt Wolfsburg betrachtet werden und bietet einen ersten Zugang, der die später geführten bi-

ographischen Erzählungen über Zugehörigkeit geschichtlich fasst. Zum anderen erschien die Adressierung der Experten_innen in ihren Funktionen und Rollen des Weiteren als geeigneter Zugang zu Kontextwissen, der zudem explorative Möglichkeiten für die Weiterentwicklung des Erkenntnisinteresses im Hinblick auf die biographischen Interviews bot. Die zweite Überlegung galt stärker dem Zugang zum Untersuchungsfeld an sich.

Die italienische Zuwanderungsgeschichte Wolfsburgs wird von vielfachen stadtgesellschaftlichen Akteur_innen als Erfolgsgeschichte erzählt, und die entstandenen Institutionen mit Italienbezug besitzen ein jahrelanges Standing innerhalb der Stadtgesellschaft und sind sehr bekannt innerhalb der italienischen Community. Somit ermöglicht der Zugang über die Institutionslandschaft auf der Ebene des Forschungsvorgehens Zugang zu informellem Wissen und zum institutionellen Netzwerk und ermöglicht ein lokal legitimes Forschungsvorgehen, da auf diese Weise dem stadthistorischen Kontext Rechnung getragen wird.

Schon an dieser Stelle muss zudem darauf hingewiesen werden, dass anfangs davon ausgegangen wurde, dass die Institutionslandschaft direkte Auswirkungen auf die Zugehörigkeitserzählungen der Frauen der biographischen Interviews haben würde. Tatsächlich stellte sich dann aber eine ambivalenterer Ausprägung dar, deren Aspekte abschließend im Fazit erläutern werden.

Bogner und Menz beschreiben in der dritten Auflage ihres Sammelbandes zur Theorie, Methode und Funktion von Expert_inneninterviews die Beliebtheit der methodischen Anwendung und die sich intensivierenden Diskurse um die Schärfung der zugrundeliegenden Methodologie (Bogner und Menz 2009). Die Vorzüge der methodischen Wahl von Expert_inneninterviews sind schnell dargelegt, wenn man bei deren Anwendung davon ausgeht, dass der Feldzugang direkt, vergleichsweise leicht und schnell erfolgt sowie die erste Datengewinnung eine umfassende Datenbasis abbilden kann.

Die Vermutung liegt zudem nahe, dass die sogenannte „Sekundärmotivation“ (Bogner und Menz 2009, 9) sich positiv auf den Forschungsprozess auswirkt. Die Sekundärmotivation ist die Motivation der Expert_innen, die sich aus Faktoren ihrer Professionalität zusammensetzt, wie beispielsweise dem Streben danach zu wirken. Somit wird nicht nur die Kontaktaufnahme als solche, sondern auch die Bereitschaft zum Interview zu den für die Forschung als relevant zu

erachtenden Expert_innen erleichtert und die Feldakzeptanz aufgrund der Vernetzung der Expert_innen untereinander positiv beeinflusst.

3.1.1 Methodische Zugänge

Wie beschrieben bilden fünf biographische Interviews mit Frauen der dritten Generation von Italiener_innen in Wolfsburg bzw. Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte den Kern der qualitativen Erhebung. Sowohl der gewählte offene Zugang über biographische Interviews als auch die Besonderheit des lokalen Kontexts setzen aber voraus, dass vorab anhand von Expert_inneninterviews weitere Informationen erschlossen werden müssen, um ein umfassenderes Bild zu gewinnen.

Die geschichtliche Einbettung der Zugehörigkeitserzählungen von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte erfolgt anhand der Auseinandersetzung mit Texten zur sogenannten italienischen Gastarbeitergeschichte innerhalb des Kapitels zur italienischen Geschichte Wolfsburgs, gleichsam bieten die Expert_inneninterviews wie dargelegt eine Möglichkeit von forschender Einbettung für die Erhebung der biographischen Interviews anhand von Wissenserschließung, aber auch anhand von Zugangerschließung zum Feld.

Das inhaltliche Erkenntnisinteresse besteht dabei hinsichtlich möglicher Themengebiete für die biographischen Interviews; offene Expert_inneninterviews bieten hierfür den geeigneten explorativen Ansatz (Meuser und Nagel 1991). Hingegen besteht das strukturorientierte stadtspezifische Erkenntnisinteresse insbesondere in der Erschließung von Besonderheiten des institutionellen Netzwerks mit Italienbezug, der Identifizierung von Gatekeepern, der Eruierung kollektiv latent vorherrschender Annahmen und der gegebenenfalls die Untersuchung befruchtenden Weiterverweisung an relevante Interviewpartner_innen. Für die Anlage der Untersuchung erscheint es weder zielführend, Feldbeobachtungen beispielsweise im städtischen Raum durchzuführen noch eine quantitative Befragung der ansässigen Institutionen zu konzipieren. Die Methode des Expert_inneninterviews birgt für die hier unternommene Forschung in Anlehnung an Bogner, Littig und Menz zum einen die Möglichkeit, einen ersten explorativen Feldzugang zu gewinnen, zum anderen aber auch eine Datenbasis über

den urbanen Kontext für die anschließenden biographischen Interviews zu erheben (Bogner und Menz 2009).

Ziel dieser ersten Erhebungsphase ist eine erweiterte Wissensgenerierung über das Forschungsumfeld mit seinen Strukturen und Angeboten und zudem eine erste Identifizierung möglicher Handlungsräume der Interviewpartnerinnen. Des Weiteren wird der Ansatz verfolgt, erste Informationen über Akteur_innenkonstellationen in Wolfsburg über optionale lokale Ressourcen der späteren Interviewpartnerinnen und erste Ideen zu den Positionierungen ihnen gegenüber zu erheben.

Nicht zuletzt soll der erste Zugang zum Feld über die Expert_inneninterviews zur Minderung eventueller „blinder Flecken“ als Forscherin bezüglich der biographischen Interviews dienen. Denn hier wird deutlich, dass die Expert_inneninterviews für das Vorhaben nicht rein explorativ ausgerichtet sein sollen, sondern dass, Meuser und Nagel folgend, zudem Kontextwissen erhoben wird (ebd.). Es wird deutlich, dass die Expert_innen zwar in ihren Funktionen und Rollen angesprochen werden, sie aber als Expert_innen aufgrund zweier Überlegungen positioniert sind: 1. Sie sind Expert_innen für ihre jeweilige Institution und für die damit einhergehenden Aktionsräume und Schnittstellen. 2. Darüber hinaus sind sie Expert_innen innerhalb der italienischen Community, der städtischen Erzählkultur über die italienische Gastarbeitsgeschichte und der Zugangsvernetzung zum Forschungsfeld.

Um der Forderung nach einer „Kenntnis der Organisationsstrukturen, Kompetenzverteilungen, Entscheidungswege des jeweiligen Handlungsfeldes“ (Meuser/Nagel 1991, 486) bei der Expert_innenauswahl nachzukommen, wurden die Interviewpartnerinnen anhand der strukturierten Auswahl ihrer Institution (wie unten in Kapitel 3.1.2 erläutert) und vorheriger Recherchearbeiten ausgewählt. Es erwies sich jedoch als komplexes Unterfangen, hier eine adäquate Auswahl zu treffen. Denn im ganz bewusst weit gefassten Kontext der sogenannten italienischen Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs und den daran anschließenden städtischen Veränderungen bewegt sich eine hohe Anzahl von Akteur_innen und Institutionen. Zudem gibt es etliche wichtige Sektoren der italienischen Community in Wolfsburg wie Politik, Sport, Sprache und weitere, die unterschiedlich stark in der Stadtöffentlichkeit auftreten. In diesem Zusammenhang war es ein besonderes Anliegen, dass die Expert_innen nicht querfeldein be-

fragt wurden oder anhand eines Schneeballsystems den Zugang gegebenenfalls nur zu einem Teil der italienischen Community ermöglicht wurde.

So wie sich die Auswahl ausgehend von einer Vielfältigkeit leiten ließ, so fiel vor der Erhebung die Entscheidung, dass in den Expert_inneninterviews übergreifende Motive ausgewertet werden sollten und dabei eine Art strukturelle Ähnlichkeit der vertretenen Institutionen angestrebt werden sollte. Um eine deutlichere Entscheidungsgrundlage bezüglich der Auswahl zu schaffen, wurden zunächst für die Forschungsfrage relevante Kriterien für maßgebliche Institutionen identifiziert, die eine strukturelle Ähnlichkeit bei der Auswahl der Institutionen der Interviewpartner_innen sicherstellten. Hierfür wurden Übersichten mit konkreten Merkmalen in tabellarischer Form entwickelt, die im Anhang aufgeführt sind.

Bogner, Littig und Menz (Bogner und Menz 2009) fordern zudem einen reflektierten und kritischen Blick auf die methodologischen Grundlagen und die Erhebungsmethoden des Expert_inneninterviews. Ihrer Ansicht nach wurden zwar bisher erste Ansätze geliefert, um das Konstrukt Expert_innentum zu konkretisieren, aber die bisherigen Diskurse zur Methode der Expert_inneninterviews reichen ihrer Meinung nach nicht aus, um den Mangel an Methodologie vollends zu beheben. Grundsätzlich sprechen sie sich dafür aus, dass die Interaktion in der Interviewsituation in einer der Forschung zuträglichen Perspektive betrachtet werden sollte (Bogner und Menz 2009).

Zudem skizzieren Bogner und Menz den Wandel der Rollen- bzw. Funktionszuschreibung des Experten/der Expertin im Zusammenhang mit dessen bzw. deren Wirkmächtigkeit für Entscheider_innen in Wissenschaft und Politik und die jeweiligen Bedeutungen für die Demokratie (Bogner und Menz 2009). Während ihre wissenssoziologischen Überlegungen in dem Maße richtungsleitend sind, als das Verfahren der Expert_inneninterviews und der damit einhergehenden Rollenverteilung im Forschungsprozess reflektiert werden, so ist für diese Untersuchung aber besonders der Aspekt ihrer Feststellung relevant, den sie aus den Konzepten von Collins und Evans (2007 in Bogner und Menz zitiert) ziehen. So äußern sie in diesem Zusammenhang: „Die Relevanz jeder Expertise ergibt sich nicht (allein) aufgrund intrinsischer Qualität, sondern (auch) aufgrund externer Voraussetzungen“ (Bogner und Menz 2009, 11). Somit ermöglicht das Forschungsinteresse und die daraus folgenden Fragestellungen einen Zu-

schnitt, der sie zum jeweiligen Experten oder zur jeweiligen Expertin werden lässt.

Die Auswahl anhand einer von gesetzten Merkmalen ausgehenden tabellarischen Aufstellung (siehe Anhang) ist besonders in Anbetracht der spezifischen italienischen Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs zielführend, da somit nicht nur die Fragestellungen an die Expert_innen darauf ausgerichtet sind, sondern die Rolle der Expert_innen in ihrer Funktion für dieses Interessensfeld definiert wird. Bei der Expert_innenauswahl innerhalb der ausgewählten Organisation wird den von Gläser und Laudel formulierten Eigenschaften der Expert_innen mit deren Informationsverfügbarkeit, Wissensträgerschaft und Bereitschaft der tatsächlichen Personenverfügbarkeit (Gläser und Laudel 2010, 113) gefolgt.

Darüber hinaus wurden im Schneeballverfahren empfohlene Interview_partnerinnen ausgesucht. Der Erstkontakt erfolgte per E-Mail und/oder Telefon; nur in Einzelfällen wurde der Interviewleitfaden vorab den Befragten zur Verfügung gestellt. Die Interviews fanden in der jeweiligen Einrichtung beziehungsweise in der alltäglichen Situation des/der Befragten statt. Diese wurden einvernehmlich aufgenommen und transkribiert. Den Befragten wurde zudem eine Anonymisierungserklärung ausgehändigt. Die Methodenkontrolle erfolgte nicht nur theoriegeleitet, sondern interdisziplinär und iterativ im Austausch mit anderen Forscher/-innen. Im Anschluss an die Interviews wurden Gedächtnisprotokolle über Randgespräche angefertigt und die gesamte Erhebungsphase wurde von einem Forschungstagebuch für die introspektive Beobachtung begleitet.

Die Expert_innen sind innerhalb des hier gewählten methodischen Vorgehens in Anlehnung an Bogner und Menz als Personen zu verstehen, „die sich – ausgehend von spezifischem Praxis- oder Erfahrungswissen, das sich auf einen klar begrenzbaren Problembereich bezieht – die Möglichkeit geschaffen haben, mit ihren Deutungen das konkrete Handlungsfeld sinnhaft und handlungsleitend zu strukturieren“ (Bogner und Menz 2009, 45). Sie sind demnach Funktionsträger_innen, die hauptsächlich in ihrer Funktion zum spezifischen Zuschnitt meines Forschungsinteresses zu befragen sind, während dennoch ihre persönlichen strukturierenden Deutungen relevant sind (Bogner und Menz 2009, Meuser und Nagel 2004).

Bei zwei angefragten Interviews erfolgten Absagen. Jedoch gab es hierzu Gespräche, deren Eindrücke anhand des Forschungstagebuchs festgehalten werden konnten und beim weiteren Vorgehen besonders im Hinblick auf die weiteren Methoden der biographischen Interviews und der Gruppendiskussion relevant wurden. Um die in den Expert_inneninterviews gewonnenen Einblicke weiter zu verdichten, werden Zeitungsartikel (bspw. die Berichterstattung zu 50 Jahren Anwerbeabkommen), Marketingkampagnen und Auswertungen von Veranstaltungsbesuchen hinzugezogen.

3.1.2 Auswahl der Interviewpartner_innen

Wie oben dargelegt wird die Auswahl der Expert_innen anhand einer Strukturierung von Institutionen vorgenommen. Dazu wurde anhand von Kriterien, die bezüglich des Forschungsinteresses relevant erscheinen, eine Priorisierung von Institutionen im Forschungsfeld Wolfsburg erstellt.

Nach den ersten Recherchen gründet sich die Auswahl der relevanten Institutionen vorerst auf Kriterien und dabei hauptsächlich auf Gründungszusammenhänge der Institutionen. Unter Berücksichtigung der Fragestellung und der Erkenntnisse der Auseinandersetzung mit der Wolfsburger italienischen Gastarbeitergeschichte (siehe hierzu Kapitel 1) ist die Gründungsgeschichte der auszuwählenden Institutionen verbunden mit der italienischen Gastarbeitergeschichte in der Stadt Wolfsburg bzw. der daraus resultierenden Anzahl von Italiener_innen in Wolfsburg.

Weiter sind die ausgewählten Institutionen spezifisch für die Stadt Wolfsburg; so bestehen sie in dieser Form also nicht grundsätzlich in jeder anderen Stadt oder zumindest nicht in der in Wolfsburg vorzufindenden Menge. Die auszuwählenden Institutionen weisen zudem Angebote auf, die als Zielgruppe in erster Linie Italiener_innen in Wolfsburg ansprechen und für diese Gruppe konzipiert sind oder aber einen konkreten Bezug zu Italien im Kontext der sogenannten Gastarbeitergeschichte aufzeigen. Anhand dieser Überlegungen wird eine Matrix zum Vergleich der Feldinstitutionen erstellt, um ein gewisses Maß an Ähnlichkeit, aber auch an Vielseitigkeit sicherzustellen (siehe Anhang).

Während des Forschungsprozesses und des Feldzugangs veränderte sich die Auswahl der Interviewpartner_innen. Das hatte folgende Gründe: Zum einen kam es aufgrund sich wiederholender Informationsgrundlagen beziehungsweise aufgrund von Doppelungen zu Vernachlässigungen. Das bedeutet, dass in Wolfsburg Institutionen ähnlicher Struktur und Ausrichtung mehrfach bestehen und sich sozusagen im selben Institutionssektor bewegen. Hier waren keine neuen Erkenntnisse zu erwarten. Somit sind drei der ausgewählten Institutionen als Stellvertreterinnen für weitere Institutionen zu verstehen, die in demselben Angebotsbereich vertreten sind.

Während des Erhebungsprozesses der Expert_inneninterviews wurde in Randgesprächen zudem mehrfach auf weitere einschlägige Institutionen verwiesen, sodass sich zum anderen die Stichprobe auf der Grundlage schneeballartiger Empfehlungen erweiterte. Dieses Phänomen von „Verweisungszusammenhängen“ (Bogner und Menz 2009, 8) beschreiben auch Bogner und Menz. Sie verweisen auf Personen in einer „Schlüsselposition“ (ebd.), die auch allein aufgrund dieser Position in den ausgewählten Kreis der Interviewpartner_innen aufgenommen werden können.

Es erscheint zielführend, nicht nur aufgrund von forschender Offenheit und Neugier, sondern auch, um die eigene Feldakzeptanz gegenüber anderen Expert_innen im Feld zu steigern, Interviews mit empfohlenen Personen durchzuführen, auch wenn sie nicht auf den ersten Blick in das jeweilige „Problem-Framing“ (Bogner und Menz 2009, 11) zu passen scheinen. Besonders gilt, dass potenziell gegenteilige Positionen in Bezug auf die vorgenommenen Deutungen dieser Gruppierung für die Untersuchung erkenntnisreich sein können.

Die auf die Verweisungen hin ausgewählten Institutionen passen nicht vollständig in die primär erstellte Matrix, aber aufgrund der Häufigkeit ihrer Nennung durch die Interviewpartner_innen und aufgrund der Kooperationsarbeit mit den Institutionen der primären Expert_innen wurden sie in die Auswahl der Interviewpartner_innen aufgenommen. Die tabellarische Übersicht dieser sekundären Institutionen ist im Anhang zu finden.

3.1.3 Entwicklung des Interviewleitfadens

Zunächst ist die Identifikation der Institutionen in Wolfsburg relevant, die anhand der zuvor beschriebenen Kriterien ausgewählt werden. Für den explorativen Ansatz, der anhand der Expert_inneninterviews verfolgt wird, ist es anschließend erkenntnisreich, ein offenes Interviewverfahren zu wählen. Bei der Befragung geht es nicht nur um Hintergrundwissen oder Berichte der Expert_innen, sondern zudem um die Identifizierung geeigneter Themenfelder für die biographischen Interviews und jener lokalen Strukturen, in denen sich möglicherweise die später ausgewählten Interviewpartner_innen der biographischen Interviews und deren Herkunftsfamilien bewegen.

Da sich das Erkenntnisinteresse anhand leitender Fragen und begrenzter Themenkomplexe abbilden lässt, ist die leichte Strukturierung der Interviews anhand eines Interviewleitfadens sinnvoll. Weiterhin folgt das Vorgehen der Annahme Vogels, wonach das leitfadengestützte Interview für die Durchführung von Expert_inneninterviews sinnvoll ist, um vor der Befragungssituation zu definieren, welche konkreten Grundinformationen in der Befragung erhoben werden sollen (Vogel 1995). Zudem sichert der Leitfaden die hier verfolgte Auswertungsperspektive, indem später Vergleiche quer durch die Fälle möglich werden.

Die leitenden Fragen des Erkenntnisinteresses beziehen sich auf die primär institutionsbezogenen Aspekte wie die Angebotsstruktur und das institutionelle Netzwerk. Zusätzlich geht es aber auch um den Bezug zu den Erfahrungen und Begegnungsmöglichkeiten des Aktions- und Arbeitsumfelds der jeweiligen Institution mit Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg. Somit werden die gegebenen Möglichkeiten interkultureller Begegnungen wie auch transkulturelle Räume beleuchtet. Hier wird hauptsächlich Erfahrungswissen erhoben sowie persönliche Deutungsstrukturen, aber auch das Wissen über tatsächlich vorhandene Begegnungsstrukturen im Umfeld der Institution.

Eine weitere Fragerichtung zielt auf die Beschaffenheit der institutionellen Strukturen beziehungsweise des Unterstützungsnetzwerks für die dritte Generation von Italiener_innen in Wolfsburg. Fragen nach dem Zugang, den Wegen, aber auch nach den Unterstützungsleistungen werden hier relevant. Anhand von Fragen zu Netzwerken werden zudem die Verbindungen zwischen den In-

stitutionen sichtbar gemacht. Weiter zielen Frageaspekte auch auf die Gründungsgeschichte, und schließlich werden Fragen nach empfangener Unterstützung oder Blockaden im eigenen Wirkungskreis oder im Arbeitszusammenhang erkenntnisleitend.

Wie vorangehend dargelegt werden die Expert_innen nicht ausschließlich in ihrer Funktion positioniert. Wie Meuser und Nagel zeigen, ist nicht die gesamte Person mit ihren Einstellungen oder ihrer Lebenssituation als Expert_in relevant, sondern der Fokus liegt auf der jeweiligen Rolle als Funktionsträger und Funktionsträgerinnen (Meuser und Nagel 1991). Dennoch wird dieser Rahmen verlassen, indem zusätzlich personenbezogene Deutungen erfragt werden, um das Handlungsfeld zu strukturieren (Bogner und Menz 2009). Dabei beziehen sich die personenbezogenen Leitgedanken jedoch weiterhin primär auf die Funktion der Interviewpartner_in. Zusätzlich geht es in den Interviews somit auch um die Bezugnahme auf ihre zeitlich situierte Einschätzung der Integrationsituation beziehungsweise des städtischen Integrationsdiskurses und um Positionierungen und Zuschreibungen, die die Expert_innen gegenüber den Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte vornehmen. Der Leitfaden ist im Anhang aufgeführt.

3.1.4 Auswertungsmethode

Zwar bilden die Expert_inneninterviews nicht den Untersuchungsschwerpunkt des Forschungsvorhabens und könnten den rein feldexplorativen Interviews zugeordnet werden, jedoch geht, wie vorab dargelegt, das Erkenntnisinteresse darüber hinaus. Wie in den Abschnitten zu den methodischen Zugängen beschrieben, wird mit den Expert_inneninterviews unter anderem das Ziel einer Informationsverdichtung in Bezug auf die darauffolgenden biographischen Interviews, der Schaffung von Transparenz in Bezug auf die lokalen Akteur_innenkonstellation sowie die Minderung eigener blinder Flecken verfolgt. Im Folgenden werden acht Interviews, ein Gesprächsprotokoll und eine schriftliche Beantwortung ausgewertet. Das Ziel ist es, thematische Einheiten fallübergreifend zu vergleichen. Dazu werden keine Einzelfallanalysen durchgeführt, sondern thematische Felder identifiziert, um Vergleiche zwischen den Inter-

views vornehmen zu können. Zur Themenidentifizierung werden Verfahren der Qualitativen Inhaltsanalyse genutzt.

Da es vornehmlich um die inhaltliche Ebene des Materials geht, sind die Auswertungsschritte an das Verfahren der qualitativen zusammenfassenden Inhaltsanalyse angelehnt. Das bedeutet, dass die Expert_inneninterviews nicht sequenziell, sondern orientiert an thematischen Einheiten ausgewertet werden, die durch das Forschungsinteresse konzipiert sind (Meuser und Nagel 2004). Dabei werden an den Text Fragen gestellt, die das Forschungsinteresse in Bezug auf die Expert_inneninterviews leiten.

Somit wird das Vorgehen der zusammenfassenden Inhaltsanalyse, nämlich einen Auszug der wesentlichen Inhalte vorzunehmen, mit dem Vorgehen der induktiven Kategorienbildung verbunden. Das bedeutet, dass die thematischen Einheiten anhand induktiver Kategorien aus dem Interviewmaterial heraus gebildet werden (Mayring 2009), um größtmögliche Offenheit zu gewährleisten. Die qualitative Inhaltsanalyse ist eine Weiterentwicklung der Inhaltsanalyse. Aufgrund der Notwendigkeit, große Mengen von Texten zu untersuchen, entstand die Inhaltsanalyse innerhalb der Kommunikationswissenschaften. Mit dieser Technik wird vornehmlich die Idee verfolgt, Texte zu reduzieren, indem spezifische Informationen aus ihnen entnommen werden, um diese Auszüge dann getrennt vom Text weiter zu bearbeiten und zu untersuchen. Es geht dabei hauptsächlich um den Inhalt eines Materials. Kritik an der Inhaltsanalyse moniert, dass die extrahierten und den Kodierungen zugeordneten Textstellen ihrem Kontext entzogen werden, der jedoch für verschiedene Bedeutungen relevant sein kann. Die Inhaltsanalyse geht somit davon aus, dass in der Auswertung Häufigkeiten einen Zusammenhang zum Sachverhalt abbilden (Gläser und Laudel 2009).

Philipp Mayring entwickelte die Qualitative Inhaltsanalyse, um „die Systematik (strenge Regelgeleitetheit, Kommunikationseinbettung, Gütekriterien; s. u.) der Inhaltsanalyse für qualitative Analyseschritte beizubehalten, ohne vorschnelle Quantifizierungen vorzunehmen“ (Mayring 2009, 469). Grundsätzlich wird das Vorgehen der Textreduktion auf das Wesentliche in seinem Verfahren beibehalten, und anhand theoretisch abgeleiteter Kategorien werden spezifische Informationen entlang des Textes gewonnen. Die Kategorien werden durch ein regelhaftes Verfahren während der Auswertungsphase am Textmaterial ab- und

überprüft. Somit verbindet Mayring qualitative und quantitative Analyseschritte miteinander.

Diese Verbindung wird allerdings aufgrund ihres fortbestehenden Fokus auf Häufigkeiten diskutiert und teils auch kritisiert (Gläser und Laudel 2009). Fokussiert werde hier nicht ausschließlich auf Häufigkeiten, sondern auch auf gegensätzliche Positionen, Brüche und Ausreißer. Der vorangehend dargelegte Forschungszuschnitt erfordert eine inhaltsanalytische Auswertungsmethode, die leicht strukturiert, aber regelhaft anzuwenden ist. Um das zu erreichen, lehnt sich das Auswertungsvorgehen an die von Meuser und Nagel formulierten fünf Auswertungsschritte für Expert_inneninterviews an, die Kontextwissen erheben (Meuser und Nagel 1991, 446). Die Auswertungsschritte sind Paraphrasierung des Textmaterials, Überschriftenbildung der Paraphrasierungen, thematische Vergleiche und weitere Reduktion, Kategorienbildung und schließlich die theoretische Generalisierung (Meuser und Nagel 1991).

Somit werden im Anschluss an die Transkription zunächst Paraphrasierungen beziehungsweise Verdichtungen des Textmaterials vorgenommen, um anschließend in der Terminologie der Interviewten verhaftete Überschriften zu formulieren. Anschließend werden thematische Vergleiche anhand von „vergleichbaren Passagen aus verschiedenen Interviews“ (Meuser und Nagel 1991, 459) angestellt, um daraufhin allgemeinere Kategorien bilden zu können. An diese Kategorien schließlich werden die Fragen der Kontrastierung, der Häufigkeit, der Ausnahme und des erkenntnisinteressengeleiteten Inhalts gestellt, um im Ergebnis die mit Überschriften versehenen Kategorien in eine wissenschaftliche Terminologie überführen zu können.

Die wissenschaftliche Terminologie bewegt sich innerhalb der Auswertung jedoch auf der Ebene theoriegeleiteter thematischer Motive, die in Arbeiten zu Migration, Ethnizität und Geschlecht zu finden sind. Der Schritt der theoretischen Generalisierung ist zudem bei der Auswertung nicht notwendig, da kein Betriebswissen erhoben werden soll (ebd.). Beim Übergang von einem Interview zum anderen wird iterativ in das oder die vorherige/n Interviews zurückgegangen, um die thematischen Felder abzugleichen und gegebenenfalls anzupassen. Am Ende steht die Zusammenführung der Inhalte unter denen sich abbildenden thematischen Motiven. Neben dem erkenntnisgeleiteten Interesse werden schließlich benannte Häufigkeiten, insbesondere aber Kontrastierungen

und Ausnahmen innerhalb der thematischen Felder ausgewertet, indem sie zueinander in einen Bezug gesetzt und analysiert werden. Dieses Vorgehen wird zudem für das sichtbar werdende Kontextwissen über die Zielgruppe der biographischen Interviews und ihrer lokalen Bedingungen übernommen, das wiederum zur Vorbereitung auf die biographischen Interviews dient. Da bei der Expert_innenbefragung nicht der einzelne Fall im Vordergrund des Forschungsinteresses steht, sondern das kollektive Wissen der Expert_innen sowie gegebenenfalls sichtbar werdende kollektive Deutungen, wird die Darstellung der thematischen Gliederung von mir auch für die Ergebnisdarstellung im Ergebnisteil übernommen (Meuser und Nagel 1991).

3.2 Biographische Interviews

Bettina Dausien fasst die Biographieforschung als Forschungsperspektive auf, die sich in ihrem Vorgehen auf „Biografie(n) als theoretisches Konzept, als historischen empirischen Gegenstand und als komplexe method(olog)ische Strategie“ bezieht (Dausien 2010, 362). Ihrem Verständnis folgend wird im weiteren Verlauf Biographie als Praktik des Erzählens einerseits sowie als subjektperspektivierte Beschreibung der eigenen Lebensgeschichte in einem sozialen und historischen Kontext andererseits begriffen (Dausien 2010). Dausien weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Geschlechterkonstruktionen eine biographische Dimension haben und dass die Analyse des biographischen Prozesses anhand biographischer Erzählungen die Möglichkeit bietet, die Geschlechterkonstruktionen zu analysieren (Dausien 2009).

Die erzählte Biographie wird dabei als Praktik der Reflexion der eigenen Lebensgeschichte verstanden. Während die Interviewpartnerinnen an sich eine Konstruktionsleistung in der retrospektiven Betrachtung ihrer bisherigen Lebensgeschichte erbringen, interessieren dabei im Zusammenhang der Fragestellung insbesondere die eröffneten und dargestellten dahinterliegenden Verortungsprozesse. Im Gegensatz zu Dausiens Konzept zur Rekonstruktion der Konstruktionsprozesse im Einzelfall wird hier ein anderer Weg eingeschlagen und keine strukturelle Analyse vorgenommen. Während Dausien als Ergebnis der biographischen Erzählung eine Darstellung einer Identitätskonstruktion an-

erkennt (ebd.), wird hier hingegen wie vorangehend beschrieben dem Konzept von Belonging von Anthias gefolgt und die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen in diesem Sinne als Erzählung über Zugehörigkeit begriffen (Anthias 2003). Dieses Konzept¹⁹ verspricht für die Analyse im Vergleich mit einer thematischen Querspektive ergiebiger zu sein, da durch die Interviews Zugehörigkeitskonstruktionen und deren Herstellungsprozesse vergleichend analysiert werden und somit auf Einzelfalldarstellungen verzichtet wird.

Die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen über Zugehörigkeit werden von mir unter Berücksichtigung von Geschlechterkonstruktionen dieser und vorheriger Generationslagen betrachtet, die historisch und kulturell eingebettet und ausgestaltet sind. Koller vertritt im Zusammenhang mit der Bildungsforschung die Auffassung, dass Bildungsprozesse keine einmaligen Prozesse, sondern als fortwährende Kontexte zu begreifen seien. Entsprechend dieser Auffassung stellt er biographisches empirisches Vorgehen als sinnvolle Methode dar (Koller 2016). Da Prozesse der sozialen Verortung in dieser Untersuchung in gleicher Weise nicht als projekthafte einmalige Geschehnisse, sondern als fortwährende Vorgänge verstanden werden, die „im Kontext lebensgeschichtlicher Entwicklungen“ (Koller 2016, 175) geschehen, wird seiner Argumentation gefolgt die qualitative Forschung als geeigneter Zugang zur prozessualen Betrachtung der Selbstverortung verstanden.

Dausien und Hanses sprechen in diesem Zusammenhang von einer neueren Schwerpunktsetzung in Untersuchungen auf die Konstruktion des „biografischen Wissens“ (Dausien und Hanses 2016, 164). Die Biographieforschung eröffnet Möglichkeiten zur Reflexion und Darstellung, dabei unterliegt sie aber gesellschaftlichen Diskursen. und die Ausgestaltung der Erzählungen ist geprägt von normierenden Einflussgrößen. So sehen die Erzählenden sich beispielsweise gesellschaftlich erwarteten Lebensläufen ausgesetzt, die an sie herangetragen werden. Durch die Konzeptionierung der Biographie als lebensgeschichtliche Erzählung wird ein Zugang zu den Konstruktionsprozessen der Befragten ermöglicht.

Rückblickend versuchen die Befragten ihre Lebensgeschichte sinnhaft auch mit einem Bezug zur Gegenwart zu reflektieren. Es ist davon auszugehen, dass dieser Prozess nicht abschließbar ist, sondern fortwährend abläuft und anhand

¹⁹ Zur weiteren Erläuterung des Konzepts siehe 2.3

biographischer Arbeit rückblickend bearbeitet wird. Gerade deshalb ist es für die Untersuchung erkenntnisleitend, die Ausgestaltung des Prozesses der Konstruktionsleistungen und deren Begrenztheit – beispielsweise aufgrund bestimmter sozialer Normen in Form von Tradierungen der biographischen Erzählungen - im Hinblick auf Zugehörigkeit zu fokussieren. Zudem wird eine Gruppe fokussiert, die geschichtlich-kulturell ähnliche Begrenzungen und Umbrüche erlebt hat, die wiederum nicht nur individuell, sondern auch kollektiv innerhalb einer Community bearbeitet und in Teilen kollektiv-biographisch bearbeitet wurden. Während Dausien (Dausien 2010) stark für Einzelfallrekonstruktionen plädiert, um auf diese Weise kollektiv gültige Ansatzpunkte für Handlungsstrategien zu identifizieren, ist für die hier unternommene Forschung im Gegensatz dazu ein Ansatz notwendig, der eine Analyse im Vergleich mit einer thematischen Querspektive ermöglicht. Die erzählte Biographie wird hier verstanden als Ermöglichung und Ermächtigung der Erzählenden. Dabei sollte man sich aber darüber bewusst sein, dass hier Aspekte eines Druckmittels wirken, die auf der Annahme zur selbstverantwortlichen Ausgestaltung seines Glückes Schmied zu sein beruhen.

Die Untersuchung ist so angelegt, dass sie die Perspektiven der Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte in den Mittelpunkt rückt. Anhand der Zusammenführung verschiedener Erhebungsmethoden wird die Forschungsfrage mit den spezifischen urbanen Entwicklungen verbunden, um den lokalen Kontexten der stadtgesellschaftlichen Diskurse und Geschichte in Wolfsburg Rechnung zu tragen. Zudem verweist beispielsweise Koller (jedoch wiederum im Kontext der Bildungsforschung) darauf, dass zu erwägen sei, „ob und wie die empirische Basis der bildungstheoretisch fundierten Biografiefor- schung um weitere Datensorten erweitert werden könnte. Denn um Aussagen über die historisch veränderlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen individueller Lebensverläufe bzw. über die diskursiven Ordnungen biografischen Erzählens machen zu können, bedarf es über Interviews mit Einzelpersonen hinaus weiterer Quellen“ (Koller 2016, 179).

Da die für die hier unternommene Forschung relevanten Zugehörigkeitskonstruktionen als biographisch situiert verstanden werden, benötigt die Untersuchung von Erzählungen über Zugehörigkeit einen biographischen Ansatz. Die erzählte Reflexion von Erfahrungen, die mit Konstruktionsleistungen der Befrag-

ten einhergehen, ist in diesem Forschungskontext insofern besonders relevant. Somit bietet die Biographieforschung den am besten geeigneten Zugang. Der biographische Ansatz ermöglicht es, die Vielfalt und Komplexität der Lebenssituationen der befragten Frauen aufzuzeigen und das wechselseitige Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität empirisch herauszuarbeiten.

Die Untersuchung biographischer Erzählungen bietet die Möglichkeit, subjektive Erfahrungen von Veränderungsprozessen bezüglich der Lebenssituationen darzustellen, um daraufhin besonders den prozessualen Charakter der Selbstverortung anhand von Geschlecht und Ethnizität herausstellen zu können. Die biographischen Interviews werden ein nur wenig strukturiertes Niveau mit einem hohen Erzählanteil aufweisen und die Interviewsprache wird Deutsch sein. Es wird keine Narrationsanalyse angestrebt und bei der Erhebung der biographischen Interviews wird mit einem leicht strukturierten Leitfaden gearbeitet, um auf relevante Aspekte wie beispielsweise auf Exklusionserfahrungen und deren Bewertungen zu sprechen zu kommen.

Bei der Auswertung der Interviews ist eine offene Auswertungsmethode notwendig, die es ermöglicht, Zugehörigkeitskonstruktionen zu rekonstruieren, Muster zu identifizieren, um sogleich Abstand nehmen zu können, um Phänomene über die Fälle hinweg zu vergleichen. Die Biographie – verstanden als prozessuales Konstrukt – und deren Erzählung als Momentaufnahme einer Darstellung - ermöglichen die Fokussierung auf bestimmte Einheiten, die wiederum auf Zugehörigkeitsdynamiken verweisen. Denn es werden gezielt übergreifende Themen herausgearbeitet, um über subjektorientierte Aussagen hinaus Aussagen bezüglich der Selbstverortungsprozesse und deren Bedingungen sowie Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität zu untersuchen.

3.2.1 Methodische Zugänge

Während die Lebenslaufforschung überwiegend quantitativ arbeitet und dabei in erster Linie Fragestellungen zur sozialen Ordnung fokussiert und Lebensverlaufsmuster sichtbar macht, orientiert sich die Biographieforschung an der qualitativen Sozialforschung. Der Ursprung der Biographieforschung ist in der sogenannten Chicago School der 1920er Jahre zu finden, im deutschen soziologi-

schen Kontext lebt sie allerdings erst in den 1970er und 1980er Jahren auf (Sackmann 2007, Dausien und Hanses 2016). Marotzki zufolge stellt die Biographieforschung den oder die Handelnden und dessen bzw. deren prozessual betrachtete Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen des Alltags beziehungsweise der sozialen Wirklichkeit in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung (Marotzki 2000). Der Begriff der biographischen Kompetenz bezeichnet dabei laut Sackmann die halb bewusste Ermächtigung des Subjekts über das biographische Handeln, aber auch das Reflexions- und Darstellungsvermögen als Antwort auf gesellschaftliche Erwartungshaltung (Sackmann 2007).

Die Frauenforschung der 1970er Jahre verfolgte das Ziel, die weibliche Lebenswelt anhand biographischer Forschungsmethoden in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken und die Deutungszuschreibungen von Frauen ausgehend von den Subjekten analytisch zu interpretieren. Soziale Probleme und Prozesse von Frauen sollten, entsprechend der Forderung der Frauenbewegung - „Das Persönliche ist politisch“ - analytisch untersucht werden. In den Folgejahren differenzieren sich die biographischen Zugänge weiter aus, und es kommt zu einer Professionalisierung dieser Forschungsperspektive (bspw. Dausien 2010, Rosenthal G. 1999). Philipper erklärt in diesem Zusammenhang: „Die Hinwendung zur Biographie in den Sozialwissenschaften hängt mit der Aufwertung des Alltags als wissenschaftlichen Gegenstandsbereich zusammen“ (Philipper 1997, 28). Es geht demzufolge in der Biographieforschung nicht um eine faktische Darstellung der bisherigen Lebensgeschichte, sondern die Erzählenden konstruieren – situiert in ihrer derzeitigen Lebenssituation – retrospektiv ihre Biographie: „Gemeint ist damit, dass das Subjekt mit dem Erzählen immer wieder auf der Grundlage der eigenen Erfahrungsaufschichtungen und der gegenwärtigen lebensgeschichtlichen Gesamtsituation ‚Biographie‘ sinnbringend erzeugt“ (Hanses 1999, 111).

Biographie ist somit nicht die Darstellung oder ein Abbild der Identität, sondern eine „selektive Vergegenwärtigung“ (Hahn 2000 in Dausien 2010, 263) und insofern eine zeitlich situierte Identitätskonstruktion. In der Biographieforschung werden Einzelfälle anhand qualitativer Methoden in ihrer Tiefe interpretiert (Apitzsch 2009). „Es geht [bei der Biographieforschung; d. Verf.] darum, eine große Vielzahl von Formen des Zugangs des Menschen zu sich und zur äußeren gesellschaftlichen Realität kennen zu lernen.“ (Marotzki in Anlehnung an Schütz

2000, 185). Die Biographieforschung weist prozessuale Aspekte auf. Dausien verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass die Biographieforschung eine „voraussetzungsvolle Forschungsperspektive“ (Dausien 2010, 362) sei, in der Lebensläufe nicht als empirische Sequenzen von Ereignissen, sondern als „methodisch hergestellte Produkte einer bestimmten historisch- gesellschaftlichen Situation betrachtet“ werden (Dausien 2010, 363). Die Notwendigkeit der Erhebung anhand der Biographieforschung wird an dieser Stelle sichtbar.

Dausien und Hanses schreiben in diesem Zusammenhang: „Die Form der Biografie wird zur dominanten Konstruktionslogik individueller Identität und gesellschaftlicher Zugehörigkeit in der Moderne und differenziert sich in Relation zu historisch-gesellschaftlichen Prozessen des Strukturwandels und der Veränderung religiöser und weltanschaulicher Rahmenkonzepte in unterschiedliche Formate aus.“ (Dausien und Hanses 2016, 160). Ihrer damit einhergehenden Auffassung, wonach Biographie somit gefasst werden könne als Schema, das einem Subjekt die Option zur Reflexion und Darstellung ermögliche (ebd.) wird an dieser Stelle gefolgt. Im Kontext des „Prozess[es] der Biografisierung des Subjekts“ (Dausien und Hanses 2016, 160) weisen sie darauf hin, dass die Betrachtung des Subjekts anhand eines verzeitlichten biographischen Musters nicht nur dem Subjekt die Freiheit gebe, seinen Lebensverlauf eigenverantwortlich zu meistern, sondern das Subjekt – kritisch betrachtet – geradewegs dazu zwingt. Dabei wirkten Normen, beispielsweise aufgrund der Institutionalisierung von Bildungsverläufen, auf den Lebenslauf ein (Dausien und Hanses 2016). Koller verweist darauf, dass der methodologische Ansatz interpretativer oder rekonstruktiver Sozialforschung schon per se versuche, die Aspekte der sozialen Wirklichkeit aufzudecken, die sich quantitativen Modellen entziehen. Gleichzeitig zeigt er auf, dass die qualitative Biographieforschung zielführend „den sinnhaften und inter-aktiv-diskursiven Charakter von Bildungsprozessen zur Geltung“ bringen könne (Koller 2016, 176).

Diese Annahme wird auf die hier vorgenommene, in erster Linie auf Selbstverortungsprozesse fokussierende Untersuchung übertragen und seinem Hinweis gefolgt, dass das „Gebot der Offenheit qualitativer Forschung“ (Koller 2016, 177) für die biographische Forschung in besonderem Maße in den Mittelpunkt rücke. Die hier vorgenommene Untersuchung bezieht sich auf die in den biographischen Interviews identifizierbaren Erfahrungen und Deutungen, und die

Fragen beziehen sich dabei auf subjektive Sinnkonstruktionen und auf kulturelle Muster. Die Biographie wird dabei als zeitlich bedingte und gesellschaftlich-kulturell kontextualisierte Erzählung über reflektierte Handlungen und Geschehnisse verstanden, die am Beispiel einer Generationenlage und der Erweiterung durch stadtgesehellschaftliche Bedingungen und Diskurse sowie deren Geschichte untersucht wird. Die Prozesse der Verortung werden anhand der Wechselbeziehungen geschlechtsbezogener und ethnizitätsbezogener Konstruktionen rekonstruiert. Die biographische Kompetenz wird dabei als nicht stabil gefasst, sondern ihr Entstehen innerhalb sozialer Prozesse wird anerkannt, die dennoch nicht vollends die individuelle Handlungs- und Deutungsmacht außer Kraft setzen. Die jeweilige biographische Erzählung, die mittels Interview betrachtet wird, umschließt die bisherige Lebensgeschichte der Befragten, beginnt aber schon vor der Geburt der Interviewpartner_innen mit den italienischen Erlebniswelten der Eltern aus der Sicht ihrer Kinder. Das Bestreben, sich umfassend mit den Zugehörigkeitskonstruktionen der betrachteten Gruppe zu nähern, macht zudem Bezugnahmen auf das urbane Umfeld Wolfsburgs nötig. Die Konstruktion von Biographie wird aus Dausiens Perspektive der „individuellen Leistung ‚biografische Arbeit‘ der Selbst- und Weltkonstruktion, insbesondere in der Form der narrativen Konstruktion einer Lebensgeschichte z. B. mit der Frage, auf welche Ereignisse Erzählende referieren, was sie (de-)thematizieren, wie sie argumentative Zusammenhänge herstellen usw. - und welche geschlechtsbezogenen dabei gegebenenfalls identifiziert werden können“ (Dausien 2010, 368) betrachtet. Dabei wird die Perspektive zudem auf ethnizitätsbezogene Aspekte erweitert. Aufgrund des Interesses an der Perspektive einer Generationenlage von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte und ihrer Erzählung über Zugehörigkeit (Anthias 2003) bildet die Datenerhebung angesichts des Zugangs über die qualitative Biographieforschung einen sinnvollen Zugang, der es ermöglicht, die Bedingungen und die Ausgestaltung von prozessualen Selbstverortungen zu untersuchen. Die Grenzen des hier gewählten Verfahrens bestehen in der Fokussierung auf eine Generationenlage und im Zuschnitt auf den lokalen Kontext. Ein solcher Zuschnitt erlaubt zwar die Herausarbeitung überindividueller Deutungsmuster und stadtgesehellschaftlicher Bedingungen sowie diskursiver Faktoren und bietet anhand der verschiedenen Datenerhebungen auch verschiedene gesellschaftliche Kontextualisierungen,

kann aber nicht das Hauptaugenmerk auf gesamtgesellschaftliche Bedingungen legen.

3.2.2 Zugang zum Feld und Auswahl der Interviewpartnerinnen

Die Grundlage für eine weiterhin starke Identifikation, beispielsweise innerhalb der italienischen Community, mit der italienischen Zuwanderungsgeschichte wurde aufgrund der historischen Bedingungen geschaffen (siehe Kapitel 1). Die Mehrheit der angeworbenen sogenannten Gastarbeiter stammte aus dem ländlichen Süditalien und verfügt daher über regional bedingt ähnliche Herkunftserinnerungen. Durch die anfänglich segregierten Wohnformen – zunächst ausschließlich der Männer in den Unterkünften an der Berliner Brücke und erst später der Familien zentriert in einem Wohngebiet – wurden diese kulturell-rückblickenden Verbindungen weiter verstärkend unterstützt.

Alle Interviewpartnerinnen sind Töchter der sogenannten Gastarbeiterfamilien und gehören zur Generation der aus Süditalien zugewanderten Väter und Mütter. Sie haben daher keine eigene Zuwanderungsgeschichte erlebt und ihr Geburts- und Lebensort ist das Gebiet Wolfsburgs. Schon während des Einlesens zum historischen Kontext wurde eine weitere Gemeinsamkeit deutlich, indem sich abzeichnete, dass die Bildungsschicht der Eltern in Süditalien große Ähnlichkeiten aufweisen würde.

Die interviewten Frauen selbst haben den gesamten oder einen Großteil ihres Aufwachsens in Wolfsburg verbracht und partizipierten am deutschen Bildungssystem. Während der Interviews wurden weitere Gemeinsamkeiten der befragten Frauen sichtbar: So wurde etwa deutlich, dass bei allen befragten Frauen mindestens ein weiteres Familienmitglied außerhalb der Herkunftsfamilie eine gegebenenfalls zeitweise Zuwanderungsgeschichte nach Wolfsburg hat. Dies gilt für Verwandtschaftsgrade wie Tante, Onkel, Großvater und andere. Zudem wuchsen alle Frauen zunächst unilingual mit der italienischen Sprache in der Familie auf, während Bilingualität beziehungsweise das Erlernen der deutschen Sprache erst später durch den Besuch deutscher Bildungsinstitutionen zustande kam. Alle Bildungswege der befragten Frauen mündeten für sie in eine heute sozialversicherungspflichtige Beschäftigung.

Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, dass alle Frauen ihren italienischen Pass beziehungsweise ihre italienische Staatsbürgerschaft behalten haben und dass diese Tatsache sich zu einem wichtigen Thema sowohl in den Interviews als auch in der Gruppendiskussion entwickelte. Unterschiede bzw. Variationen kristallisierten sich erst während der Vorbereitung auf oder während der Interviewsituationen selbst heraus. So gibt es unter den interviewten Frauen teilweise eigene zeitlich begrenzte Remigrationserfahrungen mit und ohne die eigene Herkunftsfamilie.

Des Weiteren zeigen sich insofern Unterschiede in den Wohnformen, als einerseits von einer stark segregierten Wohnform ausschließlich gemeinsam mit Italiener_innen, andererseits aber auch mit ausschließlich direkten deutschen Nachbar_innen berichtet wird. Bis auf eine Interviewpartnerin, die von einer relativ geradlinigen Bildungsbiographie erzählt, sind alle anderen Bildungswege von Veränderungen bis hin zu Abbrüchen zugunsten eines späteren zweiten Bildungsweges gekennzeichnet. Die verschiedenen besuchten Bildungsinstitutionen umfassen die gesamte Bandbreite von der Hauptschule über die Universität bis hin zum zweiten Bildungsweg. Der erste Einstieg in den Arbeitsmarkt erfolgte jedoch durchweg anhand von Ausbildungen oder ungelernten Tätigkeiten.

Angesichts der Altersgruppenzugehörigkeit der Forscherin, die in die Altersspanne der interviewten Frauen fällt und selbst in Wolfsburg geboren ist, erwies sich der Zugang zum Feld als relativ leicht zu bewerkstelligen und konnte über Weiterverweisungen ausgebaut werden. Grundsätzlich ist diesbezüglich anzumerken, dass sich italienische Familien in Wolfsburg untereinander meist kennen. Schon während der Phase der Expert_innen-Interviews wurden Interviewpartner_innen vorgeschlagen, die allerdings angesichts der damit verbundenen Schwierigkeit der Anonymisierung nicht ausgewählt werden konnten. Direkt nach dem ersten Interview entwickelte sich ein sogenanntes Schneeballverfahren.

Im Folgenden wird kurz auf die forschungsethischen Implikationen des gewählten Vorgehens eingegangen. Wolfsburg ist eine kleinere Großstadt mit wenigen großen Arbeitgeber_innen und insbesondere gebürtige Wolfsburger_innen können sich nicht in die Anonymität einer größeren Stadt zurückziehen. Innerhalb der italienischen Gemeinschaft verschärft sich dieser Aspekt noch: Anhand

mündlicher Erläuterungen und eines entsprechenden Schriftstücks wurde den Interviewpartnerinnen eine Anonymisierung für die Ergebnisdarstellung in der Dissertationsschrift und gegebenenfalls weiteren Veröffentlichungen zugesichert, während sie die Weiterbearbeitung und Weiterverwendung im Rahmen der Forschung erlaubten. Jedoch forderten die Interviewpartnerinnen zu keinem Zeitpunkt die Anonymisierung ein oder erfragten diesbezüglich weitere Informationen.

Zu keinem Zeitpunkt erschien es den befragten Frauen besonders wichtig, dass ihre Erzählungen vertraulich oder anonym behandelt wurden. Im Gegenteil war die Gesprächsbereitschaft in jeder der drei Erhebungsmethoden von großer Offenheit geprägt. Diese Gegebenheiten bestärkte allerdings noch stärker die forschungsethische Notwendigkeit der Anonymisierung, da davon auszugehen ist, dass die Offenheit der Gespräche nicht mit einem Bewusstsein über die Tragweite des später Niedergeschriebenen gleichzusetzen ist.

3.2.3 Interviewsituation und Interviewleitfaden

Der Erstkontakt war über erste Bekanntschaften beziehungsweise über Dritte zumeist telefonisch sehr entspannt und freundlich. Alle Frauen standen der Interviewanfrage sehr offen und neugierig gegenüber. Die Interviews wurden im privaten Umfeld durchgeführt, einvernehmlich aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Im Nachgang zur Interviewsituation wurden Besonderheiten, aufkommende Fragen und Themen, die vor oder nach Beendigung der Interviewsituation zur Sprache kamen, in einem Forschungstagebuch vermerkt.

Die Biographieforschung setzt auf Erhebungsverfahren, deren Ausprägung von den Befragten gestaltet werden können, somit erlangen die Befragten die Möglichkeit, die Datengenerierung zumindest teilweise selbst zu strukturieren. Das gilt für die Erhebung des Datenmaterials anhand biographischer Interviews wie auch für Auswertungen von vorhandenem Textmaterial gleichermaßen (Dausien 2010). Damit die biographischen Interviews einen hohen Erzählanteil aufweisen, wurde eine geringe Strukturierung mit offenen Gesprächsimpulsen angestrebt.

Während der ersten Forschungsüberlegungen fiel die Entscheidung auf eine Erhebung nicht anhand narrativer Interviews, sondern anhand leicht strukturierter leitfadengestützter biographischer Interviews. Damit wurde eine Fokussierung auf übergreifende Deutungsmuster und rekonstruierte Selbstverortungsprozesse angestrebt.

Obwohl eine größtmögliche Offenheit der Ausgestaltung der biographischen Erzählungen Ziel war, wurden die Interviews leitfadengestützt geführt, um auf relevante Aspekte zu sprechen zu kommen. Dazu gehören beispielsweise Inklusions- und Exklusionserfahrungen und deren Bewertungen oder aber lokale Spezifika. Die Interviews orientierten sich allerdings nicht an der chronologischen Abfolge des Leitfadens, sondern entwickelten ihren eigenen Ablauf aus dem Gespräch heraus. Der Leitfaden unterstützte die Befragende lediglich in der Interviewführung und ermöglichte es, als relevant identifizierte Themenfelder anzusprechen, die beispielsweise auf der Basis der Expert_inneninterviews entwickelt worden waren. Die Themenfelder entwickelten sich entlang der Fragestellungen zur Selbstverortung, wurden anhand relevanter Literatur erweitert und iterativ im Doktorandenkolloquium an der Universität Kassel überarbeitet. Abschließend wurde der Leitfaden anhand der Erfahrungen eines Probeinterviews überarbeitet und fertiggestellt.

3.2.4 Auswertungsmethode

Für die Auswertung der Befragung ist erkenntnisleitend, welche Erfahrungen, Erzählungen und Lebensabschnittsgeschichten für die Befragten biographisch relevant werden und in welcher Weise sie diese im Interview reflektieren. So beschreibt Dausien Biographieforschung als Ansatz einer „Wie es dazu kam, dass“-Erzählung“ (Dausien 1999, 228). Die Auswertung zielt darauf ab, Positionierungen, deren Beeinflussungen und Verwobenheit in Bezug auf die Kategorien Migration und Geschlecht zu untersuchen (Spies 2012).

Da die Erzählungen zu den Lebensgeschichten der Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte anhand leitfadengestützter Interviews erhoben wurden, steht hier wie in anderen biographischen Studien ein eigens erhobenes Textmaterial im Auswertungsmittelpunkt. In diesem Zusammenhang verweisen

Bortz und Döring darauf, dass in der Biographieforschung ein bestimmtes Material verwendet werde, das sie wie folgt beschreiben: Es gehe um „meist biographisches Material, das unter kontrollierten Bedingungen erst auf Veranlassung des Forschers erstellt wird. Typischerweise werden offene oder teilstrukturierte Methoden der mündlichen und schriftlichen Befragungen eingesetzt (z. B. narrative Interviews, Leitfadeninterviews, Tagebuchmethode), um retrospektiv ganze Lebensgeschichten zu erfahren“ (Bortz und Döring 2002, 349). Somit wird der Biographieforschung hinsichtlich der Verwendung eigens erhobenen Materials gefolgt.

Biographieforschung fordert insbesondere eine Offenheit des Vorgehens. Die Offenheit ist im hier vorgestellten Forschungsvorhabens allerdings insofern begrenzt, als die biographischen Interviews ihre Begrenzung anhand der Themenclusterung in einem Leitfaden mit einer leichten Strukturierung erfahren. Zur Auswertung der Interviews wird eine Methode benötigt, die es erlaubt, explorativ bestimmte Muster zu identifizieren und Phänomene wie Prozesse zwischen den verschiedenen Fällen zu vergleichen. Muster können in diesem Zusammenhang verstanden werden als gemeinsame Themen, die in der biographischen Rahmung eine besondere Bedeutung für die prozessual verstandene Selbstverortung der Befragten innerhalb der Erzählung einnehmen.

Auch Floya Anthias hat in ihrer Untersuchung über zyprische Jugendliche in England anhand halbbiographischer Interviews gezielt übergreifende Themen herausgearbeitet (Anthias 2003). Dieser Aspekt der Auswertung wird übernommen, um nicht nur subjektorientierte Aussagen über die Selbstverortung treffen zu können, sondern auch fallübergreifende Aussagen bezüglich des Verhältnisses von Ethnizität und Geschlecht zu generieren. Schmidt verweist in diesem Zusammenhang auf die nicht nur inhaltliche Entscheidungsebene bezüglich der Auswertungstechnik, sondern gleichzeitig auf die organisatorische Umsetzung anhand von Ressourcen: „Welche Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews im Rahmen einer Untersuchung gewählt werden, hängt von der Zielsetzung, der Fragestellung und dem methodischen Ansatz ab – und nicht zuletzt davon, wie viel Zeit, Forschungsmittel und personelle Ressourcen zur Verfügung stehen.“ (Schmidt 2000, 447).

Nicht nur angesichts des hohen Forschungsaufwandes durch die Zusammenführung, Kontextualisierung und Durchführung verschiedener Erhebungsme-

thoden erscheint ein zielgerichtetes Vorgehen bei der Auswertung sinnvoll, ohne jedoch die Auswertung zu eng und zu ausklammernd werden zu lassen, da die Offenheit der Textgenerierung nicht im Vorhinein eingeschränkt werden sollte.

Die Ausrichtung auf die Identifizierung übergreifender Themenfelder und Konstruktionslogiken erfordern eine spezifische Ausgestaltung der Konzentration darauf in der Auswertung. Mayring verweist in diesem Zusammenhang auf die Option der Grounded Theory, die für ihn einen möglichen Zusatz darstellt, wenn die induktive Kategorienbildung in ihrer Offenheit für das Forschungsinteresse nicht ausreicht (Mayring 2002).

Um das Material systematisieren zu können, wurden einzelne Schritte nach Mayring durchgeführt (ebd.). Eine qualitative Inhaltsanalyse erscheint somit besonders im Hinblick auf die mit ihr verbundene Subsumierungslogik und Textreduktion nicht als hauptsächliche Auswertungsmethode für die biographischen Erzählungen geeignet. Weder die Häufigkeit innerhalb des Einzelfalles noch die Häufigkeit in der Gesamtheit der Fälle ist hier relevant. Der Inhalt des Einzelfalles und dessen fallübergreifender Kontext sind hier ausschlaggebend.

Um mich nicht im Text zu verlieren, wurde eine pragmatische Herangehensweise gewählt und die Schritte der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring bieten hier ein regelgeleitetes Vorgehen. Dem qualitativen Forschungsparadigma verpflichtet, benötigt das Material zudem aber maximale Offenheit, die die Grounded Theory aufgrund ihres explorativen Zugangs ermöglicht. Die Grounded Theory stellt eine qualitative Methode dar, die anhand einer Reihe von Verfahren versucht, eine induktiv abgeleitete gegenstandsverankerte Theorie über ein Phänomen zu entwickeln, die von der Forschungsfrage getrieben ausgewählt werden (Strauss & Corbin 1996, 8). Diese Auswertungsstrategie ermöglicht es, sich von Vorannahmen zu lösen (siehe Kapitel 1) und den Text explorativ zu entfalten.

Der Fokus der Auswertung liegt auf der induktiven Bildung von Kategorien, die sich inhaltlich auf Selbst- und Fremdpositionierungen in Wechselwirkung mit Geschlecht und Ethnizität sowie auf Kontexte beziehen, die zur Ausgestaltung der Selbstverortung der Frauen zum Erhebungszeitpunkt geführt haben. Den Erstzugang zum Text bilden die Fragen der Grounded Theory (Boehm 1994, 127). Der Zugang zum Text erfolgte somit anhand des offenen Codierens, und

anhand der W-Fragestellungen wurde eine offene Haltung unterstützt, um möglichst keine Phänomene zu verdecken. Dabei werden Sinneinheiten codiert, und an das Material werden systematische W-Fragen herangetragen, die beispielsweise danach fragen, um welche Phänomene es in der Einheit geht oder welche Zeitbezüge darin hergestellt werden. Die W-Fragen behandeln dabei somit beispielsweise Fragen danach, worum es in dem jeweiligen Textabschnitt geht, wer die Akteur/innen sind oder auch womit und wozu bestimmte Ziele und Absichten verfolgt werden. Dadurch wird es möglich, Unterkategorien und weitere Dimensionen zu erschließen.

Die formulierte Zuspitzung beim Codieren orientierte sich allerdings am Vorgehen der induktiven Kategorienbildung der strukturierenden Inhaltsanalyse und zudem wurden Ankerbeispiele aus dem Text herangezogen (Mayring 2002). Zunächst wurde der gesamte Text der Interviews bzw. der Fälle einzeln codiert. Dieser Schritt erfordert mehrfaches Wiederholen, bei dem jeweils am Einzelinterview fokussiert wurde. Im ersten Auswertungsschritt wurde somit zunächst jedes Interview als eigene Erzählung über Zugehörigkeit betrachtet. Anschließend wurde allerdings sofort eine vergleichende Perspektive eingenommen, und die Auswertungsschritte erfolgten iterativ zwischen den Fällen. Im nächsten Schritt erfolgte ein iterativer Vergleich der Codierungen im Wechselschritt. Jedes Interview wurde mit jedem weiteren Interview in der Erstfassung verglichen und bearbeitet, bevor eine weitere Verdichtung quer durch die Fälle vorgenommen wurde.

Koller spricht davon, dass es relevant sei, bestimmte Strategien bei der Auswertung zu entwickeln, die es ermöglichen unerwartete Aspekte einzubeziehen: „Statt autobiografische Erzählungen bereits vorhandenen theoretischen Kategorien als empirische ‚Fälle‘ eines Allgemeinen subsumtionslogisch unterzuordnen, gilt es, sich und den jeweiligen Theorierahmen von den Texten, die den Gegenstand der Analyse bilden, *irritieren* (Hervorhebung im Original, Anm. d. Verf.) zu lassen und nach Begriffen und Konzepten zu suchen, in denen das sich in diesen Texten artikulierende Befremdliche und Unerwartete zur Geltung“ bringe (Koller 2016, 180). Sofern eine Irritation im Quervergleich der Codierungen entsteht, wird in Anlehnung an die Grounded Theory eine dimensionalisierte Betrachtung der Phänomene anhand der Ausprägungen vorgenommen. Der Vergleich zwischen den Interviews anhand einer Überprüfung der Trennschärfe

der Kategorien und verwendeten prägnanten Textauszügen ist der Schritt zur Abgrenzung, zur Zusammenführung und gegebenenfalls zu einer Subsumtion. Im Querschnitt der Fälle wird zwar der Reduzierung im Sinne der qualitativen Inhaltsanalyse insofern gefolgt, als Kategorien vergleichbarer Positionierungen zusammengeführt bzw. subsumiert werden. Kategorien, die sich jedoch nicht zusammenführen lassen, bleiben zunächst stehen, werden im weiteren Verdichtungsprozess weiterentwickelt, und erst bei eindeutiger Abbildbarkeit von Inhalten schließt ihre Entwicklung ab.

Anhand des Codierparadigmas der Grounded Theory werden interviewübergreifende Phänomene identifiziert (Böhm 2000). Diese werden unter Zuhilfenahme von Netzwerkbildungen und Kausalitäten in einen Kontext gesetzt. Dazu werden erste seitens der Interviewten erbrachte theoretische Überlegungen verschriftlicht und an sie Fragen nach der Bedeutung für die Konstruktionen der biographischen Selbstverortung der Befragten gestellt. Somit wird wie oben beschrieben Anthias in der Auswertung insofern gefolgt, als übergreifende Konzepte identifiziert und analysiert werden. Besonders gegensätzliche Einzelaspekte, die in den Interviews erscheinen, werden expliziert, wenn eine Kausalität im Einzelfall im Vergleich zur Gesamtheit identifiziert werden kann.

Als grundlegend für die Auswertung der biographischen Interviews erscheint die Einnahme einer Doppelperspektive durch die Forscherin im Interviewprozess und die damit verbundene Differenzierung der eigenen Involvierung der Biographin und meiner eigenen Involvierung als Interviewerin. Forschende Subjektivität wird dabei nicht als Störung im Forschungsprozess aufgefasst, sondern zumindest auf der Erkenntnisebene als inter- und intrasubjektive Reflexionsmöglichkeit eigener Handlungs- und Reaktionsmuster der Forscherin. Hierzu wird ein Forschungstagebuch geführt, um rückblickend die Erhebungssituation zu reflektieren. Somit eröffnet sich die Möglichkeit, Eigen- und Fremdkonstruktion innerhalb bestimmter Kategorien zu reflektieren (Bereswill 2003, Lutz und Davis 2009). Das ermöglicht der Forscherin eine gewisse Akzeptanz und die Möglichkeit des Umgangs mit der eigenen Situierung im Geschichtsprozess (wie in Kapitel 1 im Zusammenhang mit der Gastarbeitergeschichte bereits beschrieben). Wie im Rahmen der Auswertung der Expert_inneninterviews später aufgezeigt wird, hat die Positionierung als Forscherin im Forschungsprozess zudem Einfluss auf den Interviewverlauf.

3.3 Gruppendiskussion

Während der Erhebungsphasen im Rahmen der Expert_innen-Interviews und der biographischen Interviews wurden sowohl in den Interviews als auch in den Randgesprächen wiederholt prägnante Aussagen oder Meinungen in Bezug auf Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg geäußert. Diese in Teilen thesenartig artikulierten Ansichten wurden meist nicht subjektiv kontextualisiert, sondern als eine Art kulturell-kollektives Allgemeinwissen dargestellt. Aspekte dieser Aussagen spiegelten sich zudem in den Formulierungen recherchierter lokaler Presseartikel, regionaler Werbekampagnen und Veranstaltungshinweisen wider. In den am Rande der Interviews geführten Aufzeichnungen und Forschungstagebucheintragen wurden anhand dieser Aussagen mehrere Thesen formuliert, die die Gruppendiskussion strukturierten. Für das hier vorherrschende Erkenntnisinteresse erscheint es sinnvoll, im Anschluss an die Erhebungsphase der biographischen Interviews eine Gruppendiskussion mit Teilnehmenden aus den biographischen Interviews durchzuführen. Die Gruppendiskussion stellt eine zielführende Methode dar, um das Material weiter zu verdichten und die im Forschungsprozess entstandenen Thesen zur Diskussion zu stellen. So bietet die Methode der Gruppendiskussion die Möglichkeit, nicht nur die Art der Interaktion zwischen den Diskussionsteilnehmerinnen auszuwerten, sondern auch zu analysieren, wie sich die Teilnehmerinnen gegenüber den offenbar kollektiv latent vorherrschenden Deutungen positionieren. Dabei liegt die Konzentration nicht nur auf Zustimmung bzw. Abwehr der Gruppe, sondern auch auf deren Interpretation und gegebenenfalls Vereinnahmung, Umdeutung und die Herstellung von Konsens. Zudem scheint es erkenntnisreich zu sein, den Umgang mit verschiedenen gelagerten Ansichten in der Gruppe zu betrachten.

Die für den hier gewählten Ansatz besonders relevanten Fragen beziehen sich zudem auf die Art der Auseinandersetzung, die Einbeziehung von Begründungen und Argumenten und aus welchem Kontext sie stammen. In der Auswertung wird zu einem späteren Zeitpunkt zudem deutlich, dass die einmalig durchgeführte Methode zudem nicht Fragen nach Abgrenzungsdynamiken und vorgenommenen Ausgrenzungsäußerungen der Interviewpartner_innen gegenüber Personengruppen mit anderen kulturellen Zuwanderungsgeschichten ab-

schließlich erfüllen kann. Da es aber wie oben beschrieben ausdrücklich nicht um die Verbindung zu weiteren neuen Perspektiven, sondern hauptsächlich um eine stärkere Verdichtung der schwerpunktmäßig im Erhebungsprozess der biographischen Interviews aufkommenden Themen und Thesen geht, ermöglicht die Gruppendiskussion hierzu eine vielfältige Materialbasis. Die Gruppe für die Diskussion setzt sich aus vier der fünf Interviewpartnerinnen der biographischen Interviews zusammen. Die Fokussierung auf durch Thesen strukturierte Teildiskussionsabschnitte, ermöglicht bei der Auswertung eine für die hier unternommene Forschung relevante Zuspitzung.

Des Weiteren ergibt sich daraus die Möglichkeit, die diskutierten Themenfelder mit Auszügen und Auswertungsabschnittsergebnissen der vorgelagerten Expert_inneninterviews und biographischen Interviews zu vergleichen, in denen ähnliche Felder sichtbar werden. Somit lässt sich das Vorgehen der themenbezogenen übergreifenden Auswertung sinnvoll fortführen. Weiterhin wird eine Perspektive eingenommen, die es ermöglicht, die Ergebnisse nicht ausschließlich losgelöst voneinander auszuwerten, sondern übergreifend zu analysieren.

3.3.1 Strukturierende Diskussionsimpulse

Wie beschrieben entstand die Überlegung, das methodische Vorgehen um eine Gruppendiskussion zu erweitern, angesichts kollektiv getragener Thesen zum Lebenskontext von Personen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg, die während der Erhebungsphase in Randgesprächen wiederholt von Dritten geäußert wurden. Zu dieser Zeit besuchte die Forscherin in Wolfsburg themenspezifische Veranstaltungen und recherchierte Zeitungsartikel und lokale Werbematerialien, die in einem Bezug zur Gastarbeitergeschichte oder zu den heute in Wolfsburg lebenden Personen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte standen.

Gleich zu Beginn und schließlich fortwährend sensibilisierten die Akteur_innen im Forschungsumfeld die Forscherin für scheinbar kollektiv getragene Annahmen und Deutungen, die sich auf italienische Gastarbeiterfamilien und der nachfolgenden Generation beziehen. Von außen wurden wiederholt Annahmen und Themen – auch außerhalb des Forschungsrahmens – an die Forscherin

herangetragen. Mit der Zeit kristallisierten sich in diesem Kontext jedoch einige wiederkehrende Annahmen und Deutungen heraus, die auch in den biographischen Interviews angesprochen wurden.

Nicht zuletzt dem Anspruch folgend, den Frauen dieser Zuwanderungsgeneration Raum zur Formulierung ihrer Ansichten zu geben, aber sicherlich ebenso aufgrund der inzwischen erlebten gegenseitigen Positionierung im Forschungsprozess, in dem die Forscherin als Deutsche teilweise als Vergleichsoption positioniert wurde, wurde die Entscheidung getroffen, die wiederholenden Themen in einer Gruppendiskussion abschließend aufzugreifen. Es entstanden vierzehn abgeleitete Thesen, die die Grundlage für die Gruppendiskussion bildeten. Bohnsack folgend (Bohnsack 2000) dienen die Thesen der Unterstützung der Fragenden, indem sie als Gesprächsimpulse verwendet werden können, falls die Diskussion ins Stocken gerät. Die Thesen stehen einzeln für sich und zielen auf verschiedene Aspekte ab. Allerdings lassen sich sieben grundsätzliche Themengebiete darstellen. So sollen die Thesen dazu anregen, zur Deutungsmacht ihrer Generation über das heutige Italien im Vergleich zur Zuwanderungsgeneration zu diskutieren. Des Weiteren geht es um das Themengebiet der Bildung mit geschlechtsspezifischen Erfahrungen der Interviewpartner_innen sowie um lokal kontextualisierte Bildungsbarrieren.

Zwei weitere Thesen beziehen sich auf nationalitäts- oder ortsbezogene Gefühle, zu Hause zu sein. Zudem geht es um Erfahrungen und Ansichten zu tradierten konservativen Rollenverständnissen. Der urbane Kontext Wolfsburgs in Bezug auf Diskriminierungserfahrungen und die Rolle der Gastarbeiter in der Stadtentwicklung sowie in der Bedeutung für das heutige Stadtimage wird diskutiert. Die verwendeten Diskussionsimpulse anhand diskursiver Thesen sind im Anhang als Leitfaden für die Gruppendiskussion aufgeführt.

Bohnsack verweist darauf, dass „der Forscher Bedingungen ermöglichen muss, damit sich der Fall, hier also die Gruppe, in seiner Eigenstrukturiertheit prozesshaft entfalten kann“ (Bohnsack 2000, 380). Die ausformulierten Thesen sind in diesem Zusammenhang als Gesprächsimpulse zu verstehen, die keiner starr strukturierten Anordnung folgen und ein eigenständiges Erzählen anregen sollen. Anhand der Vermeidung eines festgelegten Ablaufs, eines geringen Eingreifens in den Diskussionsfluss und einer geringen Diskussionsstrukturierung durch die Forscherin wird eine Erhaltung der Offenheit angestrebt, und die

Gruppe erhält die Möglichkeit, ihre Themen offen zu strukturieren und in gewissem Maße selbst Schwerpunkte zumindest im Diskussionsverlauf zur einzelnen These zu setzen.

3.3.2 Auswertungsmethode

Gruppendiskussionen zielen nicht auf Erkenntnisse zu Einzelmeinungen ab, sondern fokussieren Deutungen und Ansichten von Gruppen, die anhand gesetzter Themen – beispielsweise in Form von Fragen, die von den Forschenden geäußert werden – miteinander diskutieren beziehungsweise interagieren (Lamnek 1998). Für das hier verfolgte Forschungsinteresse ist es relevant, kollektive Ansichten sowie deren Aushandlung und Artikulation innerhalb eines stimulierten, aber frei strukturierten Diskussionsfortgehens der Gruppe auszuwerten, deren generationsspezifische Gemeinsamkeit in der tradierten italienischen Zuwanderungsgeschichte und den damit verbundenen Erfahrungen im urbanen Kontext besteht.

Bohnsack weist diesbezüglich darauf hin, dass die in der Gruppendiskussion erforschten Gruppenmeinungen „in der Diskussionssituation nicht erst produziert, sondern lediglich aktualisiert werden“ (Bohnsack 2000, 70). Somit wird das Ergebnis einer Gruppendiskussion hier als wechselseitig bedingte situativ kontextualisierte Artikulation einer generationsspezifischen Gruppenmeinung verstanden, die als fortwährender Prozess zwischen den Teilnehmenden vor der Erhebungssituation im Alltagserleben ausgehandelt wurde.

Die in der Diskussion geäußerten Inhalte werden nicht auf Basis einer faktischen Richtigkeit relevant, sondern es handelt sich dabei um die Deutungen und Relevanzen der Teilnehmenden (Bohnsack 2003). Bohnsack ist der Auffassung, dass eine Gruppendiskussion methodisch sinnvoll sei, wenn die Gruppe über gemeinsame Erfahrungsräume verfügt und somit kollektive Sinnzuschreibungen artikuliert (Bohnsack 2000). Dies trifft auf die hier untersuchte Gruppe wie gezeigt wurde zweifelsfrei zu. Daraus ergibt sich, dass die Gruppendiskussion für die hier betrachtete Gruppe als Untersuchungsmethode geeignet ist. Die Auswertungsmethode folgt allerdings Bohnsacks Verfahren bei der dokumentarischen Methode nicht insoweit, als eine Typenbildung vorge-

nommen würde. Denn für die Auswertung der Gruppendiskussion wird im Gegensatz dazu vielmehr ein Vorgehen verfolgt, das sich an die Auswertungsmethode der biographischen Interviews insoweit anlehnt, als induktiv Kategorien gebildet und diese in iterativen Schritten zwischen den Diskussionseinheiten überarbeitet werden.

Die Diskussionseinheiten stellen sich entlang der thesenbezogenen Diskussionsstränge dar, wobei sich die Themen überschneiden können. Die identifizierten Diskussionseinheiten erhalten Codes, die den Sinngehalt der Abschnitte widerspiegeln. Iterativ werden die identifizierten Diskussionseinheiten sodann miteinander verglichen und ähnlich gelagerte Themenfelder zusammengeführt, die kollektiv stadtgeseftliche Thesen bestätigen beziehungsweise eine Gruppenmeinung darstellen oder diese ablehnen. Für die Interpretation werden im nächsten Schritt zunächst diejenigen Abschnitte fokussiert, welche Argumentationen oder Bezugnahmen aufzeigen, die entweder im vorliegenden Material der Expert_inneninterviews oder der biographischen Interviews erscheinen bzw. ihnen widersprechen oder aber neue bisher unsichtbare Aspekte aufzeigen. Dabei werden zudem gegensätzliche Positionierungen einander gegenübergestellt und Bezugspunkte identifiziert, die für die jeweilige Positionierung herangezogen wurden.

In der Gruppendiskussion vorgenommene Kontrastierungen werden komparativ betrachtet, und zwar in Form auftretender Abgrenzungen oder artikulierter Gegenbeispiele. Bohnsack verweist darauf, dass diese von den Agierenden artikulierten und ausgeführten Gegenbeispiele den Rahmen ihres Erfahrungsraums darstellen (Bohnsack 2003). Erneut wird hier auch ein Vergleich mit eventuell auftretenden ähnlichen Gegenbeispielen innerhalb des vorliegenden Datenmaterials der vorhergehenden Erhebungen vorgenommen. Eine Wiederholung bestärkt somit die Annahmen, während neu auftretende Gegenbeispiele die Annahmen erweitern können. Abschließend werden erneut Quervergleiche zwischen den aussagekräftigsten Abschnitten mit den dazugehörigen Bezugspunkten mit den Motiven der biographischen Interviews gezogen, um gegebenenfalls Verbindungen, ähnlich gelagerte Aspekte des Verortungsprozesses oder aber wiederkehrende Motive zu ermitteln.

Wie vorangehend beschrieben richtet sich das Forschungsinteresse zudem auf die Art und Weise, wie die Teilnehmenden zu den Thesen interagieren. Hierfür

sind somit weiterhin Abschnitte von Bedeutung, in denen sich eine besonders dichte Interaktion der Teilnehmenden zeigt. Dabei geht es darum, das Wie der prozessualen Aushandlung der kollektiven Sinngehalte zu fokussieren. Innerhalb der dichten Abschnitte werden daher vor allem Sprecher_innenwechsel, Unterbrechungen, das Einbeziehen weiterer Sprecher_innen und generell die Verteilung der Redeanteile betrachtet. Dabei sind an den Gesprächsverlauf Fragen danach zu stellen, in welchen Fällen und zu welchen Thesen es zu einer Übereinstimmung kommt.

Erkenntnisleitend ist zudem, ob und welche aufkommenden Themen beiseitegeschoben werden, ob sich in der Aushandlung Möglichkeiten zur Veränderung zeigen, und wenn ja, in welchem Maße. Meinem Auswertungsvorgehen der Expert_inneninterviews und der biographischen Interviews in der Auswertung der Gruppendiskussion wird an dieser Stelle insoweit gefolgt, indem bei allen gleichsam anhand von thematischen Motiven, die für mein Forschungsinteresse relevanten methodischen übergreifenden Deutungsmuster identifiziert werden. Bei der Gruppendiskussion ist das Spezifikum aber im Erkenntnisinteresse an der Art der Herstellung der kollektiven Deutungsmuster zu finden, die im Vergleich mit den Selbstverortungsprozessen der biographischen Interviews betrachtet werden. Die Ergebnisse werden jedoch nicht wie bei den Expert_inneninterviews und den biographischen Interviews anhand der thematischen Motive gegliedert dargestellt. Die wichtigsten Aspekte werden dem Forschungsinteresse folgend herausgearbeitet. Hier sind besonders die Aspekte, die hauptsächlich Veränderungen hinsichtlich der Deutungsmuster aus den biographischen Interviews darstellen, erkenntnisreich.

4 Tradierte Zuwanderungsgeschichten und Geschlechterkonstruktionen

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Erhebungsauswertungen nicht in der chronologischen Reihenfolge des Erhebungsprozesses erläutert, sondern zunächst ausgehend vom Kernstück meiner Untersuchung anhand der biographischen Interviews dargestellt. Anschließend werden die Ergebnisse der Expert_inneninterviews und der Gruppendiskussion erläutert. Die Daten weisen

Deutungsmuster und interessante Irritationen auf, die übergreifend im Datenmaterial zu finden sind. Aufgrund des Forschungszuschnitts ist eine thematisch orientierte Darstellung der Ergebnisse sinnvoll. Zudem ist es anhand der gewählten thematischen Darstellungsweise der Ergebnisse möglich, systematisch darzustellen, welche Erkenntnisse bezüglich meiner Forschungsfragen generiert wurden.

4.1 Ergebnisse der biographischen Interviews

Während die Auswertung der Expert_inneninterviews, die den explorativen Zugang ermöglichten, darauf abzielte, den institutionellen und in Teilen historischen sowie spezifischen lokalen Kontext abzubilden und zudem die biographischen Interviews vorzubereiten, so beschäftigt sich das folgende Kapitel mit der Darstellung der Auswertungsergebnisse der fünf biographischen Erzählungen der Frauen mit italienisch tradiertem Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg.

Da die Untersuchung übergreifende Motive, Deutungsmuster und Brüche fokussiert, ist an dieser Stelle erneut darauf hinzuweisen, dass auf Fallbeispieldarstellungen verzichtet wird und stattdessen die Ergebnisse fallübergreifend dargestellt werden. Wie schon im Abschnitt zur Methode der biographischen Interviews dargelegt verhält es sich weiter so, dass Familien mit italienischer Zuwanderungsgeschichte aufgrund der ausgeprägten Vernetzung der italienischen Community in Wolfsburg einander in der Regel kennen und über einzelne Aspekte der Familiengeschichte Bescheid wissen. Trotz anonymisierender Vorkehrungen besteht in forschungsethischer Hinsicht die Gefahr, durch ausgeprägte Fallbeispieldarstellungen Einzelpersonen erkenntlich werden zu lassen.

Die Hauptergebnisse der vorliegenden Untersuchung werden anhand thematischer Einheiten dargestellt. Dabei geht es zunächst um die übergreifenden Spezifika des Motivs der tradierten Zuwanderungsgeschichte, um daraufhin geschlechtsspezifische prozessuale Veränderungen aufzuzeigen. Anschließend wird es um die Rolle der Bildung für die Frauen mit italienisch tradiertem Zuwanderungsgeschichte gehen. Sodann wird in den Abschnitten zur italienisch konnotierten Kindheit und den Aufenthalten in Italien einerseits verstärkt auf kultu-

relle Anker eingegangen und zum anderen Irritationen analysiert, die Positionierungsprozesse bei den Interviewpartnerinnen auslösen.

Schließlich wird es um die Rekonstruktion der vorgenommenen Prozesse gehen. Generell wird auf die von den Interviewpartnerinnen vorgenommenen Konstruktionen von Weiblichkeit, Männlichkeit und italienischer kultureller Zugehörigkeit eingegangen. Im Anschluss an diesen Abschnitt folgen zunächst die Ergebnisse der Gruppendiskussion. Jedoch stellen erst die darauf folgenden Überlegungen zum Prozess der Zugehörigkeitsverortung einen Erklärungsansatz der Prozesse dar, der stärker im Zusammenhang mit diesem Ergebnisteil betrachtet werden kann.

4.1.1 Kurzporträts der Interviewpartnerinnen

Um die Interviewpartnerinnen begreifbarer werden zu lassen, folgen Kurzporträts ihrer Person und Beschreibungen ihrer Erzählweise. Die ausgewählten Zitatüberschriften stellen einen prägnanten Auszug der von ihnen artikulierten Zugehörigkeit dar. Wie im Abschnitt zur Auswahl und zum Feldzugang dargestellt, weisen die Interviewpartnerinnen eine große Schnittmenge an Gemeinsamkeiten auf (siehe hierzu auch die Ausführungen zur Methode der biographischen Interviews), auf die in den Kurzporträts jedoch nicht eingegangen wird. An dieser Stelle ist jedoch kurz auf relevante Aspekte hinzuweisen. So sprechen alle Interviewpartnerinnen fließend sowohl Italienisch als auch Deutsch, und Bilingualität hat für sie einen hohen Wert. Sie sind im überwiegenden Teil ihres bisherigen Lebens in Wolfsburg aufgewachsen, haben mit einigen spezifisch italienischen Institutionen mehr oder weniger Kontakt gehabt und sind multikulturelle Freundschafts- wie Partner_innenbeziehungen eingegangen. Heute befinden sich alle in einem sozialversicherungspflichtigen – wenn auch unterschiedlich vergüteten – Beschäftigungsverhältnis. Alle befragten Frauen pflegen eine enge Beziehung zu ihrer Herkunftsfamilie und äußern – wenn auch ambivalente – Bindungen an Wolfsburg als Lebensort. Alle haben Familienmitglieder in Italien, die teilweise vereinzelt „zurück nach Italien“ gegangen sind, jedoch lebt ihre Herkunftsfamilie in Wolfsburg.

Größere Variationen sind im Verwertungsvermögen in Bezug auf Bildungschancen beziehungsweise in der Ausprägung ihres Bildungsverlaufs sowie in der sozialen Ausgestaltung ihres Wohnortes und -umfeldes zu verschiedenen Zeitpunkten ihrer Lebensabschnitte zu identifizieren. Weitere Unterschiede sind hinsichtlich der Einkommenssituation, der Ausprägung von Familienkonstellationen sowie in der Ausprägung der Bildungsschicht und der Bildungsaspiration der Herkunftsfamilie zu identifizieren. Zudem sind Unterschiede in ihrer Darstellung des Grades der Selbstwirksamkeit und im Reflexionsniveau in Bezug auf soziale Ungleichheit auszumachen. Die personenbezogenen Angaben wurden dabei bei allen Interviewpartner_innen anonymisiert.

Francesca

„Für mich war immer klar, in Deutschland zu bleiben. Wobei, wenn Fußball ist, bin ich natürlich für Italien (lacht).“ (2032-2034)

Francesca, 27, ist zum Zeitpunkt des Interviews erwerbstätig. Beide Eltern haben eine eigene italienische Zuwanderungsgeschichte und unterschiedlich ausgeprägte Bildungsbiographien. Trotz starker Bildungsaspiration der Eltern war ihnen Bildungsteilhabe aufgrund geschlechtsspezifischer Rollenbilder ab einem bestimmten Bildungsniveau in Italien verwehrt. Francescas eigene Bildungsaspiration schwankt im Lebenslauf stark. Ihre Grundmotivation ist stärker auf monetär motivierte Erwerbstätigkeit gerichtet als auf die Überzeugung, Bildung an sich sei ein Wert. Lohnarbeit hat für sie einen hohen Stellenwert. Ihre eigene Bildungsbiographie ist von Abbrüchen und Wechseln gekennzeichnet.

Francescas Interview lebt dabei von schnellen Abfolgen, einem besonders hohen Redeanteil und ist zudem von mutigen und in Teilen polarisierenden verallgemeinernden Aussagen gekennzeichnet. Weiter nutzt sie Polarisierungen für eine lebendige Erzählweise mit einem Lächeln auf den Lippen und erzählt geradeheraus und unbefangen. Die erzählten wahrgenommenen Unterschiede im Lebenslauf, die sie jeweils in einem Vergleich zu Deutschen oder aber generell zu Männern darstellt, erzählt sie mit humorvollen Einschüben. Verletzungen und Brüche tauchen als Thema fortlaufend auf. Sie reflektiert lokale Kontexte, und ihre Erzählungen weisen Aspekte und typische Wendungen der italienischen Community auf.

Alessia

„Also eigentlich haben wir nur an Arbeiten gedacht. Also das war, weil ich schon, wo ich zur Schule gegangen bin, schon zwischendurch immer gearbeitet hab, ne. Und das war für mich dann halt immer so ein, weiß ich nicht. Ich hab halt nicht gedacht: ‚Boah ey, mit deinem Abschluss kriegst du nichts hin‘ oder so. Das hab ich nie gedacht.“ (1033-1039)

Alessia, 28, ist zum Zeitpunkt des Interviews berufstätig. Beide Elternteile haben eine eigene italienische Zuwanderungsgeschichte. Die Schulerfahrung der Eltern beruht ausschließlich auf dem Lebensabschnitt in Italien und ist nur auf sehr geringem Niveau vorhanden, wenn Alessia auch von Bildungsbestrebungen ihres Vaters berichtet. Alessia wuchs in ihrer Familie mit klaren und dabei konservativen geschlechtsbezogenen Rollenvorstellungen und geschlechtsspezifischen Pflichten auf. Rückblickend berichtet sie anhand von Verweisen auf diese Vorstellungen und Pflichten von geschlechtsspezifischen Erfahrungen der Ungleichbehandlung.

Arbeit und Lohn haben für sie einen hohen Stellenwert, sodass sie schon sehr früh anfangen zu arbeiten. Ihre eigene Bildungs- und Arbeitsbiographie ist geprägt von wechselhaften Entscheidungen und Remigrationsvorstellungen. Dabei hat sie sich dennoch nie aus den Bildungs- oder Arbeitssektoren zurückgezogen. Die einzelnen Phasen schienen zwar großen Anstrengungen zu unterliegen, gleichzeitig bestritt sie diese mit eigenen Überzeugungen und Ausdauerbemühungen.

Obwohl ihre Erzählung Aspekte von erfahrenen Ausgrenzungen, Ungleichbehandlungen und nicht verwerteten Bildungschancen aufzeigt, nimmt sie eine gewisse Distanz dazu ein und zeigt Vertrauen in ihre eigenen Möglichkeiten. Alessias Interview ist von großer Offenheit in ruhigem Erzählstil geprägt. Für ihre Erzählung nutzt sie eine einfache Sprache, erzählt aber auch begeistert und wechselt dabei öfter zwischen den verschiedenen Lebensabschnitten.

Stefania

„Also ich find, einfach dadurch, dass Wolfsburg ’ne Multikulti-Stadt ist, ne. Wie alle wissen und wie alle das sagen, ne. Fand ich es halt schon gut Italienerin zu sein. Weil dadurch konnte ich halt jemandem – also

meinen Freunden – was geben, vielleicht von meiner Mentalität und von meinem Charakter, und wiederum konnte ich aber was anderes aufnehmen. Also dadurch halt ist dieser, dieses Vermischen von Kulturen finde ich einfach toll.“ (1306-1313)

Stefania, 25, ist in Wolfsburg geboren und weist eigene zeitweilige Remigrationserfahrungen mit und ohne Familienangehörige auf. Ihre Eltern weisen beide eine italienische Zuwanderungsgeschichte auf, allerdings zu sehr verschiedenen Lebensaltern in der Kindheit und im Erwachsenenalter.

Ihre eigene im Vergleich zu ihrer Herkunftsfamilie hohe Bildungsaspiration entwickelte sich erst nach Phasen von Abbrüchen und Wechseln im Bildungsverlauf. Sie wuchs mit vergleichsweise weniger ausgeprägten geschlechtsspezifischen Rollenvorstellungen auf und reflektiert den Erziehungsstil ihrer Eltern als besonders liberal. Stefania erzählt sehr offen und direkt und geht reflektiert auf selber im Lebenslauf vorgenommene Zuschreibungen ein.

Während der Erzählung scheint sie phasenweise teils unsicher in ihrer Reaktion auf Fragen, an anderen Stellen kommt sie sehr schnell auf den Punkt und beschreibt konkret und leidenschaftlich ihre Erfahrungen und Einstellungen. Sie vermeidet verallgemeinernde zugespitzte Aussagen und bewertet die Auseinandersetzung mit verschiedenen Kulturen durchweg positiv.

Sofia

„Ich hab’s eigentlich immer als Vorteil gesehen. Weil man sich halt wie gesagt so das Beste von beiden rausnehmen konnte.“ (1624-1625)

Sofia, 28, verfolgt keinerlei Remigrationsbestrebungen, wenngleich es entsprechende Überlegungen in ihrer Jugend gab. Diese Remigrationsüberlegungen waren immer in Beziehungen und persönlichen Bindungen begründet. Ihr Bildungsverlauf weist eine hohe Bildungsaspiration und einen höheren Bildungsabschluss auf. Brüche und Wechsel sind in ihrer Bildungsbiographie nicht zu finden. Sie stuft den Erziehungsstil ihrer Eltern als streng konservativ ein, dabei reflektiert sie geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen und auch deren generationsbezogenen Wandel. Dennoch reflektiert sie die Erziehung und Unterstützung ihrer Eltern als grundlegend sehr positiv. Beide Elternteile weisen eigene

italienische Zuwanderungsgeschichten auf. Zudem berichtet Sofia von verschiedenen Formen der erlebten Bildungsverwehrung gegenüber ihrer Eltern in Italien. Sofias Interview ist gekennzeichnet von einem sehr guten Ausdrucksvermögen und von Reflexionen des eigenen Aufwachsens, das gekoppelt ist an ein Bewusstsein über geschlechtsspezifischen Zuschreibungen. Für ihre Darstellungen und Erfahrungen benutzt sie eine eher ruhigere und pragmatische Erzählweise. Sie äußert klare Vorstellungen dazu, wie sie ihre eigenen kulturellen Erfahrungen an die nächste Generation weitergeben möchte.

Vittoria

„In Italien ist mehr Leben. Hier, wirklich hier in Deutschland so, du gehst arbeiten, du gehst essen und schlafen und (am) Wochenende gehst du vielleicht mal weg. Aber in Italien ist wirklich jeden Tag Leben. Du bist da nie zu Hause. Ich glaub, klar, da würde man ganz anders leben.“ (1440-1444)

Vittoria, 27, berichtet von Remigrationsvorstellungen in ihrer Jugend, die phasenweise weiterhin Bestand haben. Sie erlebte eine zeitlich begrenzte Remigrationserfahrung gemeinsam mit ihrer Familie. Beide Eltern haben eine eigene italienische Zuwanderungsgeschichte und einen diversen Bildungs- und Erwerbsverlauf. Vittorias eigene Bildungs- und Erwerbsbiographie ist von Wechseln und Abbrüchen gekennzeichnet. Bildung stellt für sie einen weitaus geringeren Wert als Lohnarbeit dar. Ihren Arbeitsweg verfolgt sie ausdauernd trotz wiederholt auftretender Schwierigkeiten. Den Erziehungsstil der Eltern stuft sie eher liberal ein und sehr unterstützend. Dabei vertritt sie aber eigene konservative geschlechtsspezifische Rollenbilder und verankert diese stark in einem dualistischen Geschlechterbild. Sie gibt ein deutlich ambivalenteres Bild von Wolfsburg wieder als die anderen Interviewpartnerinnen und scheut keine eigensinnigen Aussagen. Sie berichtet sehr offen und zugehend. Ihr Interview lebt von sehr direkten und in Teilen stark polarisierenden Aussagen, die sie mit emotionsstark belegten Begriffen vorträgt. Sie erzählt lebendig und nimmt verallgemeinernde Zuschreibungen vor. Es scheint, als wäre sie in besonderem Maße um größtmögliche Ehrlichkeit bemüht.

4.1.2 Tradierte Zuwanderungsgeschichten

Die tradierten Zuwanderungsgeschichten der interviewten Frauen erscheinen jeweils wie eine Geschichte in Form eines Kaleidoskops: Ihre Erzählungen setzen sich wie bei einem Kaleidoskop aus verschiedenen Teilen zusammen. Ihre Zuwanderungsgeschichten wurden tradiert anhand verschiedener Akteur_innen und ziehen ihre Inhalte aus verschiedenen Orten und zeitlichen Abschnitten, die häufig weder von der Interviewten noch von der Forscherin eindeutig zu identifizieren sind. Zudem spielen die italienische Community und die stadtgeschichtlichen Diskurse eine Rolle bei der Tradierung der Zuwanderungsgeschichte.

Zumeist entwickelt sich die tradierte Zuwanderungsgeschichte einer Interviewpartnerin anhand eines vorgenommenen Vergleichs zwischen dem erlebten Italien der Eltern vor der Auswanderung und dem von den Eltern erlebten Deutschland nach der Auswanderung. Dabei weisen alle Interviewten die Gemeinsamkeit auf, dass sie mindestens ein weiteres Familienmitglied aus einer älteren Generation kennen, das eine eigene Zuwanderungsgeschichte aufweist, die Geschichte mit eigenen Erzählungen anreichert und an der Tradierung beteiligt ist.

Das Italien der Eltern beziehungsweise der Herkunftsfamilie der Eltern ist historisch begründet das Gebiet Südtaliens (siehe dazu auch Kapitel 1), der Ankunfts- und jetzige Lebensort der Mütter und der Interviewten ist durchweg der Raum Wolfsburg. Ihre Väter haben in Teilen einen Umweg über andere Städte genommen, bevor sie, nach einem linearen Verständnis der Einreisegeschichte bewertet, am Zielort Wolfsburg ankamen. An diesem Punkt kristallisiert sich eine Besonderheit der tradierten Zuwanderungsgeschichte deutlich heraus: Die erzählte Zuwanderungsgeschichte ist in ihrer Gänze durch Frauen perspektiviert. Selbst bei den Müttern, die im Kindesalter nach Wolfsburg zuwanderten bestätigt sich eine vorherrschende erzählende Perspektive von Frauen hinsichtlich Zuwanderung in dem Maße, als dass die Rolle der Erzählenden von weiteren Frauen übernommen wurde. In diesen Fällen nimmt oftmals die Großmutter stellvertretend für den Kindheitszeitraum der Mutter oder des Vaters die erzählende Rolle ein. So weist beispielsweise die Interviewpartnerin Francesca deutlich auf diesen Aspekt hin: „Also was ich weiß, weiß ich, weil meine Oma mir das mal erzählt hat“ (Francesca, 56). Die tradierte Zuwanderungsgeschichte

wird jeweils somit nicht nur überwiegend von Frauen erzählt und kann somit als geschlechtsbezogene Ausprägung der tradierten Zuwanderungsgeschichten identifiziert werden, sondern zudem wird die Zuwanderungsgeschichte für die befragten Frauen multigenerational tradiert.

Die ausführliche Zuwanderungsgeschichte der Mutter

Die tradierte erzählte Zuwanderungsgeschichte der Mutter setzt sich aus von ihr gegenüber ihrer Tochter erzählten Erinnerungen an das Italien ihrer Kindheit und gegebenenfalls ihrer Jugend zusammen. Diese Erinnerungen entspringen eigenen Erfahrungen sowie erzählten Erinnerungen der älteren Generation. Während die Gemeinsamkeiten der Zuwanderungsgeschichte des Vaters und der Mutter in einer einfachen Lebensweise, in geringen Bildungsoptionen und in einem schlechten Arbeitsmarkt zu finden sind, ist das Italien der Mutter eine Erinnerung, die zudem geprägt ist durch eine erlebte geschlechtsspezifische Ungleichheitssituation, beflügelt durch ein konservatives Frauenbild.

Alessia beispielsweise erzählt ausführlich davon, wie sich die Situation ihrer Mutter nach dem Ankommen in Wolfsburg darstellte. Sie beschreibt in ihrer Erzählung nicht nur, wie ihre Mutter mit ihrer Herkunftsfamilie als heranwachsende Frau migrierte, sondern sie verweist darüber hinaus auf die Weiterführung der Geschlechterrollen des damaligen Süditaliens am Ankunftsort. Tatsächlich wäre es für die Leser_innen ohne Ortsangabe nicht erkenntlich, ob diese Beschreibung in Italien oder in Deutschland situiert ist. Ihre Erzählung über den Lebensalltag ihrer Mutter in Deutschland ähnelt stärker als bei den anderen Interviews den Beschreibungen der weiblichen Lebensperspektive im Italien der Elterngeneration. Im folgenden Interviewausschnitt wird die Tradierung der Konstruktion von Weiblichkeit anhand konservativer Geschlechterrollen aus dem Italien der Elterngeneration in besonderem Maße deutlich:

B: „Also die kannten sich alle, weil die kamen dann halt alle, alle aus Sizilien und auch alle aus demselben Ort, ne. Und, also ich denk mal, dass sie jetzt erstmal da gewohnt haben. Im Stadtteil.“

I: „Und hat deine Mama was erzählt, die konnte ja vorher wahrscheinlich noch kein Deutsch, ne? Deine Oma,“

B: „Nee, gar nicht. Gar nicht.“

I: „konnte die schon, nee.“

B: „Das Problem war bei meiner, bei meinen Großeltern, dass mein Opa sehr streng war. Und, ähm, deshalb können, durften die auch keine Schule besuchen, ne? Also so, wie das halt, diese sizilianische Mentalität, das war mein Opa? Und, ähm, die sollten halt immer zu Hause bleiben. Wenn die weggehen wollten, dann nur sonntags nachmittags? Und aber mit ... (lacht), mit den, ähm, Cousins oder so.“

I: „Aufpasser.“

B: „Als Aufpasser? Genau. Und, äh, ja. Ansonsten, also die durften halt, also meine O-, meine Mutter sagt: Gut, damals hatte ihr das nicht so gestört, weil die kannte das halt nicht anders, aber wenn man halt heute so überlegt, dann war das schon halt ein bisschen blöd, weil die halt nicht viel erlebt haben.“ (Alessia, 149-167).

Alessia berichtet davon, dass ihre Mutter im Kontext von Familie und italienischer Nachbarschaft aufgewachsen sei und es ist zu vermuten, dass sie zunächst nicht direkt unilinguale Verstummung erfahren hat, da die Sprache ihres gesellschaftlichen Zugangs ausschließlich Italienisch war. Indirekt ist aber festzustellen, dass es hier vorgelagert – bedingt durch die Wohnsegregation und die Fokussierung auf die Lokalität des Haushalts – es erst gar nicht zu einem Kontakt mit der deutschen Sprache kommt. Alessia berichtet über die Regeln, die für ihre Mutter während ihrer Ankommenszeit in Deutschland seitens ihres Großvaters galten. Dabei scheint sie sich sehr bewusst darüber zu sein, dass sie über eine spezifische für sie streng konnotierte und generationsbezogene Mentalität spricht, die ihr Großvater aus dem Herkunftskontext mitgebracht hat, und geht davon aus, dass mit der Interviewerin ein Verständniskonsens über diese Mentalität besteht. Der Lebensalltag ihrer Mutter konzentriert sich somit anfangs auf die Lokalität der Wohnung und die geschlechtsbezogene Aufgabe der Hausarbeit. Später im Interview beschreibt sie zudem, wie ihre Mutter im Haushalt auf jüngere Familienmitglieder aufpassen musste und aufgrund der Konstruktion von Weiblichkeit ihr diese Aufgabe der Fürsorge zugeschrieben

wurde. Konkret verweist Alessia auf das Schulverbot und begründet damit die fehlende deutsche Sprachbemächtigung. Sehr deutlich wird in dieser Passage, dass ihrer Mutter der Zugang zur Bildung verwehrt wurde, aber ihr zudem – wie auch in den anderen Interviews – der Zugang zur Öffentlichkeit in Wolfsburg verwehrt wurde. Die öffentlichen Räume gehören nicht den Frauen der Eltern-generation, und Alessias Mutter wird verboten, diese eigenständig zu erkunden und zu begreifen. Die soziale Kontrolle der italienischen Community gebietet es zudem, sich ausschließlich in männlicher Begleitung im Sozialraum zu bewegen. Alessia muss bei dieser Beschreibung selbst lachen – ein Zeichen dafür, wie absurd sich das nur eine Generation weiter anfühlt. Zeitgleich beschreibt sie zudem, wie das Empfinden der Mutter aufgrund einer fehlenden Relationserfahrung die Situation mit ihren Konsequenzen nicht vollends begreift, und schwächt diese Situation selbst in ihrer eigenen Beschreibung ab, trotz der für sie gegebenen Absurdität dieser Situation.

In dieser Gesprächssequenz wird ein intergenerationaler Austauschprozess sichtbar, der sich mit den Themen von Geschlechterrollen auseinandersetzt. Die Zuwanderungsgeschichten der Mütter weisen konkrete Bezüge zur Tradierung der Geschlechterrolle aus dem ländlichen Süditalien dieser Zeit auf. Für Alessias Positionierungsprozess bildet der Vergleich mit den Erfahrungen der Mutter die Möglichkeit zur Irritation und zur Veränderung.

Wenngleich die Situation von Alessias Mutter durch die Besonderheit der Zuwanderung mit der Herkunftsfamilie sowie durch die anfangs segregierte Wohnsituation in besonderem Maße beeinflusst ist, so sind die Motive der Geschlechterrollenzuschreibung, Mentalität, sozialen Kontrolle und sichtbar werdenden intergenerationaler Austauschprozess auch Gegenstände der anderen Interviews. So wird auch in den weiteren Interviews von den Haushaltsaufgaben und der zu leistenden „Care Work“ der Mutter berichtet. Sofia etwa berichtet darüber, inwiefern ihre Mutter fortwährend ihre Situation mit ihren eigenen Kindheits- und Jugenderfahrungen abglich: „So nach dem Motto „sie in unserem Alter“, was sie alles schon gemacht hat, und sie musste mit im Haushalt helfen, sie musste kochen, sie hat genäht und hat irgend 'ne Nähsschule besucht und musste auf die kleineren Geschwister mit aufpassen“ (Sofia, 76-78). Für Frauen im Süditalien der Mütter gibt es ausschließlich die Lebensperspektive „Haushalt“ mit den dazugehörigen Elementen der Betreuung von Angehörigen

gen, dem Ziel der Gründung eines eigenen traditionellen Haushalts, der Reinigungs- und Handarbeiten.

Diese Zentrierung auf eine konservative Geschlechterrolle geht einher mit einer ausgeprägten Immobilität der Frau, die die Interviewten auch heute noch der Herkunftsgegend zuschreiben: „Du bist da schon eher oft zu Hause, und Haushalt“ (Francesca, 1944). Francesca beschreibt weiter, wie Frauen sich, begründet anhand bestimmter sozialer Werte und sozialer Kontrolle, nicht frei bewegen dürfen: „Und dann hättest du ja praktisch, äh, in die Stadt, äh, und Abi machen müssen. Und das wollte mein Opa nicht. Sie hätte ja einen Mann kennenlernen können“ (Francesca, 84-86). Hier wird weiter deutlich, dass der Müttergeneration die öffentlichen Räume in Italien in der Zeit ihres Aufwachsens nicht gehört haben und sie keinen eigenständigen Zugriff darauf hatten. Ihnen wurde zugeschrieben, dass ihre Aufgabe und ihr Leben im Haushalt bestehen, und ihre Lebenssituation sollte in einer sittenhaften Heirat und Familiengründung münden.

Die Übernahme der Familienaufgaben sollte ihre Zukunft sein, und ihr Umgang mit Männern wurde durch andere Familienmitglieder kontrolliert und zudem lokal begrenzt. Die Interviewten berichten darüber, dass ihnen Geschichten aus Italien von Frauen erzählt worden seien, die nicht konform zu den Erwartungen agiert hätten und demzufolge als „schandhaft“ betrachtet worden seien. Aufgrund dieses gelebten Frauenbildes in Süditalien wurde Frauen der Elterngeneration der Zugang zu Bildung verwehrt. Die Mütter erfuhren daher eine deutlich definierbare Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts. Weiter ist das „erzählte Italien“ der Mutter gleichzeitig geprägt von nicht grundsätzlich geschlechtsspezifischen Situationen wie der einer schlechten Arbeitsmarktsituation und der damit fehlenden gesellschaftlichen Entwicklung. Bei den Müttern sind diese Gegebenheiten jedoch stärker als bei den Vätern geschlechtsspezifisch mit dem Unvermögen verflochten, aktiv etwas zu verändern. Es gab für sie aufgrund der Gegebenheiten kaum Optionen, in Süditalien Selbstwirksamkeit zu erfahren. In den Interviews werden Symbole der Wohlstandsvorstellungen in Bezug auf Deutschland benannt: von Geldzuwendungen von in Deutschland arbeitenden Familienmitgliedern über die Zusendung von Nahrungsmitteln bis hin zu heute weiter bestehenden Vorstellungen über einen allgemeinen Reichtum in Deutschland. So berichten die Frauen von den Verhältnissen der Familie

ihrer Elterngeneration in Italien: „Also einfache Verhältnisse, aber die, denen ging es im Verhältnis zu andere Familien schon sehr gut, da mein Opa immer das Geld rübergeschickt hat“ (Sofia, 35), aber sie berichten auch über die Zuschreibungen während ihrer eigenen Italienbesuche: „Die dachten, bei uns regnet es Geld.“ (Alessia, 2267-2268).

Der zweite wichtige Aspekt der weiblich tradierten Zuwanderungsgeschichte der Interviewpartnerinnen ist das Ankommen der Eltern in Deutschland und das Leben während der ersten Jahre in Wolfsburg. Ein Unterschied zeigt sich in der familiären Vernetzung zwischen den in ihrer Kindheit oder Jugend zugewanderten Müttern und denjenigen Müttern, die erst im Erwachsenenalter zugewandert sind: Die Mütter, die in ihrer Kindheit beziehungsweise Jugend nach Wolfsburg kamen, reisten gemeinsam mit ihrer Herkunftsfamilie ein, in der zunächst weiterhin süditalienische Werte den Alltag bestimmten. Demgegenüber erfuhren Mütter, die ihrem Partner folgten oder beispielsweise allein den deutschen Arbeits- oder Bildungsmarkt betraten, zunächst eine „unilinguale Verstummung“ aufgrund ihrer fehlenden Deutschkenntnisse und eine damit einhergehende Abgrenzung zur deutschsprachigen Alltagsgesellschaft, die im Falle nicht-segregierter Wohnverhältnisse im Umfeld vorherrschend war. Die Erzählungen dieser Beschreibungen skizzieren ein eingeschränktes Alltagsleben, in dem sich mit der Option des Spracherwerbs die Möglichkeit zur Veränderung bot: „Ja, meine Mutter sagt, das war ganz schrecklich die erste Zeit. Sie meinte, sie kannte keinen, äh, sie hat die Sprache nicht verstanden, musste ihre ganzen Freunde zurücklassen.“ (Sofia, 136-137).

Alessia beschreibt den eingeschränkten Alltag auf das häusliche Umfeld wie folgt: „Also die kannten halt nur zu Hause sauber machen und nicht anderes.“ (Alessia, 171) und verweist auf die spätere Möglichkeit der Arbeitsaufnahme ihrer Mutter mit achtzehn Jahren, die schließlich das Erlernen der deutschen Sprache ermöglichte: „Weil sie halt, ähm, ja mit vielen Deutschen zusammengearbeitet hat und halt dadurch hat sie auch ein bisschen Deutsch gelernt. Ist jetzt nicht, dass sie perfekt kann, aber halt 'nen bisschen Deutsch hat sie schon gelernt.“ (Alessia, 206-208).

In Teilen wird die Ankunft ihrer Mütter als „italienische Frau“ in Deutschland von den Interviewpartnerinnen sehr dramatisch geschildert. „Ja, es war ganz furchtbar. Na überleg mal, du sprichst nicht ein Wort. Nichts, gar nichts, ne. Die war

achtzehn, ne, und dann sitzt du da. Gut, zu Anfang war noch meine Oma da. Da hat sie ja so 'n bisschen Gesellschaft oder so, ne. Und die ganzen anderen Italiener da (in der anfänglichen segregierten Wohnsituation, Anm. d. Verf.). Und dann sind die umgezogen (in eine nicht-segregierte Wohnsituation, Anm. d. Verf.) und da waren nur Deutsche in diesem Block, weißte? Niemand. Meine Mutter sagt immer, die haben alle gearbeitet. Also im Nachhinein, als ich mich erinnern kann, waren sie alle Rentner. Morsch und so, ne. Und aber die waren ja damals alle jung und haben, ha, gearbeitet. Sie meinte, sie war den ganzen Tag alleine in diesem Haus, ne. Nichts, sie hatte keine Freundinnen, sie hatte nur eine einzige Freundin. Das erzählt sie auch immer wieder. Eine einzige, die woanders gewohnt hat.“ (Francesca, 220- 241).

So wird die Anfangszeit der Mütter in Wolfsburg von den befragten Frauen als belastende Zeit erzählt, in der ihre Mütter offenbar verstummten aufgrund ihrer Unilingualität, in denen ihre Mütter aufgrund der aus Italien mitgebrachten Geschlechterrollen an den Haushalt gebunden waren und einen eintönigen Alltag erlebten und in denen Einsamkeit während der Arbeitszeiten anderer herrschte aufgrund der zunächst von ihnen nicht vorgesehenen und ausgeübten Erwerbstätigkeit. Allen Zuwanderungsgeschichten der Mütter ist die Erfahrung von mitgebrachten italienischen Werten der konservativen Verteilung der Geschlechterrollen und der damit verbundenen ausgeübten sozialen Kontrolle durch die italienische Gemeinschaft gemein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Schilderungen der Töchter der Zuwanderungsgeschichten ihrer Mütter geprägt sind von geschlechtsspezifischen Ungleichheitserfahrungen in Italien aufgrund vorherrschender konservativer Frauenrollen. Weiblichkeit wird anhand einer vorgeschriebenen Familienorientierung konstruiert und anhand der Zuwanderungsgeschichten tradiert. Ankunft und erste Zeit in Deutschland werden als belastende Situation erzählt. Weiter wird anhand der Zuwanderungsgeschichten ein Entwicklungsprozess der Mütter dargestellt, und die Zuwanderungsgeschichten der Mütter bieten für die Töchter Möglichkeiten, die Konstruktion von Weiblichkeit zu reflektieren.

Die stumme Zuwanderungsgeschichte der Väter

Die erzählten Zuwanderungsgeschichten der Väter stellen sich im Gegensatz zu denjenigen der Mütter für die Interviewpartnerinnen lückenhaft dar und waren für die interviewten Töchter teilweise nicht direkt erfahrbar, zumindest nicht durch die Erzählungen der Väter selbst. Sie beschreiben die Zuwanderungsgeschichte ihrer Eltern hauptsächlich aus der Sicht ihrer Mütter, während die Perspektive des Vaters eher stumm bleibt. Sofia fasst diese Erfahrung wie folgt zusammen: „Ach ja, Vater, der hat da eigentlich noch nicht so viel, der erzählt da nicht so viel“ (Sofia, 157-158). Die wenigen erzählten Teile der Zuwanderungsgeschichte des Vaters werden den befragten Frauen jedoch nicht nur vom Vater aus erzählt, sondern sie werden vielmehr von mehreren Sprecher_innen tradiert: dem Vater, der Mutter, den älteren Generationen und der italienischen Community.

Weder für die Interviewten noch für die Forscherin ist es möglich, diese Erzählschichten sauber voneinander zu trennen. Sie sind in sich verwoben, und einzelne Geschichten weisen verschiedene Ausprägungen der Anteile auf. So tauchen in den Erzählungen beispielsweise geflügelte Worte der italienischen Community auf (beispielsweise der Begriff „Italienerzug“, der die Einreise per Zug bezeichnet, bei Francesca, 188), deren Ursprung zwar in den tatsächlichen Einreisegeschichten der sogenannten Gastarbeiter liegt, dennoch bei Begegnungen mit der italienischen Community oder innerhalb von Stadtdiskursen – beispielsweise medialer Art – zutage treten. Die Perspektive der Männer findet zudem verstärkt Widerklang in den Geschichten der italienischen Community. Festzustellen ist, dass das Erzählen über die Zuwanderung des Vaters sowohl aus der Perspektive von Frauen (Mütter, ältere Generation) als auch aus der Perspektive von Männern (Vater, italienische Community) sich hauptsächlich auf den Zeitabschnitt der Einreisephase des Vaters bezieht. Die Einreisegeschichte stellt sich dabei vielfach als eine Art männlicher Heldenmythos dar, dem traditionelle Männlichkeitsattribute zugesprochen werden.

So erfolgte, wie die nachfolgenden Auszüge aus den Interviews beispielhaft zeigen, die Einreise als sogenannter Gastarbeiter als Reise ins Ungewisse, für die männlich konnotierter Mut erforderlich war. So berichtet Vittoria: „Ähm, er war achtzehn, und der wollte halt arbeiten, und ihm wurde nur ein Zettel in die Hand

gegeben, wo draufstand Wolfsburg. Und er ist nur mit diesem Zettel halt irgendwie hergekommen. [...] Und irgendwie hat er sich nach diesem Zettel gerichtet, und dann ist er irgendwie hier (lacht) gelandet.“ (Vittoria, 54- 62). Francesca führt aus: „Und dann war das ganz verrückt, das hat mir meine Oma mal erzählt. Der ist einfach über Nacht (unverst.). Wie war 'n das? Also der ist gar nicht, das war gar nicht so groß, irgendjemand meinte, Mensch komm, die suchen in Wolfsburg, ist irgend so 'nen komisches Werk gewesen. Was macht man denn in Wolfsburg? Komm? Ähm, er ist in Zug gestiegen, abends Sachen gepackt, in Zug gestiegen und ist einfach los.“ (Francesca, 154-160). Selbst demjenigen, der nicht nach Deutschland wollte, wird ein Wagnis, eine Abenteuerlust zugesprochen. Den Männern wird zugeschrieben, dass sie nach dem vorherrschenden Rollenverständnis eine besondere Pflicht erfüllten, indem sie die Rolle des Familienernährers annahmen. Dabei ist den Interviewpartnerinnen durchaus bewusst, dass diese Pflicht zugeschrieben und nicht proaktiv erfüllt wurde. So verweisen Stefania und Sofia in den folgenden Zitaten auf das in die Pflicht Nehmen der Väter durch ihre Elterngeneration: „Wurde er quasi mit achtzehn dann so rausgeschickt, um dann die Familie auch zu unterhalten.“ (Stefania, 48-49), „Junge, such dir erst mal 'ne vernünftige Arbeit.“ (Sofia, 105). Sofia erweitert ihre Darstellung zudem um die Perspektive auf den bestmöglichen Mehrwert der Wanderung nach Deutschland, betrachtet aus der Perspektive eines Italiens mit weniger guten Erwerbssituationen: „Komm doch nach Wolfsburg, die suchen grad. Und, äh, hier hast du auch 'n besseres Gehalt.“ (Sofia, 115-117). So wird suggeriert, dass nur sie, die gastarbeitenden Männer, es allein schafften, im Gegensatz zu den passiv folgenden Frauen, aktiv ihr Leben in die Hand zu nehmen und zum Besseren zu wenden.

Die Zuwanderungsgeschichte der Väter wird im Gegensatz zur Zuwanderungsgeschichte der Mütter, die in Deutschland in unterschiedlichen Abschnitten Veränderungen erlebten, nicht als variationsreicher Entwicklungsprozess tradiert. Es findet lediglich eine Verankerung und ein Verbleiben in einem männlichen Mythos statt, der diametral zur prozessual erzählten Geschichte der Mütter steht. Selbst in den Fällen, in denen der Vater mehr erzählende Eigenanteile seiner Zuwanderungsgeschichte übernimmt und nicht in Gänze die Rolle eines „schweigenden Vaters“ ausübt, besteht die Mythosgeschichte des mutigen Mannes.

In den Fällen, in denen Remigrationspläne aktiv verfolgt oder phasenweise ausgeübt werden, wird die Zuwanderungsgeschichte aus der Perspektive der Väter als Form von Vollendung anhand männlich konnotierten Mutes sowie männlich konnotierter Pflichtübernahme konstruiert und schließlich im Abschluss dieser Handlung als schicksalhafte männliche Lebenszielerreichung vermittelt wie die folgende Passage in aller Kürze zeigt: „Das (die Arbeit des Vaters für Volkswagen) ist eigentlich die Erfüllung, sag ich mal.“ (Stefania, 419). Den interviewten Frauen ist sehr bewusst, dass die Ankommensphase des Vaters sich wesentlich von der ihrer Mutter unterscheidet. In folgender Passage von Sofia wird dieser Aspekt besonders deutlich:

B: „Ach ja, Vater, der hat da eigentlich noch nicht so viel, äh, der erzählt da nicht so viel, ne? Aber, also ich glaub, der hat sich ziemlich schnell hier gut eingelebt. Dadurch, dass, äh, na ja, durch die Arbeit, äh, ist man ja unter Leute, ne? Und da waren ja auch viele Italiener, und viele in seinem Alter, ich denke, dem ging's gleich, also der hat sich gleich wohlgefühlt. Der erzähl-, -zählt nie so 'ne Sachen. Dass er, dass, oder dass er's schwierig fand am Anfang. Aber er hatte ja auch das Glück, dass er, hm, ja, dass mein Opa schon da war, ne? Und ihn da so 'n bisschen so“

I: „Reingebracht hat.“

B: „Genau.“ (Sofia: 157-167).

Sofia macht in dieser Sequenz deutlich, dass ihr Vater zu seiner Zuwanderungsgeschichte und insbesondere zur Ankommenssituation kaum etwas erzählt hat. Zwischen den Töchtern und den Vätern gibt es keinen ausdrucksstarken intergenerationalen Austausch, gleichwohl zieht Sofia Schlüsse aus dem väterlichen Verstummen bezüglich der Ankommensphase seiner Zuwanderungsgeschichte. Sofia ist der Ansicht, dass die anfängliche Situation in Deutschland aus verschiedenen Gründen nicht so schwer für ihn gewesen sei wie für ihre Mutter. Sie vermutet, dass es ihm in der Anfangszeit gut erging, und begründet das mit den sozialen Interaktionen, die er zu dieser Zeit hatte. Ihr Vater hatte Personen und sogar Familienmitglieder um sich, mit denen er gemeinsam in die deutsche Arbeitswelt migrierte. Im Gegensatz zur Mutter beschreibt Sofia bezüglich ihres Vaters, dass das Zusammensein mit vielen Italie-

nen den Alltag ihres Vaters mit Beziehungen prägte. Es ist zu vermuten, dass die Community der italienischen Gastarbeiter nicht nur einer möglichen Vereinsamung und Verstummung entgegenwirkte, indem Italienisch gesprochen werden konnte und ihr Vater mit Männern im gleichen Alter mit einer ähnlichen Zuwanderungsgeschichte interagieren konnte, sondern er trat sogar zumindest bei der Arbeit in Kontakt mit der deutschen Gesellschaft im Kontext einer Gruppe, in der somit auch eine Reflexionsfläche der Erlebnisse gegeben war. In der Passage kommt unter anderem seine Integration in die Gruppe der italienischen Gastarbeitercommunity zur Sprache, die sich über Beziehungen anhand des Großvaters vollzieht, und der Kontakt mit und der Übergang in die deutsche Gesellschaft wurde durch die Situierung in einer Gruppe mit ähnlichen Erfahrungshorizonten erleichtert. Was hier nicht gesagt wird, ist, dass die neue Peer-group des Vaters nicht nur gleichen Geschlechts, gleichen Alters und oftmals sogar gleicher regionaler Herkunft war und der Zugang zur Gruppe sich daher besonders leicht vollzog, sondern durch den alleinigen Arbeitgeber Volkswagen stellte sich eine gleichgeartete Arbeitswelt dar, die von vornherein kollektive Erfahrungen bot. Zudem ist festzuhalten, dass diese Peergroup aufgrund der großen Ähnlichkeit – auch beispielsweise aufgrund der ähnlich ausgeprägten Bildungsherkunft – die Konnotation der Zuwanderungsgeschichte als männliche Heldengeschichte sicherlich beförderte und die tradierten Geschlechterrollen auch in der Zusammenarbeit mit deutschen Männern innerhalb des Arbeitssektors unterstützte, während die Frauen einen solchen Vergleich in der Anfangszeit kaum vornehmen konnten.

Bemerkenswert bleibt, dass die Väter in der Erzählung ihrer Zuwanderungsgeschichte kaum selbst agieren. Die Narration übernehmen hauptsächlich andere, nämlich die italienische Community und die Frauen aus der Familie. Während die Zuwanderungsgeschichte der Mütter variationsreich erzählt wird, bleibt die Zuwanderungsgeschichte der Väter im Kern eine Art Erzählung des Heldenmythos eines mutigen Mannes, der seine Pflicht durch die Zuwanderung erfüllt.

4.1.3 Wendepunkt: Entscheidungen der Väter und Veränderungsprozesse der Mütter

Die tradierte Zuwanderung wird in den Interviews als Prozess der Veränderung – ausgehend von einer in bestimmter Weise geprägten Lebensart zu einer anderen Lebensart – dargestellt. Der Auslöser für diesen Prozess ist eine Wohlfandsoption, die vom Volkswagenwerk ausgeht, und die damit ermöglichte heroische Geschichte eines männlich konnotierten Mutes und der Pflichterfüllung. Es ist ein Prozess eines zugeschriebenen Vorher zu einem Nachher, von schlechter zu besser – jedoch ein ambivalenter Prozess, in dem es immer wieder Aushandlungsprozesse der Zugehörigkeit gibt, der innerhalb der Erzählungen schließlich aber aufgrund eines Wendepunktes zum Zeitpunkt der Interviews als abgeschlossen gilt. Der Anteil der Zuwanderungsgeschichte aus der Perspektive der Frauen scheint zunächst der Darstellung eines Leidensprozesses zu gleichen, der sich erst anhand eines Wendepunktes weiterentwickelt, an dem sich der Prozess hin zu mehr Selbstwirksamkeit verändert.

Dieser Wendepunkt ist in den meisten Fällen eine stets von außen herangetragene Remigrationsoption, die einen Aushandlungsprozess in der Familie der Interviewten hervorruft. Bis zum Auftreten dieser Option sind die Remigrationsgedanken im Familienalltag virulent. Durch verschiedene Auslöser ist eine faktische Möglichkeit zur Remigration der Familie gegeben.

Dies kann beispielsweise ein Aufhebungsvertrag oder das Erleben einer Remigration von Freund_innen oder anderen Familienmitgliedern sein. Die Auslöser lösen daraufhin einen familiären Aushandlungsprozess aus, der einen aktiven oder passiven Umgang mit dieser Option ermöglicht.

Besonders in Francescas Erzählung lassen sich ausführlich erzählte Aspekte dazu finden, und sie beschreibt die Herausforderungen, die diese Remigrationsoptionen für die Familien mit sich brachten. Deren Darstellungen werden im Folgenden näher beispielhaft für ähnliche Abschnitte aus den anderen Interviews betrachtet.

B: „Na ja, schon, also ich hab das, hm, ich kann mich nur erinnern, dass das ganz großes Thema war, also wir hatten ja diese Wohnung, irgendwann will man zurück? Aber es gab keinen Zeitpunkt. Irgendwann will man ja zurück, ne?“

Ähm, das Geld hat ja gelockt. Also, dass der Plan war, reich zu werden und abzuhauen. Es hat all-, alles nicht so hingehauen. Also, uns geht's nicht schlecht, aber keiner ist reich geworden, und abgehauen sind wir auch nicht mehr. Ähm, also ich kann mich nur erinnern, dass es ganz ganz großes Thema war damals, als auch unsere Freundin zurückgegangen ist in diesem Jahr. Die Trauzeugen von meinen Eltern, die haben dann auch in Wolfsburg, weil, aus unserm Dorf? Das ist ja fast ganz, das ganze Dorf ist ja fast komplett nach Wolfsburg. Also, die Leute, die hier arbeiten, sind entweder aus dem einen Ort oder aus dem anderen Ort. Da, wo meine Freundin herkommt, ne? Ähm, deswegen. Deswegen, die hatten ja dann immer mehr Freunde, und die haben ja fast alle unterschrieben! Damals, ne? Und (unverst.), und das damals war's gan-, meine Eltern haben sich auch ganz viel gestritten und so, ne. Also das, da sind auch Ehen zerbrochen, weil Leute gesagt haben, äh, der Mann ja und die Frau nein und andersrum, ne? Ja. Und dann hat sich mein Vater dagegen geschieden, entschieden, und dann war noch ganz lange immer so dicke Luft. Und dann hatte sich das auf einmal erledigt. Dann war das nie wieder Thema.“

I: „Und, ähm, wenn du jetzt an heute denkst? Ähm, hat sich das denn irgendwie geändert, wie, wie deine Eltern hier leben, seitdem sie diese Entscheidung getroffen haben?“

B: „Hm, ja, das könnte ich nicht sagen. A-.“

I: „Wie ist denn ihr Leben heute so?“

B: „Also die sind, meine Mutter, also das kommt überhaupt nicht mehr infrage zurückzugehen, allein weil wir ja alle hier sind und meine Mutter sagt, was soll sie denn da. Also, der L-, das Leben ist nat-, also ich sehe es ja, wie es jetzt ist. Meine Mutter geht ja hier arbeiten, klar, mein Vater ja sowieso schon immer, ja? Äh, meine Mutter geht hier zum Sport. Ähm, also, also, es, ich würde sagen, dass es doch wesentlich selbstständiger ist, ne. Da al-, na ja, gut, meine Mutter hat ganz ganz früh, (unverst.) die hat eigentlich schon immer gearbeitet. Dann immer ihre zwei Stunden? Und dann hat sie immer ganz viel mit meinem Vater gemacht. Das weiß ich noch. Jetzt ist es schon so, dass sie dadurch, dass sie so zum Sport geht. So 'ne Sachen hatte sie damals ja nicht gemacht, die wäre ja nicht einfach in zum Sport gegangen, ne? Zum Sport, und hier, dann ist sie in der Kirche, macht sie da, hat ihre Aufgabe dort, also das denk ich schon. Dass es so, mehr, noch 'n bisschen mehr eingelebt ist. Aber es kann natürlich auch

sein, weil sie einfach auch lange hier sind, ne. Oder, ja, weiß ich nicht, ja.“ (Francesca, 297-343).

Francesca beschreibt, dass ihre Eltern immer den Plan verfolgt hätten zurück nach Italien zu gehen. Diese Rückkehroption wird wie ein selbstverständliches, allgemeingültiges Verständnis der Familie erzählt, aber Francesca verweist auch darauf, dass unrealistische Remigrationsvorstellungen zu dem Rückkehrplan geführt hätten. Die Erwerbsmöglichkeit lockte mit hohen Verdiensten und einem scheinbar reichen Leben in Wolfsburg. In den Erzählungen der Interviewten zu Jugendbegegnungen in Italien taucht diese Vorstellung von nach Wolfsburg migrierten Italiener_innen erneut auf. Fast schon humorvoll berichtet Francesca davon, wie die Vorstellung von Reichtum zur Arbeit nach Wolfsburg veranlasste und in der Realität ein Leben in unvorstellbarem Reichtum aber nicht eintrat. Zugleich beschreibt sie ihr Leben und das ihrer Herkunftsfamilie als durchaus zufriedenstellend. Die Rückkehr blieb dennoch ein dominantes Familiendiskussionsthema und wurde anhand eines ausschlaggebenden Faktors zur Entscheidung gestellt. Das Angebot Volkswagens, die Arbeitsverträge gegen eine Abfindung aufzuheben, veranlasste einige Familien der sogenannten Gastarbeiter, ihren Lebensmittelpunkt nach Italien zu verlegen. Francesca berichtet davon, dass die Entscheidungsfindung besonders schwer war, da Freund_innen und Bekannte aus der Herkunftsregion ihrer Eltern, zu denen diese eine enge Beziehung führten, unterschrieben und wegzogen. Offenbar war diese Situation besonders ein Streitthema für die Eltern, da ganz unterschiedliche Vorstellungen und Annahmen über die Rückkehr bestanden, und Francesca beschreibt diese Situation dramatisch als Trennungsgrund vieler Ehepaare. Es ist zu vermuten, dass innerhalb des Familienkontextes sehr unterschiedliche Remigrationsvorstellungen vorherrschten, die sich allerdings erst in Anbetracht einer real gegebenen Möglichkeit zur Remigration beziehungsweise unter dem Druck, eine Remigrationsentscheidung treffen zu müssen, Bahn brachen. Sehr deutlich wird die Entscheidungsmacht des Mannes über Verbleib oder Remigration. Somit wird das Muster der zunächst männlich heroisch konnotierten Zuwanderungsentscheidung übertragen auf die Remigrationsentscheidung, selbst wenn hier ein wechselseitiger Aushandlungsprozess mit verschiedenen Positionen sichtbar wird. Nach der Entscheidung des Man-

nes bleibt die Entscheidung unumstößlich. Relevant ist die Aussage, dass es aus heutiger Sicht im Falle von Francescas Herkunftsfamilie eine gemeinsam getragene Situation des Verbleibs in Wolfsburg ist. Aus heutiger Sicht ist Remigration für ihre Familie kein relevantes Thema mehr, und es besteht offenbar auch keine Notwendigkeit mehr, es innerhalb der Familie gemeinsam zu bearbeiten. Das Zuhause in Wolfsburg wird von Francesca als stabiler Fakt beschrieben und die Remigration nach Italien auch für ihre Eltern als absurde Idee bewertet.

Im Fortgang des Erzählabschnitts wird zudem deutlich, dass die Entscheidung zum Verbleib für die Mutter den Beginn eines Entwicklungsprozesses markiert: Francesca beschreibt deutlich ein Vorher und Nachher in Bezug auf die Verbleibsentscheidung. Francesca skizziert, dass ihre Mutter inzwischen mehr arbeitet, mehr eigene Freizeitgestaltung vornimmt und zudem Aufgaben außerhalb des Haushalts in anderen gesellschaftlichen Institutionen wahrnimmt. Sie bewertet das heutige Alltagsleben ihrer Mutter im Vergleich zu der Zeit vor der Verbleibsentscheidung als grundsätzlich selbstständiger und selbstbestimmter. Die Veränderung liegt dabei nicht nur in der Erschließung weiterer öffentlicher Räume und deren Ausgestaltung, sondern auch in der selbstständigen, von ihrem Mann losgelösten Bewegung in diese Räume hinein. Auch wenn Francesca sich der Begründung für diese Entwicklung ihrer Mutter nicht sicher ist, so unterstreicht ihre Äußerung, dass sie sich stärker eingelebt habe, das Muster des umfassenden Entwicklungsprozesses, der erst beginnt, nachdem die Entscheidung für den Lebensalltag an einem Ort gefallen ist.

Auch in den anderen Erzählungen der interviewten Frauen und ihren Herkunftsfamilien schließt der Aushandlungsprozess, ob mit oder ohne zwischenzeitliche tatsächliche Remigration, gleichsam mit der Entscheidung, Wolfsburg als Lebensort anzuerkennen und zu verinnerlichen. Die interviewten Frauen berichten davon, dass Deutschland und lokal betrachtet Wolfsburg für ihre Eltern zu einem Zuhause geworden sei und dass die Remigrationsvorstellungen hinter ihnen lägen: „Die fühlen sich hier pudelwohl. Mein Vater, der sagt auch immer, also das Beste, was wir je machen konnten, (ist), hierher zu kommen.“ (Sofia, 75-177). Tatsächlich ist aber festzuhalten, dass die Entscheidung zum Verbleib oder aber auch zur phasenweise Remigration, bevor wiederum die Entscheidung zum Verbleib in Wolfsburg fiel, immer von den Vätern getroffen wurde.

Die von den Interviewpartnerinnen vorgenommene Zuschreibung Deutschlands als Heimat der Eltern hat aber ihre Grenzen, denn die interviewten Frauen positionieren die Elterngeneration gleichzeitig innerhalb eines transkulturellen Raumes, in dem die italienische Mentalität des Herkunftstaliens ihrer Eltern vorherrscht.

So berichten sie, dass die Eltern heute weiterhin keine deutschen Freunde hätten und ihr soziales Umfeld italienisch geprägt sei. Sie bewegten sich innerhalb italienischer Vereine und italienisch geprägter Gemeinschaften. Die Frauen berichten davon, dass ihre Eltern und somit auch sie selbst als Kinder ihre italienische Zugehörigkeit anhand italienischer Feste und Feiern erlebt hätten. Vittoria beschreibt die Vorteile wie folgt: „Auch an die Erinnerungen an Italien und dass man nichts erklären musste, weil die kennen Italien, und weißte, so ist ja einfach 'nen bisschen leichter.“ (Vittoria, 1721-1723). Die Interviewten sprechen zudem davon, dass die Mentalität der Generation ihrer Eltern weiterhin die Mentalität ihres Herkunftstaliens ist, und zwar unabhängig davon, ob die gesellschaftliche Entwicklung in Italien weiter vorangeschritten ist. Stellvertretend stellt Sofia in diesem Zusammenhang folgende These auf: „Die sind, als die aus Italien hergekommen sind, sind mit der Mentalität hergekommen, und die hat sich dann nicht mehr verändert. Wobei vielleicht Italiener in deren Alter jetzt in Italien viel moderner sind, das ist bei denen da so stehengeblieben.“ (Sofia, 308-311).

Andererseits beschreiben die Interviewpartnerinnen ausführlich einen fortwährenden Entwicklungsprozess ihrer Mütter entlang kulturell geprägter Geschlechterrollen, der für die Väter nicht artikuliert wird. Für die Mütter der Interviewten ist die Entscheidung zum Verbleib in Deutschland nicht nur im Rahmen ihrer Herkunft und ihrer Zuwanderungsgeschichte relevant. Die Entscheidung zum Verbleib bewirkt zusehends auch einen Prozess der Ermächtigung der Frauen, ihr Rollenverhalten zu ändern. Laut den Schilderungen der interviewten Frauen gibt es in der tradierten Zuwanderungsgeschichte der Mütter im Gegensatz zu der der Väter nicht nur Phasen des Prä-Migrations-Italiens, des Post-Migrations-Deutschlands, der phasenweisen Verunsicherung aufgrund von Remigrationsgedanken und des Deutschlands-Verbleibs. Für ihre Mütter ist zusätzlich eine nachgelagerte Phase des Deutschland-Verbleibs relevant, die anhand eines geschlechtsspezifischen Entwicklungsaspekts beschrieben wird.

Dieser Entwicklungsschritt zeichnet sich durch die Aufweichung von Rollenvorstellungen aus und wird von den Interviewten anhand eines Vorher-Nachher-Konstrukts dargestellt. So beschreibt beispielsweise Francesca, inwiefern sich das Freizeitverhalten ihrer Mutter inzwischen eigenständig und losgelöst von dem des Vater entwickelt hat: „Also es ist schon so, dass meine Mutter immer mehr selber macht und hier noch organisiert und da noch hingeh, also das glaub ich, das war vorher einfach nicht so. Das ist mehr so dieses, ähm, also auch wenn mein Vater mal zu Hause bleibt und sagt, der hat oft mal nicht so Bock oder was, ne, wenn er dann nach der Arbeit irgendwas, dann macht meine Mutter die Sachen einfach alleine, ne. Ähm, pfff. Wenn und wenn dann hier sowas vom Verein ist, und der hat keinen Bock, dann geht sie da einfach auch alleine hin. Und das finde ich mehr so, das hätte sie früher, glaub ich, nicht so unbedingt gemacht.“ (Francesca, 408-409).

In einem anderen Interview wird zudem deutlich gemacht, dass die soziale Kontrolle der italienischen Community im heutigen Nachher für die Mutter zwar weiterhin eine Rolle spielt, aber längst nicht mehr in dem Ausmaß wie im damaligen Vorher. Der heutige Alltag der Mütter wird als selbstständig und mobil beschrieben. Sie nehmen an verschiedenen gesellschaftlichen Räumen teil und sind multilingual. Es wird beschrieben, dass zwar ihre direkte soziale Umgebung weiterhin italienisch geprägt sei, aber es wird auch beschrieben, dass sie zum Sport gehen, welche Unternehmungen sie tätigen und dass sie minimal stundenweise einer Arbeitstätigkeit nachgehen. Der Entwicklungsprozess entfaltet sich anhand des Aspektes der Erweiterung des Rollenspektrums und der Erweiterung von Teilhabe an verschiedenen gesellschaftlichen Räumen. Jedoch wird weder die Selbstvergewisserung der Zugehörigkeit anhand von Traditionen und Werten innerhalb transkultureller Räume noch der Aspekt der weiblich konnotierten Eigenschaften der Konstruktion von italienischer Weiblichkeit infrage gestellt, sondern bleibt bestehen. Im Hinblick auf die Lebensgestaltung als Frau positionieren die Interviewten ihre Mütter innerhalb eines Entwicklungsprozesses hin zu mehr Modernität, der nicht nur anhand der oben beschriebenen Veränderungen im Alltag der Mütter sichtbar wird.

Die Interviewten haben darüber hinaus die Erzählungen über die Geschlechterverhältnisse im Italien der Eltern als liberale Erziehungsstrategie aufgenommen. Sie berichten in diesem Zusammenhang davon, dass ihre Mütter Erfahrungen

aus ihrer eigenen Kindheit und Jugend im Vergleich zur Situation in Deutschland aufgreifen, um ihre Töchter zur Verwertung von Bildungschancen zu ermutigen. So beschreibt Sofia ausführlich ihr eigenes Verständnis für die Mutter, dass Bildungsverwertung ein Wert der mütterlichen Erziehung war und der Vergleich als Strategie aufgegriffen wurde: „Nicht so 'ne Scheiß-egal-Einstellung. Was man so vielleicht von anderen italienischen Familien hier kennt. Wo geht 'n dein Sohn zur Schule? Ja, keine Ahnung, weiß ich nicht, was der macht, dann waren sie auf Hauptschule. So waren meine Eltern noch nie so. Also, warum das so war? Meine Mutter ist selber gerne zur Schule gegangen, und, äh, äh, sagt bis heute, dass sie, na ja, ihren Eltern die Schuld daran gibt, dass sie, äh, nicht studiert hat. Also wenn 's nach ihr ginge, wäre sie zur Uni gegangen und hätte studiert. Sie hatte immer einen Berufswunsch. Aber damals als Frau, ähm, ist man nicht studieren gegangen. Da ist man dann zu Hause geblieben und musste ja der eigenen Mutter im Haushalt helfen, weil sie dann auch die Älteste war, und das sagt sie bis heute. Also, wenn sie noch, sie noch mal die Möglichkeit hätte, zurückzugehen, würde sie, ja, Schule weitermachen. Weil sie ja auch supergut war. Deswegen war's ihr besonders wichtig, dass wir halt Schule, ja, die Schule gut machen.“ (Sofia, 326-342).

Der Versuch, bei den eigenen Töchtern das Verständnis für die Problemlagen der Eltern im früheren Italien zu wecken, nimmt darüber hinaus die Funktion einer Abschreckungstaktik ein, mit dem Ziel, die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Chancen ihrer Töchter aufgrund eines liberaleren Frauenbildes in Deutschland zu befördern. „Weil meine Mutter mir immer gesagt hat, du siehst nur, wie das hier [gemeint ist Italien; d. Verf.] im Sommer ist. Es ist alles schön, toll. Ja so, aber du musst auch sehen, wie es im Winter ist. Deshalb fahren wir jetzt mit dir eben nach Italien. Und dann habe ich gesehen, wie das war, und dann wollte ich nicht mehr hin.“ (Alessia, 825-829).

Hier wird sichtbar, wie die Eltern versuchen, die idealisierte Vorstellung ihrer Tochter über Italien zu desillusionieren und ihr unabhängig von den Heimatbesuchen in der Sommerzeit den anderen Alltag in Italien aufzuzeigen. Prägnanter in den Interviews ist jedoch der oben beschriebene Mechanismus des Aufgreifens der selbst erfahrenen geschlechtstypischen Ungleichheit, um damit die schichtbezogenen Aufstiegschancen der Töchter voranzutreiben; dieser Mechanismus wird hauptsächlich anhand des Aspekts Bildung sichtbar.

Festzuhalten ist, dass hypothetische Remigrationsvorstellungen den Lebensweg der befragten Frauen über einen gewissen Zeitraum prägten und dass Diskussionen darüber in der Herkunftsfamilie stattfanden. Dabei wird auch geschildert, dass im Gegensatz zu den befragten Frauen ihren Eltern durchaus bewusst war, dass das Italien ihrer Sommeraufenthalte nicht das Italien nach einer Remigration abbildete. Es ist darauf hinzuweisen, dass erst externe Auslöser beispielsweise aufgrund von Abfindungsmöglichkeiten die Auseinandersetzung mit einer tatsächlichen Remigration ermöglichte. Nach einem Aushandlungsprozess, der für manche Familien als sehr dramatisch beschrieben wird, fiel schließlich eine Entscheidung. Wenn auch diese Entscheidung zwar wie beispielsweise in der Erzählung von Francesca hauptsächlich vom Vater getroffen wurde, so folgte ihr jedoch stets ein Veränderungsprozess für die Mutter. Für die Lebenssituationen der Mütter wird von den befragten Frauen eine Entwicklung von einem Vorher vor der Entscheidung zur Nichtremigration hin zu einem Nachher in Deutschland ausgeführt, in dem sie ihr Rollenspektrum erweitern.

4.1.4 Bildungsbarrieren der Mütter als Bildungsmotivation für die Töchter

Bildung²⁰ wird von allen Interviewpartnerinnen als besonders hoher Wert für ihre Eltern dargestellt. Verstärkt und oftmals eingeleitet wird dieser Aspekt mit dem Hinweis auf die erlebten Bildungsbarrieren der Eltern. In den Interviews wird in diesem Zusammenhang unter anderem beschrieben, wie streng die Erziehung der Mütter in Italien war und dass ihre Bildungschancen aufgrund eines „sittsamen“ Frauenbildes und verordneter Immobilität nicht verwirklicht werden konnten.

Im Folgenden wird zunächst eine Interviewpassage von Sofia herangezogen, in der die Anstrengungen der Eltern für den Bildungserfolg ihrer Tochter sowie deren eigene Bildungsverwehrung ausführlich erzählt wird.

²⁰ Dieser Aspekt wird ausgehend von der Bildungsschicht der Eltern bis zur Arbeitsmarktintegration und den folgenden beruflichen Weiterentwicklungsschritten der Töchter gefasst.

B: „Was denen besonders wichtig war, war Schule, war denen schon immer wichtig. Also, meine Eltern haben sich da schon A-, von Anfang an immer informiert. Und, äh, ja, denen war wichtig, dass wir natürlich, ja, guten Schulabschluss machen, gute Ausbildung und solche Dinge. Also die haben sich da selbst, die sind ja in dem Gebiet eigentlich, äh, Laien, ne? Die haben ja selber hier keine Schule gemacht, aber das fand ich bei meiner Mutter immer toll. Die hat sich immer informiert und schlaugemacht, und was ist das Beste, war, das war ihr dann halt schon immer wichtig, ne.“

I: „Warum?“

B: „Nicht so ne scheiß-egal-Einstellung. Was man so vielleicht von anderen italienischen Familien hier kennt. Wo geht'n dein Sohn zur Schule. Ja keine Ahnung, weiß ich nicht was der macht, dann waren sie auf Hauptschule, die Eltern wussten gar nicht was ist überhaupt die Hauptschule, so waren meine Eltern noch nie so. Also, warum das so war? Meine Mutter ist selber gerne zur Schule gegangen und sie äh, äh sagt bis heute, dass sie naja, ihren Eltern die Schuld dran gibt, dass sie, äh nicht studiert hat. Also wenn's nach ihr ginge, wäre sie zur Uni gegangen. Und hätte Lehramt studieren, -diert. Sie wollte immer Lehrerin werden. Aber damals, als Frau ähm, ist man nicht studieren gegangen. Da ist man dann zu Hause geblieben und musste, ja, der eigenen Mutter im Haushalt helfen, weil sie ja dann auch die Älteste war. Und, das sagt sie bis heute. Also, wenn sie noch de-, noch mal die Möglichkeit hätte zurückzugehen würde sie, ja, Schule weitermachen. Weil sie ja auch super gut war. Deswegen war's ihr wichtig dass wir halt Schule, ja die Schule gut machen.“

(Sofia, 316-342).

Sofia beschreibt hier, dass ihren Eltern gute Bildung sehr wichtig gewesen sei. Der Begriff Bildung bezieht sich dabei nicht nur auf einen möglichst guten Schulabschluss, sondern auch auf den Übergang in die Berufswelt anhand einer guten Ausbildung. Sofia beschreibt ihre Eltern zwar als unwissende Laien auf diesem Gebiet, vor allem in Bezug auf das deutsche Bildungssystem; ihr sind der geringere Bildungsstand und die fehlende institutionelle Bildungserfahrung ihrer Eltern durchaus bewusst. Umso stärker weist sie jedoch auf die Anstrengungen ihrer Mutter hin, die es ermöglichen wollte, dass ihre Tochter ihre Bildungschancen adäquat umsetzen konnte. Ihre Mutter, so berichtet es Sofia,

recherchierte deshalb Informationen darüber und ging proaktiv auf die Schule zu, um ihr eigenes Bildungserfahrungsdefizit auszugleichen. Sofia nimmt hier eine Herausstellung ihrer Mutter vor, indem sie auf das Spezifikum hinweist, dass ihrer Ansicht nach die Anstrengungen ihrer Mutter eben nicht den anderen sogenannten italienischen Gastarbeitsfamilien entsprachen. Andere Eltern dieser Generation mit italienischer Zuwanderungsgeschichte hätten nicht gewusst, welche Schule ihre Kinder besuchen, sie wussten weder etwas über die deutschen Schulformen, noch hätten sie sich für den Bildungsweg ihrer Kinder interessiert.

Als Beispiel nennt Sofia einen Sohn, dessen Eltern seinen Hauptschulbesuch und damit die minimale Bildungsmöglichkeit mit Gleichgültigkeit wahrnehmen. Diese Erzählkonstruktion ist insofern auffällig, als Sofia zwar die Bildungsunterstützung ihrer Mutter für sich als Ausnahme konstruiert, diese Darstellung aber in den anderen Interviews in Bezug auf die Mutter- Tochter-Beziehung gleichsam sichtbar wird. An dieser Stelle können nur Hypothesen aufgestellt werden, ob die Bildungserfolge der Söhne eventuell innerhalb der italienischen Community der betrachteten Elterngeneration weniger relevant erschienen, da davon ausgegangen wurde, ihre Söhne kämen selbstverständlich unabhängig vom Bildungsgrad an einen Arbeitsplatz im Werk. Demgegenüber waren die Mütter aufgrund der eigenen geschlechterdiskriminierenden Erfahrungen mit der Bildungsbarriere viel stärker daran interessiert, dass ihre Töchter die Bildungschancen innerhalb der deutschen Gesellschaft verwerten würden.

Es kann in diesem Zusammenhang festgehalten werden, dass Sofia beschreibt, wie ihrer Mutter der Zugang zu höherer Bildung aufgrund vorherrschender Geschlechterrollen von den eigenen Eltern verwehrt wurde. Ihrer Mutter wurde stattdessen der Raum des Haushalts der eigenen Eltern zugewiesen, und sie wurde verpflichtet, Hausarbeit zu leisten, anstatt zu studieren. Die verlorene Chance von Sofias Mutter, einen selbst gewählten Beruf zu ergreifen, wird auch weiterhin als Verlust und Beschneidung der Selbstwirksamkeit erzählt. Diese erfahrene Ungerechtigkeit wird verstärkt durch die Beschreibung des Umstands, dass ihre Mutter eine besonders gute Schülerin gewesen sei. Diese fast schon verzweifelte Konnotation eines „Trotzdem“ verstärkt die tradierte Ungerechtigkeitserfahrung. Es scheint, als ob noch nicht einmal die objektive Logik die Großeltern dazu bewegen konnte, ihre Tochter studieren zu lassen. Dabei

begründet Sofia die Ungerechtigkeit nicht direkt mit einer Begrenzung aufgrund des Geschlechts, sondern aufgrund des Alters. Nach Sofias Erzählung musste ihre Mutter vor allem deshalb im Haushalt der Eltern verbleiben, weil sie die Ältteste war. Hier überschneidet sich die Konstruktion von Alter und Geschlecht. Sofia wählt anstelle der geschlechtsbezogenen Erklärung die altersbezogene Erklärung. Trotz dieser scheinbaren Unsichtbarkeit geschlechtsbedingter Bildungsbenachteiligung sieht Sofia in der ausgeprägten Enttäuschung ihrer Mutter, die eigenen Bildungschancen verwehrt zu bekommen, den Kern für den Bildungsverwertungsanspruch ihrer Mutter gegenüber ihrer, Sofias, Bildungslaufbahn begründet. Abschließend betont sie auf eindringliche Weise, dass für ihre Mutter der Bildungserfolg ein sehr hoher Wert sei.

Wie Sofia vorangehend beschrieben hat, inwiefern ihrer Mutter der Zugang zu weiterer Bildung aufgrund der ihr geschlechtlich zugeschriebenen Rolle und Aufgaben verwehrt wurde, zeigt auch Alessia auf, dass sie die Ursache dafür in den konservativen Vorstellungen der vorherigen Generation sieht: „Das Problem bei meinen Großeltern (war), dass mein Opa sehr streng war. Und deshalb können, durften die auch keine Schule besuchen, ne? Also so wie das halt diese sizilianische Mentalität, das war mein Opa. Und ähm, die sollten halt immer zu Hause bleiben. Wenn die weg gehen wollten, dann nur sonntags nachmittags. Und aber mit (lacht) mit den ähm Cousins oder so.“ (Alessia, 157-163).

Wenn die Befragten auch in besonderer und vertiefender Weise in ihren Erzählungen auf die drastisch diskriminierende Bildungsbarrieren der Mütter anhand von Bildungsverboten eingehen, so lässt sich doch feststellen, dass die Bildungsbarriere der Väter ebenfalls in der geschlechtsspezifischen Zuschreibung des Mannes als Familienernährer liegt. So wurden ihre Väter losgeschickt, um die Familie in Italien finanziell zu unterstützen, oder mussten schon früh arbeiten, anstatt zu studieren. Hervorzuheben ist, dass trotzdem die Mütter die starken Motoren der Bildungsbiographien ihrer Töchter sind.

Die Interviewpartnerinnen benennen deutlich, dass ihre Mütter besonders engagiert den Bildungserfolg ihrer Töchter vorantreiben und sie zur Bildung motivieren. So fordern sie die entsprechenden Bildungsanstrengungen nicht nur direkt ein, sondern nehmen trotz Sprachproblemen Anstrengungen auf sich, um ihre Töchter in der Bildungsentwicklung zu unterstützen, und übernehmen die organisatorischen Aufgaben im Kontakt zur deutschen Bildungslandschaft. Sie

initiieren zudem Bildungsunterstützung innerhalb des eigenen muttersprachlichen Rahmens wie beispielsweise durch Vorlesen, sie gehen zu Elterngesprächen, organisieren Lernmaterialien und Weiteres. Ihre Töchter sind sich darüber bewusst und schildern mehr oder weniger wertschätzend die unternommenen Anstrengungen: „Die haben ja selber hier keine Schule gemacht aber das fand ich bei meiner Mutter immer toll. Die hat sich immer informiert und schlau gemacht und was ist das Beste, das war ihr dann halt schon immer wichtig.“ (Sofia, 321-324).

Die Interviewten reflektieren jedoch im Gegensatz dazu eine Begrenzung dieser Bildungsunterstützung bedingt durch die Bildungsschicht der Eltern sowie einer sprachlichen Begrenzung nur in Ansätzen und ziehen diese zur Erklärung der eigenen Bildungsbiographie kaum heran. Das selbstorganisierte Lernen begründen sie stark anhand persönlicher Eigenschaften und des Drangs zur Selbstständigkeit: „Aber wir wollten halt immer selbstständig sein. Zumindest also ich und meine Freundin.“ (Stefania, 759-760). Des Weiteren naturalisieren sie diese Eigenschaft: „Also ist, glaub ich, einfach mein Charakter.“ (Stefania, 791). Nur eine Interviewpartnerin reflektiert das Nichtvermögen der Eltern, ihr inhaltlich zu helfen – Francesca nimmt im Interview vermehrt Vergleiche mit zum jeweiligen Zeitpunkt gleichaltrigen Deutschen vor: „Die Deutschen hatten immer bessere Noten. Weil die ja mehr gefördert wurden von ihren Eltern. Weil alles, was wir, also unsere Generati-, also, die in meinem Alter waren, haben das ja alles alleine gemacht. Und das war halt das was du konntest, konntest du machen, ne. Und, ähm, du hattest ja keine Eltern, die da nochmal gesagt haben, Mensch, denk doch mal drüber nach.“ (Francesca, 1323-1330).

Deutlicher als die Begrenzung durch die Bildungsschicht der Eltern wird in den Interviews sichtbar, dass den Töchtern die Pflicht zur Umsetzung ihrer Bildungschancen in Deutschland und somit die Erwartungshaltung der Eltern stark verinnerlicht erscheint. Der von den Eltern ausgeübte Bildungsdruck stellt sich nicht direkt dar und wird nicht durch ein strenges Vorgehen durchgesetzt, aber aufgrund der Strategie der Eltern, die Geschichte der eigenen unverschuldeten Bildungslücken zur Erziehung einzusetzen, baut sich für die Töchter ein gewisser Leistungsdruck auf, den sie je nach eigenem Vermögen und entsprechend der Lebensphase umzusetzen versuchen. Dabei sind die geschilderten Bildungsverläufe in der Mehrheit gekennzeichnet von Veränderungen und somit

dem Durchlaufen verschiedener Bildungswege. In den Momenten in der Bildungsbiographie, in denen es zu Schwierigkeiten, Brüchen oder sogar Abbrüchen kommt, werden, wie in der folgenden Passage, die erfahrene Enttäuschung und die eigenen Gefühle des Versagens artikuliert: „Aber leider konnten wir ihm das (gemeint ist der Schulerfolg, Anm. d. Verf.) nicht so richtig erfüllen. Weil wir halt immer nur mit dem Kopf draußen waren. Ne?“ (Alessia, 561-564). Francesca formuliert die erfahrene Enttäuschung noch deutlicher: „Meine Mutter war ganz lange so 'n bisschen enttäuscht. Ganz lange.“ (Francesca, 1455-1456).

Grundsätzlich attribuieren alle Interviewpartnerinnen ihre Erfolge oder die Erreichung von Zielen auf ein externes Zufallsprinzip. Alessia nimmt dabei einen Vergleich mit Deutschen vor: „Also die (Deutschen) haben ja, ist so, die haben halt mehr an die Zukunft gedacht, und wir sind irgendwie so 'n bisschen hängen geblieben, haben gesagt, ach, das geht schon“ (Alessia, 1022-1024). Francesca bezieht sich stark auf Zufallssituationen: „Ich bin dann so, ich hatte immer das Glück, dass das, was ich gemacht habe, mir so 'n bisschen zugeflogen ist, ich bin ja fest der Meinung, dass das ist einfach so Glück gewesen.“ (Francesca, 1281-1284).

Festzustellen ist, dass, je stärker die Enttäuschung ausgedrückt wird, einen weiteren Bildungsaufstieg nicht umgesetzt zu haben, umso weniger Selbstwirksamkeit bei den Interviewpartnerinnen sichtbar wird.

Doch nicht nur der Wunsch der Eltern und hauptsächlich der Mütter nach Bildungsaufstieg wurde für die Interviewpartnerinnen bedeutsam: Eine besondere Rolle spielen auch die gelebten und tradierten familiären Geschlechterrollen in der Zielkonstruktion nach der Bildungsphase. Obwohl alle Interviewpartnerinnen, unabhängig von der tatsächlichen Verwertung der Bildungschancen, den Bildungswunsch der Eltern aufgenommen haben, nehmen sie anhand dieser Bildung keine Ziele in ihre Lebensplanung außerhalb von Familienzusammenhängen auf. Ihre Lebensplanung gleicht somit letztlich der ihrer Mütter: Heirat und Kinder. „Also was immer klar war, war, dass man heiratet und Kinder kriegt. Das war immer klar.“ (Francesca 1264-1265).

Aufgrund der eigenen Reflexionen über die Leidensgeschichte der Mütter mit der geschlechtsspezifischen Ungleichheit in Süditalien, ihrer schwierigen Ankunftszeit in Deutschland und der trotz schweren Bedingungen übernommenen

Verantwortung für den Bildungserfolg ihrer Töchter wird die Mutter zu einem Vorbild, dessen Lebenskonstruktion ein zu übernehmendes Lebensmuster darstellt: „Auf jeden Fall Familie gründen, indem im, äh, also als man irgendwie vierzehn, fünfzehn war, dacht ich immer, ja, mit achtzehn heirate ich, man hat dann da auch so die eigene Mutter als Vorbild.“ (Sofia, 726-728). Somit bricht die Bildungsbiographie beziehungsweise der Anspruch, alle Aufstiegschancen zu verwerten, bei den Töchtern mit dem Eintritt in den Arbeitsmarkt im Zusammenspiel mit der Gründung einer Familie ab und wird zunächst abgelöst von der Konstruktion eines italienischen Frauenideals, das insbesondere im Vergleich mit ihren Einschätzungen deutscher Frauen einem Familienideal gleicht: „Wenn ich jetzt drüber nachdenke, dann hab ich schon mein Leben mir mit 'ner Familie vorgestellt, mit zwei Kindern.“ (Stefania, 1058-1059). Unterstützt wird das durch die fehlende Förderung durch die Väter. In den Interviews wird darauf verwiesen, dass die Väter oftmals gar nicht wussten, wie der Bildungsverlauf der Töchter sich entwickelt: „Mein Vater hat sich immer rausgehalten.“ (Francesca, 1224).

Hauptsächlich wird aber erzählt oder als eigene Einstellung dargestellt, dass in erster Linie die Arbeitsmarktintegration des Ehemannes relevant erscheint und dass der Berufserfolg der Töchter hinter diesem Aspekt zurücksteht. Im Zusammenhang mit der eigenen Möglichkeit einer Bildungsverwertung berichtet Alessia somit: „Mein Vater hat immer gesagt, egal was (für eine Nationalität dein Mann hat; d. Verf.), Hauptsache, der arbeitet bei Volkswagen.“ (Alessia, 1365). Hier wird wiederum deutlich, dass sich zwar in einem post-migrationsverorteten weiblichen Ermächtigungsprozess das Rollenverständnis der Frau verändert hat, dass dabei aber die prä-migrationsverortete Konstruktion von Weiblichkeit fortbesteht und tradiert wird.

Die Konstruktion von Weiblichkeit wird dabei anhand einer Dualität gegenüber der Konstruktion von Männlichkeit vorgenommen. Die süditalienisch geprägten Männlichkeitsvorstellungen wurden nicht anhand von Veränderungsprozessen der Geschlechterrolle verändert. Die Konstruktion von Männlichkeit beinhaltet weiterhin Aspekte der zugeschriebenen Eigenschaften, aber auch der Rollen- bzw. Aufgabenzuschreibung. Der Mann hat weiterhin seine Aufgabe des Ernähers zu erfüllen. Diese Zuschreibung wird in den Erzählungen hauptsächlich seitens der Väter tradiert.

Hieraus ergibt sich die Erkenntnis, dass diese Konstruktion „italienischer“ Männlichkeit zumindest in Teilen mit der Konstruktion der Beschäftigung im Volkswagenwerk als Lebensziel einhergeht. Eine Angestelltentätigkeit im Volkswagenkonzern wird von jeder Interviewten thematisiert; die Arbeit für Volkswagen wird als Lebensziel deklariert und als Lebensverwirklichung der sogenannten Gastarbeitergeneration konstruiert. Erst Volkswagen macht Wolfsburg zum Lebensmittelpunkt. So schwärmt beispielsweise Vittoria: „Und was ich richtig schön finde an Wolfsburg, dass wir das Volkswagenwerk haben.“ (Vittoria, 1598-1590). Die Arbeit bei Volkswagen oder in dessen unmittelbarem Umkreis verspricht sichere Arbeit, ein sicheres und vergleichsweise hohes Einkommen und Ansehen in der italienischen Community. In den Lebensabschnitten, in denen den interviewten Frauen der Zugang dazu verwehrt wurde, verstärkte sich die gefühlte fehlende Selbstwirksamkeit und die weitere Verstetigung der männlich konnotierten Konstruktion dieses Lebensziels. Die Begründung des fehlenden Zugangs wurde auf externe Situationen bezogen, auf die selber kein Einfluss wirksam werden konnte.

In folgender Passage von Francescas Erzählung verbindet sich die Außenattribution mit der männlich konnotierten Konstruktion dieses Lebensziels: „Mein Vater hat sich immer darüber geärgert, dass natürlich, natürlich die eben zu Volkswagen gegangen sind, die Beziehungen hatten. Als Italiener. Und wir kannten nie jemanden. Nie. Nie. Also schlimm war's, nee, es war halt nicht schlimm, weil wir waren ja die Frauen, ne.“ (Francesca, 1336- 1339). Hauptsächlich kam es zu der Erfahrung, dass der Arbeitsplatz bei Volkswagen nicht dem weiblichen, sondern dem männlichen Lebensziel entspreche (siehe Zitat auch ebd. Alessia).

In diesen Fällen wurde die Frau direkt auf ihren tradierten weiblichen Platz verwiesen, nämlich auf den in der Familie. Eine Anstellung bei Volkswagen war das damalige Ziel der sogenannten Gastarbeiter – dies erfüllte ihnen zwar nicht die erwarteten Wohlstandsphantasien in der erwarteten Ausprägung, dennoch ermöglichte es ein weitaus besser situiertes Leben als im Prä-Migrations-Italien und eine modernere Lebenssituation als im Post-Migrations-Italien. „Das Geld hat ja gelockt. Also, das der Plan war reich zu werden und abzuhauen. Es hat all-, alles nicht so hingehauen Also uns geht's nicht schlecht, aber keiner ist reich geworden und abgehauen sind wir auch nicht mehr.“ (Francesca, 302-

304). Die mit der Arbeitschance bei Volkswagen verbundene Wohlstandsoption und damit verknüpfte Dankbarkeit bezüglich des sozialen Aufstiegs erfährt in den Interviews eine deutliche Artikulation.

Die Ausprägung der Dankbarkeit verbleibt aber nicht auf der Ebene einer glücklichen Fügung, einer zufälligen Errungenschaft oder auf Grundlage der historischen Entwicklung situiert, sondern wird artikuliert als natürliche Gegebenheit für das als heldenhaft eingestufte Vorgehen der italienischen Väter. Neben der als mutig konstruierten italienischen Zuwanderungsentscheidung des Vaters wird auf die große Anzahl von Italiener_innen im Werk verwiesen, eine Interviewpassage bezieht sich zudem humorvoll auf ein Motiv der italienischen Community, indem gesagt wird, dass die Italiener_innen das Werk und die Stadt aufgebaut hätten: „Weil wir hier sozusagen Volkswagen aufgebaut haben.“ (Alessia, 1685-1686).

In diesem Zusammenhang ist ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass diese Arbeit nicht historische Fakten überprüfen möchte, denn die Leistungen der sogenannten italienischen Gastarbeiter sind bekannt, sondern es handelt sich ausschließlich um die Aspekte des Erzählens über das Inszenieren und die Konstruktion von italienischer Männlichkeit. Erfolgreich ist ein Mann nach diesem Verständnis, wenn er im Volkswagenwerk angestellt ist oder zumindest bei einem Zulieferunternehmen dem Volkswagenwerk zuarbeitet. Den Töchtern hingegen wird vermittelt, dass es nicht so wichtig sei, dass sie im Werk eine Anstellung bekommen wichtiger sei die Anstellung im Werk für einen Mann. Francesca äußert in diesem Zusammenhang: „Meinen Bruder haben wir zum Glück bei Volkswagen unterbringen können.“ (Francesca, 1341-1342). Verflechtungen von Positionierung anhand von kulturellen Zugehörigkeiten und Geschlechterzuschreibungen werden hier deutlich.

Die Erzählung der Eltern über ihre prä-migrationsverortete geschlechtsspezifische Bildungsbarriere wird von den Töchtern als Erziehungsstrategie wahrgenommen, und der Wunsch der Eltern nach Verwertung der deutschen Bildungschancen ihrer Töchter führt besonders bei Problemen, Brüchen oder Abbrüchen in der Bildungsbiographie zu Enttäuschungen und familiären Konfliktlagen.

Im Vergleich zu ihrer Herkunftsfamilie haben alle Interviewpartnerinnen innerhalb einer Generation einen mehr oder minder starken Bildungsaufstieg vollzogen; trotzdem erleben die Frauen nicht die Ermächtigung, die ihre Eltern für

sich mit der Ermöglichung der eigenen Bildungswege verbunden hätten. Je größer die verinnerlichte Enttäuschung über nicht verwertete Chancen scheint, desto weniger Selbstwirksamkeitsüberzeugung wird sichtbar. Irritierend ist auch die Nicht-Reflexion bezüglich des fehlenden Vermögens der Eltern, die Bildung inhaltlich zu befördern. Nur einmal klingt in einem Interview an, dass deutsche Eltern im Vergleich ihre Kinder stärker unterstützen konnten.

Anstatt die verschiedenen erreichten Bildungsabschlüsse im Vergleich zur Bildungsschicht der Herkunftsfamilie als Erfolg zu beschreiben, wird in den Erzählungen auf herabstufende Beschreibungen hingewiesen. Beispielsweise wird davon berichtet, dass alle Italiener_innen, die die Schule mit dem Abitur abgeschlossen haben, mit der Note 3 und schlechter bewertet worden seien. Der in der italienischen Community dafür verwendete Begriff „Kanaken-Abi“ ist eine starke verbale Herabwürdigung, die nicht nur im artikulierten Niveau einer Beschimpfung besteht, sondern im naheliegenden Vergleich mit besser abschließenden deutschen Aufwachsenden begründet ist, mit denen gemeinsam der Bildungsverlauf durchlaufen wurde. „Und damals war schon Kanaken-Abi. Hieß es schon, ne. Weil, das war automatisch mit einer schlechten Note verbunden. Der hat 'nen Dreier-Abi, das werde ich nie, ich fa-, bin, hab, bin ja mit dem gar nicht zur Schule gegangen. Aber ich weiß, dass der 'nen Dreier-Abi hat, und das war 'nen Kanaken-Abi. Die Deutschen hatten immer bessere Noten.“ (Francesca, 1320-1324).

Festzuhalten bleibt, dass die Bildungssituation und die bildungsorientierte Erziehungsstrategie der Eltern sowie die Tradierung von Weiblichkeits- und Männlichkeitskonstruktionen zwar Auswirkungen auf die Positionierung der Töchter als Frau mit italienischer Zuwanderungsgeschichte mit mehr oder weniger Selbstwirksamkeit hat, doch die prozessuale Weiterentwicklung der Geschlechterrolle der Mutter initiiert im Erwachsenenalter einen Emanzipationsprozess der Töchter. Dieser Prozess wird im Abschnitt zu den Selbstverortungen in Kapitel 4.1.7 aufgezeigt.

4.1.5 Eine italienisch konnotierte Kindheit in Deutschland

Die Phase der Kindheit und Jugend, somit gleichzeitig die längste Phase des bisherigen Bildungsweges, wird hauptsächlich anhand einer Identifikation mit der Herkunft und der kulturellen Zugehörigkeit erzählt. Die interviewten Frauen erzählen ausgiebig von ihren Kindheitserinnerungen.

Die Beschreibungen ihrer Kindheitserlebnisse werden hauptsächlich anhand auf Italien bezogener Positionierungen erzählt. Während in der Jugend vermehrt auf ambivalente Positionierungen und Erfahrungen in Italien eingegangen wird, so ist die Kindheit für die Frauen mit tradierter Zuwanderungsgeschichte der dritten Generation von Italiener_innen in Wolfsburg gleichsam die Geschichte einer italienischen Kindheit in Deutschland.

Die Beschreibungen der zeitlich begrenzten Aufenthalte in Italien werden in den meisten Fällen als eine Art Geschichte des Draußen-Seins erzählt. Dieses Motiv übertragen die Interviewpartnerinnen auf Erzählungen über ihre Kindheit in Wolfsburg und konnotieren diese somit als italienisch.

Sie konstruieren ihre Kindheitsgeschichte zudem vielfach durch eine Abgrenzung gegenüber deutschen Kindern. In einer Interviewsequenz von Alessia, die im Folgenden herangezogen wird, wird besonders deutlich, inwiefern das Draußen-Sein mit Gleichaltrigen als italienisch geprägter Aspekt der Kindheit betrachtet wird.

B: „Also tagsüber, ich hab am allerliebsten, wie gesagt, hab ich gerade gesagt, also ich hab mich halt mit meinen Freunden da zu treffen und irgendwas zusammen gespielt und so. Und das fand ich immer toll. Also das war, also ich muss auch dazu sagen, dass, wenn wir nach Italien gefahren sind, dass wir, also wo wir wieder zurückkamen, dass mich das überhaupt nicht gefehlt hat, wieder zurück nach Italien zu fahren, weil ich wieder in Italien war, und das war halt das Schöne. Also ich hab immer, wie gesagt, wir haben immer alles gemacht. Ah, gespielt, also Fußball. Sei es Fußballspielen. Oder Fangen spielen. Verstecken. Das haben wir jeden Tag, jeden Tag.“

I: „Also alles draußen, ne?“

B: „Alles draußen. Wir waren nur draußen. Also,-“

I: (unverst.)

B: „Sei es in Sommer, aber auch im Winter. Wir waren nur draußen.“
(Alessia, 517-531).

Alessia beschreibt, dass sie besonders gerne draußen gespielt hat und sich mit gleichaltrigen Freundinnen und Freunden getroffen hat. Sie hebt diesen Aspekt des Draußen-Seins in der zugeschriebenen Relevanz besonders hervor, indem sie darauf verweist, dass noch nicht einmal der kalte Winter sie davon abhalten konnte, draußen zu sein. Das „Wir“ bezieht sich hierbei auf sie und ihre italienischen Freund_innen, und umso deutlicher wird der italienisch konnotierte Wert des Draußen-Seins sichtbar. Die Beschreibung der Tatsache, dass sie und ihre Freund_innen jeden Tag draußen aktiv waren, verstärkt den Eindruck einer Grundsätzlichkeit. Alessias Äußerung ist insofern besonders erkenntnisreich, als sie in Wolfsburg innerhalb eines stark segregierten Wohngebietes in einer Nachbarschaft mit italienischer Zuwanderungsgeschichte aufwächst. Sie bezieht sich in ihrer Schilderung darauf, dass die Abreise nach den Aufenthalten in Italien für viele andere Kinder offensichtlich sehr schwer war. Für sie war das in ihrer spezifischen Wohnsituation anders. Denn ihrer Meinung nach wohnte sie in Wolfsburg in einem kleinen Abbild Italiens, und der Unterschied zum Alltag während der Italienaufenthalte schien nicht spürbar. Im Gegensatz zu anderen fuhr sie bei der Heimkehr vom Sommerurlaub also gleichsam von Italien nach Italien, da in ihrem Aktionsraum der für sie italienisch konnotierte Lebensalltag weiterhin gegeben war. Hier lässt sich die These aufstellen, dass die segregierte Wohnsituation im damaligen Zeitraum eben keine Schleusenfunktion (Treibel 2011) einnehmen konnte, da hier keinerlei Kontakt zu oder Übergang in die deutsche Gesellschaft vollzogen wurde. Dennoch beschreibt Alessia diesen Kindheitsort als Raum der Glückseligkeit, die begründet wurde im italienischen Alltagsideal der Kindheit.

Die Kindheitserzählungen nehmen in den Interviews einen großen Raum ein. Kindheit scheint von den Interviewpartner_innen als eine Zeit der liberalen Erziehung und des Frei-Seins gekennzeichnet zu sein. So überlegt Francesca rückblickend: „Da waren wir irgendwie frei.“ (Francesca, 15). Eine der eindrücklichsten und mehrfach betonten Eigenschaften der eigenen Italienerfahrungen ist das Draußen-Sein, das beispielsweise von Stefania wie folgt beschrieben

wird: „Dieses abends weggehen oder auf die Piazza gehen und da tausend Leute treffen.“ (Stefania, 1267).

Die italienisch konnotierte Beschreibung eines Draußen-Seins wird gleichsam für die Kindheit in Deutschland übernommen und lässt diese als italienisch geprägt erscheinen. Ihre Kindheit passierte draußen. Vielfach schildern das die Interviewpartnerinnen: „Mit der man immer was gemacht hat und draußen Verstecken gespielt hat“ (Sofia, 285-286) und „Alles draußen. Wir waren nur draußen.“ (Alessia, 529).

Der als italienisch geltende Aspekt wird verstärkt durch die Abgrenzung gegenüber deutschen Kindern, denen vielfach Strukturiertheit, Strebsamkeit und die Einhaltung von Regeln zugeschrieben werden. In Bezug auf die starke Wohnsegregation wird die These aufgestellt, dass die Tatsache, dass die Kindheit draußen stattfand, dies wie ein Besuch in Italien gewesen sei: „Also das war, also ich muss auch dazu sagen, dass wenn wir nach Italien gefahren sind, dass wir also wo wir wieder zurückkamen, dass mich das überhaupt nicht gefehlt hat, wieder zurück nach Italien zu fahren, weil ich wieder in Italien war und das war halt das Schöne. Also ich hab immer, wie gesagt, wir haben immer alles gemacht. Ah, gespielt, also Fußball. Sei es Fußballspielen. Oder Fangen spielen. Verstecken. Das haben wir, jeden Tag, jeden Tag.“ (Alessia, 520-527).

Hier wird ein weiterer wichtiger Aspekt ihrer Kindheit deutlich: der Aspekt der unterschwellig vorherrschenden Remigrationsvorstellungen. Sie berichten von besonderer Sparsamkeit während ihres Aufwachsens, allerdings immer mit dem Hinweis, ihnen habe nie etwas gefehlt. „Alles, was die (gemeint sind die Eltern) hatten, haben die ja praktisch sich selber zusammengespart? Aber nie, dass uns was gefehlt hat.“ (Francesca, 1879-1881). Dennoch blieben die Lebensumstände beispielsweise ablesbar an den Wohngegebenheiten bis zum Wendepunkt und der Entscheidung zum Verbleib in Deutschland über die Kindheit und Jugend erstreckt dieselben. Erst nach der Entscheidung über den Verbleib kam es somit beispielsweise zu Vorhaben wie Umzügen oder Renovierungen. Familiäre Aushandlungsprozesse waren während der Kindheit der Interviewpartnerinnen von den Remigrationsvorstellungen der Eltern geprägt. „Da, wo alle gegangen sind, da, bis dahin weiß ich noch, dass meine Eltern, also meine Mutter hauptsächlich, unbedingt noch zurück wollte.“ (Sofia, 262-264). Emotionale Betonung und Verinnerlichung werden deutlich anhand von eingprägten Remig-

rationssehnsüchten der Eltern artikuliert: „Mein Vater hatte immer den Wunsch, wieder zurückzukehren, in seine Heimat, weil er ja auch erwachsen war, fast, ne, als er hier hergekommen ist.“ (Stefania, 174-176). Von Entwicklung und Veränderung wie beispielsweise dem Entschluss, ein Haus zu kaufen oder neue Hobbys zu beginnen, wird hingegen erst nach dem Entschluss zum Bleiben berichtet.

Bei den interviewten Frauen gibt es die beiden Fälle, dass sie einen großen Teil ihrer Kindheit entweder in einem mehr oder weniger segregierten Wohngebiet mit einer ausschließlich italienischen Nachbarschaft oder aber in einem allgemein zugänglichen städtischen Wohngebiet mit durchmischter Nachbarschaft verbracht haben. Trotz der Unterschiede hinsichtlich der Wohnsituation ist jedoch allen Kindheitserzählungen gemein, dass die Frauen ihren Freundeskreis und den Umgang mit Gleichaltrigen als „italienischen“ Aspekt bezeichnen. Dabei waren zumeist diese Bezugskinder tatsächlich verwandt mit ihnen.

Dieser Aspekt der „italienischen Freundschaft“ zieht sich durch die Interviews, er erstreckt sich auch auf die gesamte Schulzeit und verstärkt sich in der Jugend. Zwei Interviewpartnerinnen sprechen zwar auch von deutschen Freund_innen, aber nur für kurze Zeit und räumlich begrenzt, da diese Freundschaften hatten, als sie als Kinder im Sportverein waren. Sobald aber die direkten Mitschüler_innen weniger italienisch waren, wurde ein Unterschied zwischen Mitschüler_innen und Freundeskreis artikuliert: „Also Schule war eine Sache, und meine Freunde, die ich dann so, das waren andere.“ (Sofia, 567-568). In der Jugend kamen phasenweise zu den italienischen Freund_innen weitere Kinder mit nicht-deutscher Zuwanderungsgeschichte hinzu. „Deutsche“ Freundschaften entstanden hauptsächlich in der späteren Jugend und in der Folge im späteren Erwachsenenalter.

Die Sprache der Kindheit und der Herkunftsfamilie ist Italienisch. Mit der deutschen Sprache kommen die Frauen frühestens im Kindergarten und hauptsächlich erst in der Schule in Kontakt. Bei denjenigen, die zunächst bilinguale Bildungsinstitutionen besuchten, verzögert sich der Kontakt mit der deutschen Sprache phasenweise noch weiter, da sie berichten, dass sich in dieser Bildungssituation damals die bestehende Minderheit deutscher Mitschüler_innen sich dem Italienischen anpasste. Die italienische Sprache erfüllt für die Interviewpartnerinnen mehrere Rollen: Sie erhält die Verbindung zur Elterngenerati-

on und zur kulturellen Herkunft der Familie, ermöglicht Partizipation an der italienischen Gesellschaft während der Aufenthalte in Italien und eröffnet Verständnissräume für Sprachen anderer Mitmenschen mit Zuwanderungsgeschichte.

Die Sprache erfüllt zudem die Funktion einer Bildungserweiterung auf zwei Ebenen: einerseits, sofern es um die wenigen Möglichkeiten der Bildungsunterstützung durch die Eltern beispielsweise durch Vorlesen geht; andererseits ist sie eine muttersprachliche Zusatzqualifikation, die den deutschen Kindern vorerhalten bleibt. Die Fokussierung auf die italienische Sprache in der Kindheit bewirkt eine besondere Verbindung innerhalb dieser Generation mit tradierter Zuwanderungsgeschichte, die noch stärker durch die sprachliche Abgrenzungsoption gegenüber deutschen Kindern befördert wird. Die interviewten Frauen bewerten ihr mono- und späteres bilinguales Aufwachsen durchweg positiv (siehe auch Expert_inneninterviews zu diesem Aspekt). Sie begreifen ihre entwickelte Bilingualität als Zusatzkompetenz für ihr Erwachsenen- und ihr Berufsleben und bewerten die italienische Sprache als identitätsstiftend für ihre Generation und als Verbindungselement mit der Elterngeneration, indem die Sprache generational übergreifend verbindet.

Ausschließlich im Kontext des stark segregierten Wohnumfeldes wird darauf Bezug genommen, dass die zu starke Fokussierung auf die italienische Sprache einen Nachteil für den eigenen Bildungsfortgang hat. „Wo halt nur Italiener gewohnt haben. Und deshalb, also das war auch für uns 'nen bisschen schwierig-, schwierig halt auch, so 'n bisschen besser Deutsch zu lernen, weil wir halt nur unter Italiener waren.“ (Alessia, 375-378). Trotzdem ist die italienische Sprache die Ressource, die sie der nachfolgenden Generation auf jeden Fall anhand einer bilingualen Erziehung weitergeben wollen: „Also mir ist es wichtig, weil es ja doch unser, das ist ja unser Ursprung so. Das ist ja unsere Kult-, -tur und das, was eigentlich, ja. Also ich würd's schade finden zum Beispiel, wenn meine Kinder davon gar nichts mehr mitkriegen würden. Ja, genauso, wie es mir jetzt hier auch wichtig ist, dass sie Italienisch sprechen. Weil ich's total schade finde, dass man sowas einfach dann verliert. Und dass es so im Laufe der Zeit dann untergeht.“ (Sofia, 1741-1748).

Sie berichten in diesem Zusammenhang von positiven Erfahrungen, die sie in Wolfsburg mit der italienischen Sprache gemacht haben. Werden sie nach typisch „italienischen“ Aspekten oder Eigenschaften Wolfsburgs gefragt, erscheint

die im öffentlichen Raum gesprochene italienische Sprache sehr relevant. Die Interviewpartnerinnen berichten davon, dass in der Wolfsburger Innenstadt immer irgendjemand Italienisch spreche (siehe dazu auch Abschnitt zur Gruppendiskussion).

Diese positiven Erfahrungen und Zuschreibungen der italienischen Sprache sind laut Aussagen aus den Expert_inneninterviews eine positive Entwicklung hin zu einem selbstbewussteren, ressourcenorientierteren Umgang mit der Muttersprache im Gegensatz zur Generation der sogenannten Gastarbeiter.

Diese Entwicklung kann zudem im Zusammenhang mit der ressourcenorientierten Aufstellung der italienischen Institutionslandschaft in Wolfsburg betrachtet werden (siehe Abschnitt zu den Expert_inneninterviews). Die italienische Sprache stellt in diesem Kontext für die Interviewpartnerinnen den Zugang zu bestimmten Anker der Traditionalisierung dar, an denen sich die tradierte Zuwanderungsgeschichte entfaltet, die Erzählung über Zugehörigkeit vergegenständlicht wird und eine gegenseitige Versicherung der kulturellen Zugehörigkeit innerhalb der italienischen Community wiederholend inszeniert wird. So wird beispielsweise beschrieben, dass die Elterngeneration sich teilweise weiterhin in kulturellen Vereinen engagiert und einen italienischen Freundeskreis hat.

Jedoch gibt es darüber hinaus noch weitere spezifische Anker der Traditionalisierung, die in den Interviews benannt werden. Dazu gehören hauptsächlich die größeren familiären Feiern wie beispielsweise Weihnachten. Einige Interviewpartnerinnen äußern zwar, dass sie diesbezüglich grundsätzlich nichts über die deutschen Traditionen wüssten, beispielsweise, wie „Deutsche“ Weihnachten feiern, trotzdem nehmen sie in ihren Erzählungen dazu eine Abgrenzung vor und inszenieren ihre italienische Art, Weihnachten zu feiern, in den biographischen Erzählungen. Ein Aspekt ist dabei unter anderem eine italienisch konnotierte Art zu feiern, die eine Abgrenzung anhand italienischer Traditionen darstellt, die auch heute weiterhin in Italien Bestand haben. Beispielsweise wird die Tatsache genannt, dass der erste Weihnachtstag groß gefeiert wird oder dass die Hexe Befana die Geschenke bringen würde. Deutlicher wird die Abgrenzung dann aber vor allem in der weiteren Beschreibung der Art und Weise des Feierns. Den Feiern werden dieselben Eigenschaften zugeschrieben, die auch generell zwischen Deutschen und Italiener_innen im Interview als Unterschiede

benannt werden. „Um sechs Uhr hat die, hat, hatten die Deutschen halt schon die Bescherung [...], und bei uns ging's halt ab Mitternacht erst los, ne? Und das war schon der Unterschied. [...] Bei uns ist halt 'nen bisschen mehr Action. Das ist, ist halt nun mal so, ne? Man sitzt halt am Tisch? Klar, aber jeder bewegt sich, jeder macht, weißte? Und bei den andern ist es dann, bei den Deutschen. Man sitzt halt alle am Tisch, man isst alle, weißte? Aber bei uns es war immer alles anders.“ (Alessia, 914-926). Die italienischen Weihnachtsfeiern der Kindheit waren laut den Schilderungen der Interviewpartnerinnen geprägt von Lebendigkeit, Multigenerationalität, Lautstärke und Gemeinschaft unter vielen Italiener_innen.

Es wird zudem beschrieben, wie ihre Generation von Italiener_innen mit tradierter Zuwanderungsgeschichte diese Art, Weihnachten zu feiern, als gemeinsamen Aspekt ihrer Generation erlebten: „Ich weiß immer nur, dass in einem Zimmer die ganzen Älteren waren, und in einem Zimmer waren immer die, und so, also die älteren von uns Kindern“ (Vittoria, 446-452). Zudem wird vielfach auf die sogenannten Ita-Feten eingegangen (Feiern der italienischen Community). Die italienisch geprägte Traditionalisierung wird nicht nur von der Herkunftsfamilie vorgenommen, sondern auch von der italienischen Community, die sich informell oder auf Basis der Wolfsburger italienisch geprägten Institutionslandschaft anhand von Veranstaltungen organisiert. Es wird deutlich artikuliert, dass diese Ita-Feten, an denen in Kindheitstagen fast ausschließlich die Herkunftsfamilien und Folgegenerationen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte teilnahmen, eine Verbundenheit zwischen den Personen anhand ihrer als gemeinsam erlebten kulturellen Herkunft wiederholend wiederbelebt wurde. Stefania beschreibt, wie dieses Zusammensein sich anfühlte. „Anders schon, weil wir hatten ja ungefähr alle die gleiche Geschichte, ne, und deswegen hat man sich schon irgendwie verbunden gefühlt.“ (Stefania, 816-818).

Die Anker der Traditionalisierung werden aber in diesem Ausmaß tatsächlich nur rückblickend für die Zeit der Kindheit und Jugend bewertet. Heute artikulieren die Interviewpartnerinnen deutlich, dass die Notwendigkeit für ihre Generation nicht weiter bestehe, und es wird auf eine Weiterentwicklung dieser Traditionen hingewiesen. Dabei gehen sie vor allem in Abgrenzung zu sich selbst auch auf die wesentlich stärkere Bedeutung für die sogenannte Gastarbeitergeneration ein. Vittoria beschreibt diesen Zusammenhang für ihre Elterngenerati-

on: „(Für Italiener_innen) war's wichtig.“ und weiter: „Auch an die Erinnerungen an Italien und so, und man nichts erklären musste, weil die kennen Italien, weißte so, ist ja einfach ein bisschen leichter.“ (Vittoria, 1719-1724).

So wird von den interviewten Frauen auch der Mehrwert der italienisch geprägten Institutionslandschaft divers bewertet. Die kulturellen Vereine werden zwar als geeigneter transkultureller Raum mit kultureller Ankertradition für ihre Eltern bewertet, aber nicht als relevant für die eigene Generation erachtet. Keine der Interviewpartnerinnen hat im Erwachsenenalter nennenswerten Kontakt oder Erfahrung mit den italienisch geprägten Institutionen vorzuweisen, und sie erklären auch niemanden ihrer Generation zu kennen, bei dem oder der das so sei. Nur ansatzweise wird diese Institutionslandschaft als etwas besonders Italienisches an Wolfsburg benannt; viel stärker wird sie im Gegenteil infrage gestellt und ihre zukünftige Bedeutung relativiert. Ihrer Ansicht nach werden Feiern und Veranstaltungen heute kulturell stark durchmischt besucht, und ihre Generation engagiert sich daher nicht mehr in ausschließlich italienisch geprägten kulturellen Vereinen oder Institutionen.

Während ihre Eltern sich heute weiterhin fast ausschließlich innerhalb der italienischen Community bewegen, sind ihre eigenen Erinnerungen an Kontakte zu dieser italienisch geprägten Institutionslandschaft lebensphasenorientiert überwiegend in ihrer Kindheit situiert. Es wird deutlich, dass die retrospektiv in der Kindheit situierten italienisch geprägten Ankerpunkte auch nur in der Kindheit und in deren Reflexion ihre Relevanz erhalten (mit der Ausnahme der Aufenthalte in Italien, denen Bedeutung für die nächste Generation zugeschrieben wird). Gleichwohl werden die Gegebenheiten in Wolfsburg mit der Möglichkeit, innerhalb einer zweifachen Kultur aufzuwachsen, anhand der von der Elterngeneration initiierten Traditionalisierung, aber auch anhand der Ermöglichungsstrukturen und der positiv besetzten Förderung der italienisch geprägten Institutionslandschaft in der Konsequenz des Umfelds mit Italiener_innen als Besonderheit für ihre persönliche Entwicklung bewertet.

Stefania äußert auf den Gesprächsimpuls danach, ob ihr Leben in einer anderen Stadt anders verlaufen wäre, Zustimmung und führt aus: „Einfach, weil's 'ne andere Stadt gewesen wäre, weil ich meine, hier, das (gemeint ist Wolfsburg, Anm. d. Verf.) war ja, das ist, war, ist ja bekannt dafür, dass hier so viele Italiener sind, und dadurch, dass ich hier eigentlich hauptsächlich mit Italienern auf-

gewachsen bin, wenn ich in einer anderen auf, Stadt aufgewachsen wäre, dann wär das nicht so gewesen.“ (Stefania, 1453-1457) und auf in der Bewertung führt sie aus: „Also, mit Sicherheit hätt ich vielleicht weniger aus der italienischen Kultur und so weiter mitgenommen. Denk ich mal. Weil ich dann halt wahrscheinlich mehr mit Deutschen zu tun gehabt hätte, ne. [...] Dadurch, dass meine Ital-, äh, Eltern Italiener sind, hätte mir das vielleicht irgendwann gefehlt oder hätte so.“ (Stefania, 1460-1467). Stefania spricht an dieser Stelle aus, dass sie in Wolfsburg aufgrund der italienischen Community eine spezifisch italienische Tradierung erfahren habe, und bewertet diese insofern positiv, als ihr ohne diese die Verbindung zur italienischen Kultur gefehlt hätte.

Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang die beispielhaften und bildhaft ausgestalteten Erzählsequenzen der befragten Frauen, wenn sie von ihrer Kindheit sprechen. Es ist festzuhalten, dass sie verschiedene Aspekte wie beispielsweise das draußen Spielen oder italienische Familienfeste heranziehen, um ihre Kindheit als „italienisch“ zu beschreiben und sie zudem von für sie eher „deutsch“ konnotierten Kindheitserlebnissen abzugrenzen. Auf diese Weise beschreiben sie die kollektive Bedeutung für ihre Generation und die Verbindung innerhalb ihrer Generation.

4.1.6 Erzählungen über und Erfahrungen mit Italien

Aufenthalte in Italien spielen im biographischen Rückblick der interviewten Frauen eine besondere Rolle. Die Aufenthalte in Italien sind nicht nur eine Form der Selbstvergewisserung der kulturellen Herkunft oder bieten einen Zugang zur Herkunft der Eltern. Die Interviewpartnerinnen nehmen anhand ihrer Darstellung von Aufenthalten in Italien vielmehr eine Konstruktion in der Art einer eigenen Zuwanderungsgeschichte vor. Die konkreten Bezüge zu Italien und die Erzählungen über ihre Aufenthalte in Italien scheinen bei der betrachteten Generation die Rolle einzunehmen, welche die Zuwanderungsgeschichten für die Elterngeneration innehatten. Der Aufenthalt in Italien wird zum verbindenden Element dieser Generation und somit ein scheinbares Abbild des verbindenden Elementes der Zuwanderungsgeschichte der Elterngeneration. Wie bei der tradierten Zuwanderungsgeschichte folgt auch der sich wiederholende Auf-

enthalt in Italien mit der Familie zudem einer Erzählabfolge von Vorher zu Nachher.

Es wird beschrieben, wie die Herkunftsfamilie dieses Ereignis zelebriert und Vorbereitungen wie beispielsweise das Einkaufen von Geschenken trifft und das Auto für die Fahrt vorbereitet. Die Reise wird in der Erzählung als beschwerlicher Weg konstruiert, der einige Anstrengungen kostet. Francesca etwa beschreibt die genannten Aspekte wie folgt: „Was ich immer furchtbar zum Beispiel fand, ist immer das, als wir nach Italien gefahren sind. Da kann ich mich auch noch dran erinnern. Wir, weil wir immer dreieinhalbtausend Kilometer schon immer mit dem Auto gefahren sind. Ohne Klimaanlage, ohne gar nichts, ne. Und wir sind alle reisekrank, ne. Und dann wurde immer alles gep-, also richtig wie im F-, wie man das so kennt, die Kofferraum ganz voll, was wünschen die aus It-, aus von Deutschland. Dann haben meine Eltern immer Schokoladen, kiloweise Schokolade eingekauft. Die von Aldi. Das immer. Das ist heute immer noch so. Das wird dann da hingbracht, als ob die Leute sich da keine Schokolade kaufen können. Und Stau, kilometerlanger Stau“ (Francesca, 451-465).

Die Zeit in Italien dagegen wird praktisch durchweg positiv beschrieben, und die Interviewten sprechen wie über eine verklärte Geschichte, indem sie die dem Aufenthalt zugeschriebene Lebendigkeit in den Fokus stellen, die sie – wie auch bei der Beschreibung ihrer Kindheit – mit ihren Aufenthalten in Italien verbinden. Mit dem Italien ihrer Aufenthalte verbinden sie Eigenschaften wie „draußen unterwegs sein“ und eine Gemeinschaft mit Gleichaltrigen. Doch gleichzeitig beschreiben sie Italien auch als etwas Neues, Unbekanntes, etwa indem sie vom anderen Klima im Gegensatz zu ihrem deutschen Alltag sprechen. Weiter berichten sie, wie beliebt sie in Italien gewesen seien, und von italienischen Jungen, von denen sie besonders in der Jugend bewundert worden seien. Rückblickend berichten sie, wie sie diese Aufmerksamkeit genossen: „Dass, ach, tausend Leute was von einem woll-, äh, wollen, und man ist da total begehrt, und hier, ja, schaut sich keiner nach dir um. Und in dem Alter findet man das natürlich toll: Ah, ich komm da an, und alle wollen was von mir.“ (Sofia, 850-853).

In häufig dramatischer Weise wird berichtet, wie sich die Situation am Ende des Aufenthalts gestaltete, indem von der Verabschiedung von Verwandten, die in

Italien zurückgelassen werden mussten, und von Liebeskummer, wenn der erste Freund in Italien lebte, erzählt wird. Ihre große Bedeutung bekommen die Aufenthalte in Italien für diese Generation aber erst durch die gegenseitige Selbstvergewisserung und die gegenseitig erzählten, sich wiederholenden Geschichten darüber. Oftmals trafen sie Bekannte ihrer Generation aus Deutschland am Ort des Aufenthalts in Italien wieder, da viele sogenannte Gastarbeiter aus derselben Region angeworben worden waren und aufgrund der transkulturellen Räume in Wolfsburg in Beziehung zueinander standen.

So erlebte die Generation gemeinsam dieselben Aufenthalte und erzählte sich darüber im Nachgang. In einem entsprechenden Erzählabschnitt von Vittoria geht sie zunächst auf das gemeinsame Erleben der Aufenthalte in Italien durch ihre Generation ein, später dann auch auf die Verabschiedungen, wenn der Aufenthalt beendet war.

I: „Und war das aufregend, da (gemeint ist Italien; d. Verf.) hinzufahren, so als Kind?“

B: „Ja.“

I: „Ja, hat man sich schon dolle drauf gefreut?“

B: „Ja, ich hab mich immer richtig gefreut. Ich weiß noch, einmal hab mich meine Eltern voll verarscht. Die haben gesagt, äh, dass wir irgendwie meine Mutter zur Arbeit fahren müssen, dann sind wir aber nach Italien gefahren halt, ne? (unverst.)“

I: „Ja. Geil.“

B: „Nee, ja. Das war immer, das war auch immer geil, wenn wir dann nach Italien gefahren sind, und wir haben uns trotzdem immer alle da getroffen. Mit Sara und so, weißte?“ (Vittoria:1501-1511).

Hier wird von einer Erfahrung berichtet, die stellvertretend für weitere Schilderungen dieser Art in den anderen Interviews herangezogen werden kann: Die Fahrt nach Italien wurde fast wie eine Art Fest begriffen. In diesem Beispiel wird deutlich, wie stark Vittorias Familie die Fahrt zu Besuch nach Italien zelebrierte. Die Fahrt wird teilweise sogar als Überraschung für die Kinder inszeniert – wie ein unverhofftes Geschenk. Dieses Geschenk wird mit großer Freude angenommen, und die Gemeinsamkeit der Familie wird dadurch gestärkt. Die Zeit in

Italien wird von Vittoria, wie auch in den anderen Interviews zu lesen ist, gemeinsam mit ihrer Generation erlebt: Ihre Generation, mit der sie eine italienisch konnotierte Kindheit in Deutschland erlebte, traf sie jedes Mal in Italien wieder.

I: „Und, ähm, wie war das, wenn du so dran erinnerst, früher, wenn du dich dann so verabschieden musstest und wieder nach Deutschland gefahren bist?“

B: „Oah, das war immer richtig schlimm.“

I: „Ja?“

B: „Ja. Wir haben immer geheult. Unsere Oma, unsere Tante, unsere Cousine, die halt wir dagelassen haben, wir haben immer alle geheult. Aber wirklich alle. Das ist eigentlich heute noch so!“

I: „Gab es irgendwas, auf was, auf das du dich gefreut hast? In Deutschland? Wenn ihr dann nach Hause gefahren seid? Dass es irgendwas gab, auf was du dich hier gefreut hast?“

B: „Mh-mh (lautmalerisch für nein; d. Verf.).“

I: „Wärst du am liebsten dageblieben?“

B: „Hmhm. Heute noch. Obwohl heut, okay. Heutzutage freu, ich freu mich schon ein bisschen, dass ich nach Hause komme, ne? Meine Freunde und so. Aber trotzdem ist Italien halt schön und so. Die Wärme. Hier kommste an, schon allein wegen dem Wetter. Kriegste Depressionen.“ (Vittoria:1523-1541)

Vittoria berichtet in dramatischer Weise von den Abschiedsszenen mit den Familienmitgliedern, die in Italien leben. Anhand dessen dass sie zwar angibt, dass die Verabschiedungen auch nach heutigen Besuchen in Italien weiterhin schlimm sind, so hat sich dennoch die Dramatik verändert. Die damalige Verabschiedung und der damit verbundene Schmerz galten anscheinend nicht nur der erneuten Trennung von den Familienmitgliedern, sondern zu großen Teilen auch dem Ende der Zeit in Italien, auf die sie sich so sehr gefreut hatte. Im Rückblick erzählt Vittoria, dass sie sich als Kind auf nichts in Deutschland gefreut habe. Sie wäre am liebsten in Italien geblieben. Wenn diese Aspekte der Verabschiedung in gemäßiger Form auch heute weiterhin Bestand haben, so freut Vittoria sich im Gegensatz zu ihrer Kindheit doch darauf, nach Hause zu

kommen. Italien ist weiterhin ein Ort voller Wärme, Schönheit und Familie für sie, aber Wolfsburg mit ihren Freund_innen ist ihr Zuhause.

Die Aufenthalte in Italien hatten ausschließlich in der Kindheit und Jugend eine besonders hohe Relevanz für die Interviewten. Diese Relevanz wird auch sichtbar, wenn Francesca davon berichtet, dass die Generation der Interviewten zudem als Kinder und Jugendliche mit italienischer Zuwanderungsgeschichte, die nicht in demselben Ort in Italien ihre Ferien verbrachten, während der Zeit in Italien mittels Briefen Kontakt hielten – so, als wenn es kein zeitlich begrenzter Aufenthalt gewesen wäre, sondern eine länger andauernde Situation dargestellt hätte wie bei einer Auswanderung: „Wir haben ja dann immer Briefe geschrieben. Also wir hatten richtig so, als ob man diese sechs Wochen nicht irgendwie überlebt hätte. Ich hab letztens noch Briefe gefunden, die man sich in den Sommerferien geschrieben hat.“ (Francesca, 522-525). Dieses gegenseitige Wiederholen der Zugehörigkeitsgeschichte anhand des Aufenthalts in Italien verstärkte die Verbundenheit und ermöglichte der Nachfolgegeneration ein ähnliches Wir-Gefühl wie die Zuwanderungsgeschichte der Herkunftsfamilie für deren Generation.

Die Aufenthalte in Italien haben für die Positionierungsentwicklung der interviewten Frauen aber auch noch einen weiteren wichtigen Aspekt. Denn gleichzeitig gerät in dieser Situation die Konstruktion der italienischen Kindheit besonders aufgrund der Erfahrungen während der Aufenthalte ins Wanken. Das ausgeprägte, als „italienisch“ erlebte Zugehörigkeitsgefühl der Kindheit wird während des Aufenthalts in Italien von dortigen Gleichaltrigen direkt infrage gestellt, und die Interviewten erfahren erstmals Fremdpositionierungen, mit denen sie sich nicht identifizieren möchten. So nehmen sie in ihrer Kindheit und Jugend in Deutschland eine italienische Verortung vor, die sie aufgrund ihrer italienischen Peergroup selbst befürworten. Im Gegensatz dazu werden sie aber von den Italiener_innen während des Aufenthalts in Italien als „Deutsche“ fremdpositioniert. Zwar genießen sie das Interesse an ihrer Person, dennoch sehen sie sich mit Fremdzuschreibungen – beispielsweise aufgrund der Zuschreibung, als „Deutsche“ reich zu sein – konfrontiert. Sie fühlen sich demzufolge fremd und erfahren eine Exklusion von der Gruppe, als die sie sich selbst im deutschen Kontext positioniert haben: „Wenn ich in Italien bin? Dann sind wir

für, die Italiener sind wir die Deutschen. Und hier sind wir Italiener. Dann denk ich immer, was sind wir nun!“ (Vittoria, 2171-2173).

Die folgende Passage zeigt des Weiteren auf, dass sie dadurch in eine Verteidigungssituation kommen, da sie die Ungerechtigkeit einer solchen Zuschreibung verspüren: „Die dachten, keine Ahnung, wo wir leben. Also die dachten, keine, klar, wo wir damals ankamen mit unseren Buffalo-Schuhe und so, ne? Die dachten, wir kommen aus Monaco, ne. So. Bis ich denen gesagt hab, weißte, wie viele Toiletten ich dafür bezahl-, äh, geputzt hab, damit ich mir diese zwei Paar Schuhe kaufen kann? Ich da so, das ist ein Monatsgehalt.“ (Alessia, 2255-2264).

Solche Fremdzuschreibungen stellen ihre Konstruktionen von Zugehörigkeit infrage, provozieren eine Unsicherheit der Verortung und zwingen die Interviewten zur Einnahme einer Verteidigungshaltung. Ihre Bewältigungsstrategie angesichts dieser Situation zielt auf Verteidigung anhand ihrer Nationalität: Anhand ihres italienischen Passes versuchen sie, ihr Italienisch-Sein zu beweisen: „Wenn ich nach Italien gefahren bin, die Deutsche. Hier haste es. Haste den Beweis. Ich bin Italienerin.“ (Alessia, 2023-2025).

Alle interviewten Frauen haben demzufolge ihre italienische Nationalität beziehungsweise ihren italienischen Pass behalten. In ihrer Jugend nahm der Pass in Italien eine legitimierende Funktion ein. Für ihr heutiges Leben als Erwachsene haben die jetzigen Aufenthalte und Besuche von Verwandten in Italien allerdings nicht mehr eine so relevante Bedeutung, und die Verunsicherung ist nicht mehr vorhanden. Die Besuche in Italien bedeuten für sie aus heutiger Sicht die Möglichkeit, ihre dort lebenden Familienmitglieder zu sehen, das Klima zu genießen und gegebenenfalls ihren Kindern Italien zu zeigen.

Die Aufenthalte in Italien bedeuten somit nicht nur eine gegenseitige Verankerung der kulturellen Zugehörigkeit dieser Nachfolgeneration, sondern sie zwingen die Interviewpartnerinnen auch zu einer starken Reflexion anhand von Exklusions- und Fremdzuschreibungserfahrungen und eigenen Inklusionsbemühungen, die Einfluss auf ihre heutige Positionierung hat. Die Irritationsphase während der Familienaufenthalte in Italien in der Kindheit und Jugend führt, wie gezeigt wurde, zu Aushandlungsprozessen über die Eigenzuschreibung ihrer kulturellen Zugehörigkeit und stellt in dieser Lebensphase die Kategorie Ethnizität in ihrer Bedeutung für den persönlichen Positionierungsprozess in den Mit-

telpunkt. Zudem wird durch die Aufenthalte in Italien und deren Zelebrieren durch kollektive verbale Wiederholung das Wir-Gefühl der betrachteten Generation gestärkt. Am Ende des Aushandlungsprozesses steht das Verbleiben in Deutschland und die Kreation einer neuen selbstsicheren Zugehörigkeitspositionierung. Jedoch nehmen sie keinesfalls eine diametrale Eigenzuschreibung ihrer kulturellen Zugehörigkeit vor, sondern kreieren etwas Neues. Die Selbstverortung ist eben nicht an einen spezifischen Ort gebunden oder verliert sich in einem Hin und Her der Orte, sondern ist sehr konkret.

Die Aspekte der Erfahrungen und der Eindrücke hinsichtlich des heutigen Italiens haben Auswirkungen auf die Bewertung der Mentalität der Eltern: Den Frauen ist aus heutiger Sicht der Unterschied zwischen dem tradierten Italien der Eltern gegenüber dem heutigen realen Italien durchaus bewusst. Sie beschreiben entsprechende Veränderungen in der italienischen Gesellschaft: „Ja, man merkt das, dass halt viel mehr Frauen arbeiten, dass viel mehr Frauen studieren. Dass die auch ausziehen, dass sie jetzt nicht mehr heiraten und zusammenleben, also das war ja früher überhaupt nicht so.“ (Stefania, 1212-1215). Obwohl sie der italienischen Mentalität eine Weiterentwicklung zusprechen und die Veränderung des Frauenbildes im heutigen Italien durchaus wahrnehmen, möchten sie aus heutiger Sicht nicht in Süditalien leben und bevorzugen die Exklusion aus dieser Gruppe im Gegensatz zum Umgang damit während ihrer Kindheits- und Jugenderfahrungen in Italien.

Die weiterhin vorherrschenden Frauenbilder und Frauenrollen in Süditalien schrecken, trotz ihrer Modernität im Vergleich zum Italien der Mutter, die Interviewpartnerinnen ab. Ihrer Einschätzung nach könnten sie in Italien ihr Leben als Frau nicht in dem gleichberechtigten Maße leben wie in Deutschland. Sie gehen davon aus, dass sie, wenn sie in Süditalien zu Hause wären, mehr Zeit im eigenen Haushalt verbringen würden, mehr Kinder hätten, nicht so mobil wären und die soziale Kontrolle der normativen Frauenrolle stärkeren Einfluss hätte.

Ihrer Ansicht nach gibt es für sie in Süditalien daher keine Perspektive, und das gelte in besonderer Weise für den Arbeitsmarkt, wie die folgende Interviewsequenz zeigt: „Du bist dann schon eher oft zu Hause und Haushalt und die dann, es gibt ja welche, die dann ja geheiratet haben und da geblieben sind, ne. Ja, die hat zwei Kinder bekommen. Also relativ früh Kinder bekommen, ne. Also

ganz anders. Jobbt nebenbei in so 'nem Supermarkt, verdient sich ein bisschen was dazu, auch so meine Freunde in Italien. Die haben zum Beispiel alle studiert. Gegensatz zu hier. Die haben alle, alle studiert, haben aber auch alle fast kein Job. Dass einfach die Leute studieren, um so lange wie möglich was zu machen. Ähm, und dann gehen die arbeiten ganzen Tag im Büro für was weiß ich, 600, 700 Euro. Das sind einfach die Gehälter, ne? Also das ist schon, das, den ich, ist schon der Unterschied. Dass man dann gan-, als ist 'nen ganz anderes Leben. Eher zu Hause, mal auf'n Markt. Äh so, ne. Weil wenn du dann anfängst, wenn du in so einem Dorf wohnst, jeden Tag in 'ne Stadt zu fahren. In die Hauptstadt. Und jeden Tag dir (unv.) zu shoppen oder hier hin und da hin, was meinst, wie die Leute reden. Das ist ja immer noch ganz viel so. Guck mal die, und der Mann geht arbeiten, und die ist alleine, oder die geht alleine abends tanzen und so auch.“ (Francesca, 1944-1961).

Die Interviewpartnerinnen schildern, inwiefern sie in ihrem Leben verschiedene ambivalente Eindrücke darüber gewonnen haben, wie eine Frau sei. Diese ambivalenten Eindrücke entstehen aus den Erzählungen der Elterngeneration, aus dem beobachteten Veränderungsprozess ihrer Mutter und aus der tatsächlichen Entwicklung der verschieden ausgerichteten Rollenverständnisse im heutigen Italien. Die Eindrücke, die die Interviewpartnerinnen darüber gewinnen, wie eine italienische Frau zu sein habe, sind Auslöser für ihren eigenen Emanzipationsprozess. Besonders deutlich wird das anhand eines Interviews, in dem darüber berichtet wird, wie die Interviewpartnerin während ihrer Aufenthalte in Italien eine direkte Exklusion aufgrund ihres Lebens als Frau in Deutschland erfährt. „Die (gemeint ist eine Verwandte, Anm. d. Verf.) arbeitet nicht, die ist so die typische Hausfrau. Ja, die betont das ja immer wieder. Ich brauche nicht arbeiten gehen, und mein Mann will auch nicht, dass ich arbeiten gehe, und sie stellt das immer so negativ dar, als, als we-, hm, als wäre es so, dass es einem schlecht ginge, wenn die Frau arbeiten geht. Und das regt mich immer tierisch auf. Ähm, und das ist schon so. Ab und zu sind es, so haben wir so 'ne kleinen, ist das schon Thema, ne. Wenn wir dort sind. Also, da das ist halt Ansichtssache, ne. Und auch ein anderer Verwandter ist da sehr altmodisch. Nee, meine Frau braucht nicht arbeiten. Aber das hat ja nix mit Brauchen zu tun. Also ist es schon so, na ja, für mich. Die sehen mich ja aber auch a- mit ganz anderen Au-

gen. Weil die ja wissen, dass ich dort, dass ich hier in Deutschland aufgewachsen bin. Für die bin ich sowieso anders.“ (Sofia, 1468-1482).

Festzustellen ist, dass die Auseinandersetzung und Reflexion dieser Erlebnisse bei der Befragten einen Prozess der Reflexion über ihr Rollenverständnis auslöst. In der Weise, wie der Positionierungsprozess in Bezug auf Ethnizität anhand der ambivalenten Erfahrungen in Kindheit und Jugend ausgelöst wurde, wird offenbar in dieser Phase ihres Lebens ein Positionierungsprozess in Bezug auf Geschlecht anhand ambivalenter Erfahrungen und Sinnkonstruktionen in Bezug auf ihre Mütter und die italienischen und deutschen Frauenbilder ausgelöst (siehe dazu den folgenden Abschnitt zu Selbstverortungen).

4.1.7 Selbstverortungen entlang der Kategorien Geschlecht und Ethnizität

Auch in den vorliegenden Interviews ist der von Floya Anthias beschriebene Aspekt zu finden, dass die Befragten sich teilweise anhand dessen positionieren, was sie nicht sind, allerdings im Gegensatz zu Anthias' Konzept stärker durch verschiedene ambivalente Eindrücke und nicht hauptsächlich aufgrund von Exklusionserfahrungen (Anthias 2003). So grenzen die Interviewten sich beispielsweise in der Erzählung ihrer Kindheit und Jugend explizit von deutschen Kindern und Jugendlichen ab. Sie berichten von den gelebten Rollenvorstellungen der Generation ihrer Eltern sowie in Italien lebender Frauen und grenzen sich gleichzeitig gegenüber deutschen Frauen ab. Dies geschieht in Teilen zum Beispiel bei Vittoria anhand der tradierten Geschlechterrollenzuschreibung: „Also zum Beispiel die aus meiner Klasse, ich kann (unverst.) nicht, eine Deutsche kann kochen oder sonst was. Oder bügeln oder Wäsche waschen oder so.“ (Vittoria, 1906-1907). Im Fall von Vittoria wird die Selbstverortung in Bezug auf Ethnizität sogar anhand einer ausdrucksstarken Abgrenzung von anderen Herkunftsgruppen vorgenommen: „Und wenn die halt über Ausländer reden, dann stecken die uns alle, alle in einen Topf sozusagen. Aber wir Italiener gehören nicht zu diesem Topf.“ (Vittoria, 1239-1233).

Die interviewten Frauen skizzieren deutlich ihre Irritationen hinsichtlich der selbst erfahrenen Ausgrenzungen, beispielsweise vorgenommen von Italie-

ner_innen. Bei ihren Verortungserklärungen anhand von Abgrenzungen ziehen sie zwar wechselhafte Begründungen heran, dennoch nehmen die Interviewten überraschend selbstbewusste und aus dem jeweiligen Kontext heraus entwickelte Verortungen in Bezug auf Ethnizität in der Erzählung ihrer Lebensgeschichte vor.

„Dazwischen“ als konkrete Verortung

Die interviewten Frauen sitzen nicht zwischen allen Stühlen und versuchen sich auch nicht überanzupassen (Hansen in Treibel 2011). Ganz im Gegenteil artikulieren sie eine Positionierung des Dazwischen nicht als defizitäres oder zusammengesetztes Konstrukt, sondern als sehr konkrete Verortung, und beschreiben den Weg dahin als Prozess, der gekennzeichnet ist durch ein Art ressourcenorientiertes Springen. Damit ist gemeint, dass sie zwischen kulturellen Zuordnungen hin und her springen, während sie dabei je nach Lebensbereich die aus ihrer Sicht ressourcenorientierte Option nutzen.

Der Begriff des Springens ist diesbezüglich nicht als unwillkürliche, ziellose Handlung zu begreifen, sondern soll eine gewisse Leichtigkeit symbolisieren im Gegensatz zur Vorstellung eines verzweifelten Zusammensetzens einzelner Puzzleteile. Insbesondere die Exklusionserfahrungen führen zu einer selbstbestimmten Ressourcenorientierung ihrer Erzählung über Zugehörigkeit. Somit wird nach diesem Verständnis beispielsweise die Kindheit von den Interviewpartnerinnen unter anderem aufgrund der dort verankerten Bilingualität als italienisch konnotiert erzählt. Im Gegensatz dazu wird der Arbeitsmarktzugang aufgrund der gleichberechtigteren Arbeitsmarktintegration von Frauen in Deutschland als eher deutsch konnotiert dargestellt.

In Sofias Interview sind wiederholt Beschreibungen dieses Zusammenhangs aus einer besonders positiven Perspektive heraus zu identifizieren, die für sie auch eine Zukunftsausrichtung haben:

B: „Also ich würd’s schade finden zum Beispiel, wenn meine Kinder davon gar nicht mehr mitkriegen würden. Ja, genauso, wie es mir wichtig ist, dass sie Italienisch sprechen. Weil ich’s total schade finde, dass man sowas einfach dann

verliert. Und dass es so im Laufe der Zeit untergeht. Weil ich es einfach als positiv empfinde, dass man von beiden Kulturen auch so'n bisschen was mitnimmt. Und das, was ich so als positiv bekommen habe, möchte ich natürlich an meine Kinder weitergeben. Es ist ja schön, einfach so zwei, ähm, zwei verschiedene, ja, Kulturen auch irgendwie so, ja, so mit zwei verschiedenen Kulturen so. Kulturen, ist das richtig? Äh, oder Ansichten, wie auch immer, groß zu werden, ne. Dass man wirklich, ja, weil das ist eigentlich 'ne Bereicherung, ne. Dass man wirklich von beiden Seiten so'n bisschen was mitnehmen kann, ne. Sowohl positive wie auch negative Sachen. Und nur dadurch sieht man ja erst das Negative der anderen Seite.“ (Sofia, 1743-1759).

Sofia wünscht sich demzufolge für die nachfolgende Generation, dass sie weiterhin etwas über die italienische Zuwanderungsgeschichte erfahren werden und sich dieser bewusst sein werden. Den Platz als besonderer Verknüpfungsanker nimmt hier – wie auch später als Motiv in den Expert_inneninterviews zu finden – zu dieser Zuwanderungsgeschichte die italienische Sprache ein. Anhand dieser Interviewpassage wird sichtbar, wie positiv Sofia die vorgenommene Tradierung der italienischen Zuwanderungsgeschichte durch die Elterngeneration beziehungsweise durch die Großmutter und die italienische Community bewertet. Ihre Erfahrungen damit reflektiert sie, übernimmt sie als Wert an sich, und aus ihrer Sicht dürfen diese Tradierungen nicht verloren gehen. Dabei plant sie die weitere Tradierung für die nächste Generation. Die Möglichkeit des Springens zwischen den Kulturbezügen sieht sie als Ressource, von der weitere Generationen profitieren können, wenn ihnen diese Bezüge tradiert werden. Vielfalt ist für sie durchweg ein erstrebenswertes Ziel. Spannend ist ihre Unsicherheit hinsichtlich der Begriffe „Kultur“ und „Ansicht“. Hier wird bei Sofia ein hohes Maß an Bewusstsein über Kultur und deren Ausprägungen als etwas nicht natürlich Gegebenes sichtbar. Für sie sind nicht die Tradierungen an sich relevant, sondern der Ermöglichungsraum, der für eine eigene Auseinandersetzung aufgrund ambivalenter Erfahrungen entstehen kann und Entwicklung und Verständnis unterstützt. Sofia beschreibt hier nicht nur ihre positive Einstellung, sondern insbesondere auch ihren selbstwirksamen Umgang und eine Art Ermächtigung aus ihren Erfahrungen etwas eigenes Konkretes – ob nun als „Kultur“ oder „Ansicht“ betitelt – entstehen zu lassen.

Die interviewten Frauen haben insgesamt für sich eine klare Vorstellung darüber, innerhalb welcher Kontexte sie sich als „italienisch“ positionieren, und artikulieren diese selbstbewusst. Selbst auf eine bewusst provokative Frage bezüglich der prozentualen Angabe ihrer deutschen oder italienischen Zugehörigkeit als abschließender Gesprächsimpuls zum Ende der Interviews fällt es ihnen nicht schwer, eine Antwort zu geben: „Dann würde ich sagen, dass ich, ähm, 51-prozentige Italienerin bin und 49-prozentige Deutsche. Es kommt immer drauf an, um was es geht.“ (Stefania, 1332-1336). Im Folgenden erläutert hier Stefania ihre Einschätzung: „Zum Beispiel, ich mein, dieses Lebendige, will ich halt komplett Italienerin sein. Ähm, mit der Pünktlichkeit hab ich’s ja nicht so an mich, deswegen bin ich da wiederum auch wieder Italienerin, also mehr Italienerin. Ähm, äh, ja. Wo bin ich eigentlich deutsch? Das ist jetzt ’nen bisschen schwer. Ja, auch in meiner offenen Mentalität. Also nicht so eingeschränkt“ (Stefania, 1350), und weiter: „Nicht so engstirnig eingefahren oder altmodisch.“ (Stefania, 1369). Die Interviewte beschreibt demnach ihr Temperament als italienisch, da sie ihrer Ansicht nach lebhaft sei, und ihre Mentalität als deutsch, weil sie diese als weltoffen versteht. Dieses Muster ist auch in den anderen Interviews zu finden; so äußert etwa Sofia: „Ich hab’s eigentlich immer so als Vorteil gesehen, weil man sich halt wie gesagt immer so das Beste von beiden so rausge-, nehmen konnte.“ (Sofia, 1624- 1626).

Sicherlich vollziehen sich ihre Positionierungen in Abgrenzung zu dem als deutsch beschriebenen Anteil ihrer Person, darüber hinaus ordnen sie aber dem italienischen Anteil gewisse Eigenschaften und Überzeugungen ihrer Person zu und betreten somit eine weitere Ebene der Reflexion. Die italienisch geprägten Zuschreibungen werden einerseits anhand von Persönlichkeitseigenschaften wie einem lebhaften Temperament vorgenommen.

Andererseits spielen tradierte verinnerlichte italienisch geprägte Werte wie der Familienzusammenhalt oder der Respekt vor Älteren eine große Rolle. Auf den Wert des Familienzusammenhalts geht insbesondere Sofia ein: „Ja, dieser Familienzusammenhalt, der bei uns schon immer gewesen ist, das ist natürlich ’ne tolle Sache.“ (Sofia, 373-374). Demgegenüber betont Stefania den Wert des Respekts gegenüber den älteren Generationen: „Ich meine, klar, vor jeden sollte man Respekt haben, aber hauptsächlich natürlich vor Eltern und Älteren.“ (Stefania, 534-536). Die Interviewten schreiben der tradierten Zuwanderungsge-

schichte und somit Ethnizität eine explizite Bedeutung für ihre Selbstverortung zu, die sie ausdrücklich darstellen und nicht missen wollen. Stefania äußert sich in diesem Zusammenhang wie folgt: „Also im Großen und Ganzen bin ich einfach froh dass ich hier (in Wolfsburg aufgewachsen bin, Anm. Verf.), dass ich hier geboren bin. Das hat irgendwie doch mein Leben bereichert einfach. Ne, dass man halt mit zwei Mentalitäten aufwächst, zwei Kulturen, mit zwei Sprachen, also eigentlich ist es nur 'ne Bereicherung für mich gewesen.“ (Stefania,1639-1644).

Während sie für die Phase ihrer Jugend und besonders im Zusammenhang mit den Exklusions- und Fremdzuschreibungserfahrungen während ihrer Aufenthalte in Italien eine Irritation in ihrer Erzählung über Zugehörigkeit erfahren und ihre damalige ethnizitätsbezogene Verortung vorwiegend defizitorientiert war, haben sie zum Erhebungszeitraum ihren kulturellen Hintergrund als starke Ressource verinnerlicht: „Man ist nicht ganz Italienerin, auch nicht ganz Deutsche. Und man hat eig-, ich sag immer, ich hab immer so das Beste von den beiden Kulturen mir rausgepickt. Ich bin auch froh, dass ich nicht in Italien aufgewachsen bin. Ich würd gar nicht so sein wollen wie die. Also ich finde das gut, dass diese deutsche Kultur so mit, mit eingeflossen ist.“ (Sofia,1482-1488). Die Relevanz diskriminierender Erfahrungen aufgrund ihrer italienisch tradierten Zuwanderungsgeschichte negieren sie weitgehend und verbieten diesen Erfahrungen regelrecht die Einflussnahme auf ihre Selbstverortung.

Angesichts von Diskriminierungserfahrungen verfallen sie nicht in eine defizitäre Perspektive, sondern schreiben die ihnen zugrunde liegenden Geschehnisse eher einer geringen Intelligenz der ausübenden Personen zu. Stefania stellt beispielsweise diskriminierende Erfahrungen wie folgt dar: „Pff, ja okay, in dem Moment waren sie vielleicht negativ, aber ich, das war dann für mich einfach so, dass ich da mit Leuten zu tun gehabt habe, die halt 'nen bisschen eingeschränkt sind, die mit sowas nicht umgehen können, einfach weil sie eingeschränkt sind. Also, deswegen hab ich das dann eher so auf die anderen geschoben oder sitzen lassen, ich hab mir da einfach mein Teil dabei gedacht. In dem Moment, klar ist man verärgert, oder aber dadurch, dass ich hier geboren bin, dass ich hier immer mein, also ich hab hier niemandem was getan. Ich hab mein, ich hab mich immer alleine finanziert und hab hier halt so wie alle ande-

ren gelebt, und also deswegen hab ich mich immer berechtigt gefühlt, genauso wie 'ne Deutsche halt.“ (Stefania,1364-1377).

Alessia erklärt, dass sie sich klar gleichzeitig als italienisch und deutsch versteht, aber aufgrund des Unvermögens anderer, diese Positionierung nachzuvollziehen, nennt die Interviewpartnerin hauptsächlich die Beschreibung „Meine Eltern sind Italiener“. „Ist halt nicht schwer zu antworten, dass man halt beides ist. [...] Oder meine Eltern sind Italiener. Das sag ich eigentlich immer grundsätzlich.“ (Alessia, 2195-2212). Eine weitere Interviewpartnerin verstärkt ihre eigene ressourcenorientierte Positionierung mit Blick auf ihre tradierte Zuwanderungsgeschichte, in dem sie betont, wie sehr sie die kulturelle Vielfalt ihrer eigenen Entwicklung schätzt, und positioniert sich als Europäerin.

Die Interviewpartnerinnen bewerten ihr Aufwachsen mit zwei Kulturen – wie eingehend von Sofia zitiert – äußerst positiv, da so Vielfalt in der Gesellschaft erzeugt werde, indem sie von sich etwas weitergeben können: „Fand ich's halt schon gut, Italienerin zu sein. Weil dadurch konnte ich halt jemanden, also meinen Freunden, was geben – vielleicht von meiner Mentalität und von meinem Charakter –, und wiederum konnte ich aber was anderes aufnehmen. Also dadurch halt ist dieser, dieses Vermischen von Kulturen find ich halt einfach toll!“ (Stefania,1308-1313).

Wie sich zeigt, nehmen die interviewten Frauen eben keine Dazwischen-Positionierung im Sinne einer Zerrissenheit zwischen Italien und Deutschland ein, sondern entwickeln ein neues, zusammengewachsenes, umfassendes Verständnis ihrer Selbstverortung, in dem sie sich ihrer Ansicht nach der besten Aspekte aus beiden Kulturen bedienen. Beeindruckend selbstverständlich und konkret beschreiben sie ihre Verortungen. Die folgende Passage aus dem Interview mit Stefania weist verschiedene Aspekte der Verortung auf, die anschließend im Detail diskutiert werden. Auf die Bitte, sich assoziativ zu der Aussage „zwischen den Stühlen sitzen“ zu äußern, reagiert Stefania außerordentlich spontan und direkt:

B: „Hmhm. Also ich sitz nicht zwischen den Stühlen, sondern auf den Stühlen.“
(lacht)

I: „Ja?“

B: „Wäre jetzt so meine, so spontane Antwort. Äh, hm.“

I: „Das heißt, und die Stühle sind was?“

B: „Ja, Deutschland und Italien.“

I: „Und du sitzt auf beiden gleich drauf.“

B: „Ja. Also jetzt, ne. Ist vielleicht 'ne Metapher, aber, also irgendwie sitzt man auf beide, aber klar, das heißt auch, 'nen bisschen so zwischen den Stühlen sitzen, weil man hin- und hergerissen ist.“

I: „Ja. Muss man denn hin- und hergerissen sein?“

B: „Eh, äh, ist man zwangsläufig, weil schon allein die Familie. Also weil die ja geteilt ist, ne?“

I: „Ja.“

B: „Also hauptsächlich ist es das. Warum man hin- und hergerissen ist. Also das ist der Grund, warum man hin- und hergerissen ist.“

I: „So würdest du Italien vielleicht auch toll finden, aber, würde, wäre okay, wenn du einfach ein bisschen hinfährst und dann wieder nach Hause.“

B: „Ja.“

I: „Aber dadurch, dass Familie da ist, ist's noch anders?“

B: „Ja, genau. Wobei, es ist trotzdem nicht so, dass ich da jetzt wegen, nur wegen meiner Familie hinziehen würde oder wegen dem Rest der Familie. Also das wäre es ja auch nicht, ja? Das muss da schon alles, schon alles passen.“

(Stefania: 1603-1629).

Stefania antwortet direkt, dass ihre Assoziation zu den beiden Stühlen Deutschland und Italien seien. Anscheinend impliziert diese Frage unmittelbar einen kulturellen Bezug. Ihre direkte und konkrete Antwort auf die Nachfrage zur Erklärung ihrer ersten Antwort fällt dann etwas relativierender aus: Sie räumt ein, dass sie zwar auch zwischen den Stühlen sitze, macht aber anschließend deutlich, dass sich dies auf die verschiedenen Lebensorte der Familienmitglieder beziehe. Das örtliche, doch entferntere Leben auf Distanz von einzelnen Familienmitgliedern beschreibt sie als einzigen Grund, ein Gefühl von Zerrissenheit zu empfinden. Aber sie positioniert sich nicht als „zwischen den Ländern sitzend“, sondern als „auf beiden Stühlen gleichzeitig sitzend“. Der bedeutsamere Aspekt an Italien ist für Stefania aber tatsächlich der Familienbezug. Das ist eine wichtige Erkenntnis, bedenkt man Anthias' Verständnis von Zugehörigkeit, in dem das Verbunden-Sein zwischen Personen eine besondere Relevanz ent-

faltet (Anthias 2006). Aufschlussreich ist weiter, dass auch die räumliche Trennung von einigen Angehörigen Stefania nicht zu einem dauerhaften Leben in Italien bewegen kann. Für sie gehören weitere Aspekte dazu, die in ihrer Passgenauigkeit ein Leben in Italien erst lebenswert machen würden. Hier bezieht sie sich auf ihre eigene zeitweilige Remigration nach Italien und einen vorherigen Erzählabschnitt im Interview, indem sie davon berichtet, warum sie aus Italien wieder nach Wolfsburg zurückgekehrt ist:

I: „Und, äh, wieso bist du dann wieder hier hergekommen?“

B: „Weil ich da wiederum, also wieder, mal wieder gemerkt habe, dass es da keine Zukunft für mich gibt. Weil ich ja sch-, also ich mein, ich wollt ja keine Hausfrau werden und zu Hause bleiben und nichts machen, sondern ich wollte schon, äh, hm also, 'nen Job ausüben. Und,“

I: „Also es gibt, gab da keine Zukunft für dich, weil du auch 'ne Frau warst? Oder weil die Frauen eigentlich ...“

B: „Nee, einfach weil die s-“

I: „... nicht arbeiten? Oder,“

B: „Nee, nicht deswegen, ähm, einfach weil's da keine gute Arbeitsplätze gibt. Weil's da einfach zu wenig Arbeit gibt, ne?“ (Stefania: 1005-1016).

Stefania berichtet hier davon, dass es für sie in Italien keine Zukunftsperspektive gegeben habe. Das begründet sie damit, dass sie keine geeignete Arbeit finden würde und sie aber keine Hausfrau sein möchte. Dabei bezieht sie die Schwierigkeit, einen aussichtsreichen Beruf gemäß ihren Fähigkeiten zu finden, allerdings nicht auf eine geschlechtsdiskriminierende Begründung, sondern auf die Arbeitssituation in Süditalien. Im Fortgang dieses Interviewabschnitts weist sie darauf hin, dass zwar auch Frauen in der betreffenden Region in Italien arbeiten, aber für viel zu wenig Geld in gering qualifizierten Berufen. Es handelt sich um eine möglicherweise strukturell bedingte geschlechtsdiskriminierende Arbeitssituation von Frauen; der zugeschriebene Ort des Haushalts findet allerdings in ihren Ausführungen keinen Platz und wird unsichtbar. Als besonders relevant ist in der Zusammenschau beider Auszüge festzuhalten, dass Stefania hier einen Verlauf, einen Entwicklungsprozess erzählt. Im ersten Interviewauszug macht sie deutlich, dass sich das konkrete Positionieren gleichzeitig auf

beiden Stühlen zu sitzen, erst inzwischen so entstanden ist („Ja. Also jetzt, ne.“ Stefania 1610) und sich erst durch ihre Erfahrungen entwickelt hat.

Es lässt sich insgesamt festhalten, dass die interviewten Frauen sich nicht zwischen etwas im Sinne einer Zerrissenheit positionieren, sondern die Verortung eines Dazwischen stattdessen als etwas sehr Konkretes verstehen und eine umfassende kontextualisierte Verortung konstruieren, die sich nicht festlegen lässt, sondern als Entwicklungsprozess zu verstehen ist. In der folgenden Passage aus dem Interview mit Alessia wird dafür eine prozessuale Darstellung von einem Vorher zu einem Nachher gewählt: „Damals haben, haben wir uns total geärgert, wo wir nach Italien gefahren sind. Darum hab ich ja gesagt mit dem Pass, weißte? Ich beweis dir die Italienerin. Und wenn man dann halt so im Nachhinein denkt: Hä, für wen sollt ich denn was beweisen? Ich bin halt nun mal deutsch-italienisch, dann bin ich halt Deutsch-Italienische. Aber damals hast du, hast das a-, ganz anders gedacht. Wie jetzt. [...] Das ist es ja. Das ist für uns halt, wie gesagt, nur was Positives. Und damals hast du es ganz anders gedacht.“ (Alessia, 2129-2146).

Bemerkenswert ist, dass die Frauen selbstbewusst je nach Lebensthema die für sie im jeweiligen Moment adäquaten italienisch oder deutsch konnotierten Begründungszusammenhänge wählen und somit zwischen Kategorien und normativ-kulturellen Zuweisungen hin- und herspringen. Was auf einen ersten defizitorientierten Blick wie eine zersplitterte, zusammengesetzte Identitätskonstruktion erscheinen würde, ist tatsächlich eine selbstbewusste und selbstermächtigende gezielt hybride Selbstverortung im „Dazwischen“ als konkreter Verortung mit dem Bewusstsein über einen retrospektiv betrachteten Biographieprozess von Positionierungen im Wechselspiel von Eigen- und Fremdzuschreibungen.

In der Entwicklung: Irritationen der befragten Frauen in Anbetracht von Geschlecht

Zum Zeitpunkt der Erhebung scheint für die interviewten Frauen jedoch die Selbstverortung in Bezug auf die Kategorie Geschlecht deutlich schwieriger und ambivalenter zu sein. Zunächst schildern sie die geschlechtsspezifischen Ungleichheitserfahrungen ihrer eigenen Mütter und deren Entwicklungsprozess in

Deutschland. Die erlebte Familienorientierung ihrer Mütter verinnerlichen sie als Lebensziel und Wert für ihre Zukunft. Dennoch betrachten sie ihre Mütter als italienische Frauen nicht mit einem ressourcenorientierten Blick, sondern erzählen deren Geschichte als Geschichte des Erleidens schwieriger Situationen in Italien und Deutschland. Ihnen scheint die Begrenzung des Emanzipationsprozesses ihrer Mütter bewusst zu sein, und ihre eigene Reflexion der Kategorie Geschlecht und ihre Konstruktion von Weiblichkeit werden jedoch nicht im Vergleich zu ihren Müttern erklärt, sondern sie werden einerseits an Wahrnehmungen und Zuschreibungen deutscher Frauen, aber auch an Frauenbildern, die sie aus Italien kennen, abgeglichen.

Im Gegensatz zur Entwicklung einer selbstbewussten Positionierung wie in Bezug auf Ethnizität verharren sie in Bezug auf Geschlecht in einer Irritationsphase. Die erzählten Frauenbilder aus Italien sind demzufolge sehr unterschiedlich und zeigen eine Bandbreite von Typologien und Annahmen, wie die folgende Passage aus dem Interview mit Francesca belegt: „Wie wenn du in Italien bist, es gibt ja zwei Varianten: Entweder du bist 'ne dicke Mutti [...], das wird dann zwangsläufig dann irgendwann so, oder du lebst halt in Mailand, in Rom oder so, und dann führst du halt so 'n High Society-Leben.“ (Francesca, 392-396). Demgegenüber werden die deutschen Frauen eher eigenschaftsbezogen für die Erklärung ihres eigenen Italienisch-Seins für einen abgrenzenden Vergleich herangezogen: „Die sind voll gefühlskalt. Ich nicht. Gar nicht.“ (Vittoria, 1858). Das Sprechen über die Kategorie Geschlecht wird demnach von Zugehörigkeitsthematiken überlagert.

Die Interviewten übernehmen für die Beschreibung von wahrgenommenen Unterschieden in Bezug auf die Kategorie Geschlecht Eigenschaften und Zuschreibungen, die aus dem ethnizitätsbezogenen Kontext stammen. Die Kategorie Geschlecht erscheint intersektional unsichtbar anhand der kulturbezogenen Zuschreibungen zu werden. Ihre auf sich bezogene Konstruktion von Weiblichkeit ist für sie italienisch konnotiert, wie folgende Äußerung von Sofia belegt: „Vielleicht, dass man doch mehr so die Priorität, aber das ist, man kann's immer so schlecht verallgemeinern, weil nicht alle deutsche Frauen ja so sind. Aber vielleicht, dass man so 'n bisschen mehr so die Familie so als Priorität sieht. So wie jetzt bei mir. Da hab ich ja sch-, da ist jetzt meine Familie schon an erster

Stelle, und auf der Arbeit bin ich ja 'n bisschen kürzer getreten und solche Dinge.“ (Sofia,1301-1307).

Ein angenommener tradiertes Wert scheint offenbar das tradierte Frauenbild ihrer Mütter, und sie verbuchen das unter der Verortung anhand einer italienischen Zuschreibung. Mit dieser Konstruktion gelangen sie in ihren Erzählungen jedoch an Grenzen, sobald es für sie relevante Lebensentscheidungen betrifft. Damit sind Optionen im Sinne von Verwertungsoptionen ihrer Kompetenzen in der deutschen Gesellschaft gemeint, oder aber die Grenze ihrer Konstruktion wird deutlich, wenn es um Erfahrungen hinsichtlich geschlechtsspezifischer diskriminierender Zuschreibungen geht, wenn beispielsweise eine Interviewpartnerin von negativen Erfahrungen mit Italiener_innen erzählt, was ihre Berufstätigkeit als Frau betrifft. Die Unsichtbarkeit der Kategorie Geschlecht innerhalb ihrer Selbstverortung kommt an diesen Punkten ins Wanken, ähnlich wie rückblickend im Verortungsprozess in Bezug auf Ethnizität. Sie artikulieren deutlich gleichberechtigte Ziele und Werte für ihr Leben, die mit den Erfahrungen ihrer Mütter in Italien und Vorstellungen eines Frauenlebens im heutigen Süditalien nicht konform gehen, wie beispielsweise den Wunsch nach gesellschaftlicher Teilhabe über den eigenen Haushalt hinaus.

Die eigene geschlechtsbezogene Verortung geht jedoch über den tradierten Wert des italienischen Frauenideals hinaus und ist geprägt von Rollenvorstellungen und Gleichberechtigungstendenzen, mit denen sie in Deutschland aufgewachsen sind. Sie nehmen daher an verschiedenen Stellen des jeweiligen Interviews verschiedene Erzählperspektiven über ihre geschlechtsbezogene Verortung ein. So zeigen sie Unterschiede der Schilderungen ihrer Mutter aus ihrer Zeit in Italien und dem Wissen über mögliche Lebensformen der Frauen im heutigen Italien auf. Andererseits skizzieren sie für ein Leben in Italien ein Leben als Frau ohne Arbeit, gebunden an den eigenen Haushalt: „Ich würde halt, ja, verheiratet sein, würde nicht nur ein Kind haben, bestimmt drei, weil ich nichts anderes machen könnte.“ (Alessia,1589-1591).

Anhand der verschiedenen Erzählperspektiven, die sie in Bezug auf ihre geschlechtsbezogene Verortung einnehmen, wird deutlich, dass das Gefühl einer notwendigen Verortung in Bezug auf Geschlecht in ihrem derzeitigen Lebensabschnitt virulent ist. Es lässt sich dabei wie erwähnt eine Parallele zum Verortungsprozess in Bezug auf ihre tradierte italienische Zuwanderungsgeschichte

ziehen, insofern als sie sich zum Zeitpunkt der Interviews in Bezug auf die Kategorie Geschlecht in einem Aushandlungsprozess beziehungsweise in einer Phase der Irritation befinden, in der es zu Fremdzuschreibungen und Exklusionserfahrungen in Form tradierter informeller Regeln und Werte der italienischen Community in Wolfsburg oder von Bezugspersonen aus Süditalien kommt, beispielsweise im kontrollierten Kontakt zu Männern.

Die interviewten Frauen formulieren zudem zaghaft ihren Wunsch nach einer ihrer Ausbildung bzw. Bildung entsprechenden Beteiligung am Arbeitsmarkt oder einem mobilen und abwechslungsreichen Alltags und nehmen (noch) keine selbstbewusste Verortung vor, wie sie in Bezug auf die Zuwanderungsgeschichte von ihnen vorgenommen wird. Während die Ermächtigung zur Deutungsmacht der kulturellen Zugehörigkeiten anhand vielfältiger prozessualer Verortungen im Lebensabschnitt der Jugend ausgehandelt wurde, scheint ein ähnlicher Prozess mit dem Übergang in ein selbstständiges Leben als Frau ausgelöst zu werden.

Die Interviewpartnerinnen befinden sich in Lebensphasen, in denen sie den Eintritt in den Arbeitsmarkt vorbereiten oder vollzogen haben, in denen Partnerschaft und Heirat, eigene Haushaltsführung, Familiengründung und Kindererziehung relevant werden. Diese Situationen lösen Aushandlungsprozesse mit Dritten aufgrund von damit verbundenen Fremdzuschreibungen oder Exklusionserfahrungen aus. Bisher haben sie überwiegend den Wert des italienisch konnotierten Frauenbildes übernommen. Familienorientierung, Übernahme der Kindererziehung und das Bild der „sittsamen“ Ehefrau werden – zumindest unter der Beobachtung der italienischen Gemeinde – angestrebt und als tradierter italienisch geprägter Wert angenommen (siehe Zitate in vorangehendem Abschnitt).

Während sie Diskriminierung aufgrund ihrer Zuwanderungsgeschichte weitgehend negieren, berichten sie im Gegensatz dazu engagiert von Diskriminierungserfahrungen, die ihrer Einschätzung nach aufgrund ihres Geschlechts entstanden sind. In diesem Zusammenhang berichtet Francesca über eine Begebenheit aus ihrem Berufsalltag. „Da hab ich noch bei der Firma gearbeitet. Ich hab ja Großgeräte verkauft, so verschiedene. Bei den Kleingeräten, also anderen Geräten, war das nie ein Thema. Mir ist es einmal passiert, dass einer zu mir meinte, als ich dann bei Großgeräten beraten wollte, ob ich ihm da nicht mal

'nen Mann rufen kann. Ich k-, oder sich halt, und 'nen Mann und dann den Chef. Sag ich, ich bin die Chefin. Stimmt gar nicht, ne? Aber wo ich mir denke, du Arsch, ne? Weil ich heiße ja nur, aber das ist nicht Unterschied zwischen deutsch und italienisch, sondern einfach zwischen Mann und Frau, ne? Dass man dann schon sagt, ähm, ja, jemand, der sich ja technisch auch 'nen bisschen besser auskennt. Also weil's Technik ist, automatisch als Frau so, ne?“ (Francesca, 2087-2089).

Anhand der in der Passage aufgezeigten Situationen und des damit verbundenen Aushandlungsprozesses kommt es zu Irritationen. Das konstruierte Frauenbild ist in seiner Gesamtheit bis zu den aufkommenden Irritationen, die sie als relevant bewerten, für die Interviewten zunächst praktisch ausschließlich italienisch geprägt. Und nach ihrer Kindheit und Jugend, in der sie die ersten Irritationen in ihrem Selbstbild aufgrund von Fremdzuschreibungen – ausgeübt von der für sich identifizierten Peergroup in Italien – überwinden mussten, scheinen sie sich jetzt an einem Punkt in ihrer Biographie zu befinden, an dem sie die Irritationen aufgrund ihres Geschlechts reflektieren. Soziale Kategorien werden somit für die Selbstverortung der interviewten Frauen in verschiedenen zeitlichen Abschnitten ihrer Biographie relevant. Dieser Prozess wird in dem auf die Gruppendiskussionen folgenden Abschnitt in Kapitel 6.1 noch genauer ausgeführt.

4.2 Ergebnisse der Expert_inneninterviews: Divers ausgeprägte Integrationsreflexionen

Im Folgenden werden die für diese Forschungsarbeit relevanten Ergebnisse der Expert_inneninterviews anhand bestimmter thematischer Motive dargestellt. Ziel der Expert_inneninterviews war es, wie unter 3.1 ausgeführt, einen explorativen Zugang zum Feld zu erschließen und zudem den urbanen und spezifisch geschichtlich gewachsenen Kontext in Wolfsburg zu verdichten sowie Hinweise für die biographischen Interviews zu bekommen. In der Darstellung werden die Aussagen der Interviewpartner_innen innerhalb der thematischen Motive bestimmten Gruppentypen zugeordnet, wobei Gemeinsamkeiten und Kontraste aufgezeigt werden.

Zudem wird gesondert auf spezifische Reflexionsleistungen, Einzelaussagen und Ausnahmen verwiesen. Schließlich wird auf Aspekte der von den Interviewpartner_innen vorgenommenen Zuschreibungen und Positionierungen eingegangen.

Dem Forschungsinteresse folgend werden acht abschließende thematische Motive analysiert. Dabei handelt es sich wie im Folgenden dargestellt um verschiedene Aspekte, die die thematischen Motive der Gründungsgeschichte der Institutionen, ihre begründete Daseinsberechtigung, ihr artikuliertes Selbstverständnis, Hinweise zur Bilingualität und kulturellen Zugehörigkeit betreffen.

Zudem konnten thematische Motive zur Integrationsthematik, zur jungen Generation mit italienischer Zuwanderungsgeschichte und zu Inklusions- und Exklusionserfahrungen ermittelt werden. Abschließend wird das thematische Motiv der seitens der Institutionen erfahrenen Unterstützungen und Blockaden ausgeführt. Der Interviewleitfaden ist im Anhang zu finden. Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Auswertung in der oben dargestellten Reihenfolge der thematischen Motive expliziert, ohne dass diese Reihenfolge einen priorisierenden oder hierarchisierenden Charakter aufweisen soll.

Die Gründungsgeschichte

Schon während der Erhebungsphase zeigte sich aufgrund der Auswahlkriterien der Interviewpartnerinnen, dass sich die Vermutung, der Aspekt der italienischen Gastarbeitergeschichte würde sich noch über 50 Jahre später auf die institutionelle Landschaft der Stadt auswirken, anhand der Gründungsgeschichten der Institutionen bestätigt (siehe Kapitel 3.1). Bis auf diejenigen drei Interviews, die aufgrund von Empfehlungen durchgeführt wurden, gilt für alle weiteren Institutionen, dass sie aufgrund der relativ hohen Anzahl von Italiener_innen in Wolfsburg gegründet wurden, die bedingt ist durch die sogenannte italienische Gastarbeitergeschichte.

Allerdings verknüpfen die Institutionen ihre jeweiligen Gründungsgeschichten mit einer argumentativen Daseinsberechtigung, die sich unterschiedlich tief ausgeprägt darstellt. Während die eine Gruppe der Expert_innen argumentativ ihre Gründungsgeschichte begründet, indem sie auf der Ebene des faktischen

Vorkommens der in Wolfsburg lebenden Gruppe von Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte verbleibt, verlässt eine zweite Gruppe diese Ebene und zieht stärker inhaltliche Begründungen und Ziele bezogen auf notwendige Integrationsmaßnahmen heran. Die jeweiligen Legitimationen der eigenen Arbeit der Institutionen beziehen sich daher zum einen allein auf die italienische Arbeitnehmer_innenanzahl: „Aufgrund, äh, der Arbeitnehmerzahl hier bei Volkswagen und der zahlreichen Italiener, die hier in der Stadt wohnen.“ (Exp.I._II, 8-10). Es lässt sich feststellen, dass eine zweite Gruppe inhaltliche Zusammenhänge wie die „Benachteiligung der italienischen Kinder“ (Exp.I._VI, 9) nutzt oder weitere Positionierungen als „Schnittstelle deutscher und italienischer Kultur“ (Exp.I._VII, 533) artikuliert werden.

Festzuhalten ist, dass, wie sich bereits in der historischen Auseinandersetzung abzeichnete, die grundsätzliche Gründungsgeschichte der primär herangezogenen Institutionen aufgrund der historischen Gegebenheiten der sogenannten italienischen Gastarbeiter in Wolfsburg fußt. Dabei zeigen die Interviews jedoch, dass einige Institutionen stärker den Integrationsaspekt betonen und diese dann auch konkreter die Basis ihrer Arbeit aufgrund einer ideellen Integrationsnotwendigkeit artikulieren.

Daseinsberechtigung und Selbstverständnis

Die Interviewpartner_innen legitimieren überwiegend ihre bis zum Interviewzeitpunkt fortdauernde Existenz als Teil der städtischen Institutionslandschaft hauptsächlich mit der großen Gruppe von Italiener_innen in Wolfsburg aufgrund der sogenannten Gastarbeitergeschichte. Dieser Aspekt ist allen Interviewpartner_innen gemeinsam, unabhängig von ihrem Auftragskontext. Das bedeutet, unabhängig davon, wer sie subventioniert oder welche Organisationsform sie aufweisen. Die folgenden Äußerungen zeigen das in besonderem Maße: „Aufgrund, äh, der (italienischen) Arbeitnehmerzahl hier bei Volkswagen und der zahlreichen Italiener, die hier in der Stadt wohnen.“ (Exp.I._II, 8-10) Des Weiteren: „Weil hier halt eine sehr große italienische Gemeinschaft lebt.“ (Exp.I._I, 18-19).

Die Anwerbung der italienischen Gastarbeiter kann als etwas von verschiedenen Akteur_innen Initiiertes begriffen werden, während das Niederlassen der Zugewanderten als etwas von außen an die Stadtentwicklung Herangetragenem verstanden werden kann. Diesem Verständnis folgend rekurrieren die artikulierten Gründungsgeschichten der Institutionen wie eben beschrieben zwar auf die Gastarbeitergeschichte, aber ihre fortdauernde Daseinsberechtigung ließe sich als eine extrinsisch begründete Gegebenheit und somit als aktiver Schritt zur Integrationsleistung verstehen. Jedoch muss festgehalten werden, dass die Argumentationslogik zumindest in der artikulierten Beschreibung der meisten Interviewpartner_innen auf der Ebene einer eher notwendig gewordenen reaktiven Integrationsbemühung verharrt, also offenbar auf der Ebene eines tradierten Begründungszusammenhangs.

Die rückwärtsgewandte Argumentationslogik steht jedoch im Gegensatz zum gesellschaftlichen Wandel und zu politischen Bestrebungen, die sich faktisch – vom Status Gast hin zu Mitbürger_in – bewusst vollzog (siehe Kapitel 1.). Der Perspektivwechsel wurde in der Stadtentwicklung aktiv verfolgt, und verschiedene Akteur_innen initiierten eine breite Institutionslandschaft mit dem Fokus auf die vor Ort verbleibenden Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte. Diese stärker aktiv ausgerichtete Motivationslage wurde allerdings nur in Teilen bei denjenigen Interviewpartner_innen sichtbar, die sich gleichsam der politischen Kontextlogik bewusst schienen, indem sie ihre Gründungsgeschichte bewusst in die politische Entwicklung in der Folge der Anwerbungsituation situieren. In einem Interview sind schließlich konkrete intrinsisch motivierte inhaltliche Argumentationslogiken zu finden, und die Daseinsberechtigung wird somit beispielsweise aus einer Notwendigkeit heraus begründet, die benannt wird mit „Benachteiligung der italienischen Kinder“ (Exp.I._VI, 9).

Es bleibt festzuhalten, dass die Institutionen den Wechsel in der gesellschaftlichen Ausrichtung und der stadt- und arbeitspolitischen Betrachtung von den sogenannten italienischen Gastarbeitern hin zu verbleibenden Mitbürger_innen vollzogen und für ihr Handlungsfeld verinnerlicht haben. Jedoch wird dieser Prozess von der Mehrheit der Expert_innen nicht als vorausschauendes, aktives Vorgehen, sondern als reaktives Verhalten auf den Perspektivenwechsel beschrieben. Nur einzelne Expert_innen, die eine bewusste Haltung gegenüber

Integrationsdiskursen artikulieren, beschreiben diesen Prozess als aktiv vollzogen.

Netzwerke und Kooperationen

In Bezug auf die Arbeit in lokalen oder überregionalen Netzwerken und in Arbeitssituationen mit Kooperationspartner_innen lassen sich die Expert_innen in zwei kontrastierende Gruppen einteilen: Die erste Gruppe ist dadurch gekennzeichnet, dass sie den informellen Kommunikationswegen große Bedeutung beimisst. In diesem Zusammenhang verweist eine Expertin auf die Rolle der informellen Kontakte: „Und stelle auch immer wieder fest, dass wir hier in Wolfsburg eine besondere Situation haben, weil wir sehr eng miteinander arbeiten. Und dadurch entstehen natürlich auch viele Dinge einfach schneller. Also die Kommunikationswege sind kürzer, man kennt sich. Also das macht schon eine ganze Menge aus.“ (Exp.I._V, 202 ff.). Eine andere Expertin äußert: „[So] informelle Kontakte kommen ganz schnell“ (Exp.I_I, 247-248).

Wolfsburg wird von der betroffenen Gruppe, die hauptsächlich die informelle Vernetzung sucht, als sehr kleine Stadt mit einfachen und direkten Kommunikationswegen eingestuft. „Aber Wolfsburg ist eben relativ klein, und da funktioniert das (Informelle) noch viel besser.“ (Exp.I_I, 255-256). Sogar der Begriff des „Provinzialismus“ fällt in diesem Zusammenhang (Exp.I_I, 391).

Die zweite Gruppe hat jedoch Folgendes für sich erkannt: „Was nur sehr deutlich wird ist, dass wir so 'ne Arbeit nicht ohne Netzwerk schaffen.“ (Exp.I._VIII, 570-572). Weiter äußert sie: „Nur mit informellen (Netzwerken) kommt man nicht weiter.“ (Exp.I._VII, 273-274). In einem Interview der zweiten Gruppe wird so zum Beispiel, trotz eines Hinweises auf die geringe Größe der Stadt, eine stärker ausgerichtete Netzwerkorientierung deutlich „(Lokaler Austausch ist) sehr wichtig, wenn Sie überlegen, dass Wolfsburg eine relativ kleine Stadt ist. Ist es, ähm, trotzdem so, dass wir uns da (gemeint ist: im Netzwerk; d. Verf.) gar nicht alle kannten.“ (Exp.I_III, 282-284).

In dieser zweiten Gruppe ist der Umgang mit Netzwerken und Kooperationen gezielter und strategischer ausgerichtet, und die Netzwerke und Kooperationen werden anlassbezogen gegründet oder neu ausgerichtet. Diesen Zusammen-

hang beschreibt eine Expertin deutlich wie folgt: „Und ob ich mir dann Kooperationspartner suche, weil ich inhaltliche Unterstützung brauche, oder ob ich mir Sponsoren suche, weil ich Geld brauche, oder ob ich mir eine politische Anerkennung suche, ja? Das, das gucken wir uns dann aus der Situation heraus an.“ (Exp.I._VIII, 582-587). Dennoch gibt es scheinbar hauptsächlich fachbezogene Netzwerke, aber keine fachlich orientierten Netzwerke, die ausschließlich italienischspezifisch im Bezug zu diesbezüglichen konkreten Fragestellungen ausgerichtet sind (vgl. bspw. Exp.I_III).

Nur wenige der befragten Institutionen bewegen sich strategisch in spezifischen Netzwerken. Die Mehrzahl empfindet den informellen Austausch innerhalb der Stadt oder die Vernetzung in eher unspezifischen Netzwerken als ausreichend. Spezifische Netzwerke zu italien- oder integrationsbezogenen Themen auf lokaler Ebene werden zwar von den integrationsbewussten Expert_innen befürwortet, scheinen aber zum Erhebungszeitpunkt nicht den Bedarf sättigend vorhanden zu sein. Wiederum lässt sich in diesem Zusammenhang festhalten, dass diejenigen Expert_innen, deren Institution den Perspektivwandel in der Ausprägung aktiver verinnerlicht und vollzogen haben, auch hier reflektiertere und strategischere Überlegungen in Bezug auf spezifische Netzwerke artikulieren.

Bilingualität und kulturelle Identität

Bei allen Interviews zeigt sich, dass in Bezug auf die Folgegenerationen der sogenannten italienischen Gastarbeiter nicht dem Erlernen der deutschen Sprache an sich eine besondere Bedeutung zugemessen wird, sondern dass das Aneignen und Leben mit der italienischen Sprache in den Mittelpunkt der Argumentationen rückt. Dieser Aspekt wird auf den folgenden drei Ebenen von Ausprägungen dieses Phänomens deutlich: Der Ebene der Wertschätzung, der Ebene der kulturellen Aneignung und der Ebene einer ambivalenten Infragestellung. So wird auf der Ebene der Wertschätzung die italienische Sprache als an sich wertvolle Sprache hervorgehoben; das Erlernen der deutschen Sprache wird dagegen für die Folgegenerationen nicht als das Essentielle der Integration betrachtet. Der Fokus der Interviewpartner_innen liegt stärker auf der Aufwertung der italienischen Sprache. Es wird in diesem Zusammenhang darauf ver-

wiesen, dass Sprachen allgemein und hier spezifisch die italienische Sprache nicht abgewertet werden sollten: „Jede, äh, Sprache hat seinen Wert. Jede Sprache hat die entsprechenden, ähm, hat eine entsprechende Wertigkeit.“ (Exp.I._VIII, 124-126). Laut einigen Aussagen der Interviewpartner_innen erfuhr die sogenannte Gastarbeitergeneration den Umstand, dass ihrer italienischen Sprache keine Wertschätzung entgegengebracht worden sei. Es wird insbesondere bedauert, dass junge Wolfsburger_innen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte daher „in ihrer Kindheit von ihrem Vater“ (Exp. I_I, 278-280) kein Italienisch gelernt haben. Dabei seien junge Eltern mit tradierter Zuwanderungsgeschichte davon überzeugt, „dass es also was Wertvolles wäre, wenn, äh, wenn ihre Kinder nun auch noch Italienisch könnten.“ (Exp. I_VIII, 367-368). Auf der Ebene der kulturellen Aneignung wird das Erlernen der und das Leben mit der italienischen Sprache von den Interviewpartner_innen in ausgeprägter Form hochstilisiert und in Teilen gleichgesetzt mit einer Art Konzeption einer eigenen italienischen beziehungsweise kulturellen Identität: „Dass sie (gemeint sind Wolfsburger_innen mit italienischer tradierter Zuwanderungsgeschichte; d. Verf.) also wirklich sagen, das ist ein Teil meiner Identität. Ich will das jetzt lernen, und ich will. Über die Sprache versteht man auch die Mentalität und die Kultur“ (Exp.I_I, 286-289).

Anhand der Verbreitung italienischer Sprache und Kultur durch die Institutionen und anhand der weiteren deutsch-italienischen bilingualen Möglichkeiten in Wolfsburg artikulieren die Interviewpartner_innen die Bedeutung von Möglichkeitsräumen für kulturelle Aneignungsprozesse. Sie sind der Auffassung, dass durch die Verbreitung von italienischer Sprache und Kultur die Folgegenerationen an die italienische Kultur gebunden werden würden: „Sodass sie sozusagen ein bisschen an ihre eignen Kultur, an ihre eigene Kultur gebunden werden“ (Exp.I_I, 14-15). Die italienische Sprache, also die Sprache der zugewanderten Elterngeneration, wird in allen Interviews hoch geschätzt, zudem wird ihr die Hauptrolle der kulturellen Reflexions- und Identifikationsfläche zugeschrieben. Auf der Ebene der ambivalenten Infragestellung wird Kritik an diesen kulturellen Zuschreibungen beziehungsweise an der damit vorgenommenen kulturellen Sortierung sichtbar, wenn auch nur in ersten Zügen. Obwohl an einigen Stellen der Interviews Kritik an einer kulturellen oder nationalen Identitätszuweisung anklingt, indem beispielsweise wie im folgenden Zitat infrage gestellt wird, was

die Zuschreibung „italienisch“ überhaupt beinhalten soll: „Was bedeutet Italiener, ne?“ (Exp. I_VI, 161-162), werden trotzdem national bezogene Begrifflichkeiten verwendet und die Aneignung der sogenannten italienischen kulturellen Identität wie folgt als Notwendigkeit dargestellt: „Die Eltern haben auch Angst, dass ihre Kinder vielleicht verdeutscht werden“ (Exp.I._VIII, 62-63).

Insgesamt scheint der Sprach- und Kulturbegriff bei den Interviewpartner_innen sehr stark miteinander verwoben zu sein. Sie trennen kaum zwischen der italienischen Sprache und einer italienischen Kultur.

Interessant erscheint zudem, dass in lediglich einem der Interviews die deutsch-italienische Bilingualität in Wolfsburg auf einer strategischen Ebene anstelle einer personenbezogenen Ebene betrachtet wird und ihr dabei eine Rolle innerhalb der städtischen Imagepflege zugeschrieben wird. So wird darauf verwiesen, dass die Förderung von Bilingualität „ja ein Vorteil für die Stadt“ (Exp. I._VII, 471-472) sei. Dies könnte einerseits auf einen spezifischen Versuch einer Legitimation der eigenen Arbeit der Institution zurückzuführen sein oder aber als erster Hinweis auf eine These gedeutet werden, die in der Weise formuliert werden könnte, dass das Italienische in Wolfsburg tatsächlich stärker ein lieb gewonnenes Image ist, das aus dem vergangenen Perspektivwechsel vom Bewertungskriterium Gast zum Bewertungskriterium Integration der Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte entstand und bis heute fort-dauert.

Zusammenfassend lässt sich für das thematische Motiv „Bilingualität und kulturelle Zugehörigkeit“ feststellen, dass sich die Bewertung und die Auseinandersetzung der befragten Expert_innen anhand eines dreiteiligen Spektrums einordnen lassen. Wobei die Ebene der Wertschätzung eine lokalhistorische begründete Empowerment-Perspektive darstellt und bis hin zur Ebene der ambivalenten Infragestellung reicht, die in zaghaften Ausdrücken Fragen der Zugehörigkeit über den lokalen Kontext hinaus stellt. Die der Analyse folgende Zuordnung der Interviews zu den Ebenen zeigt innerhalb dieses Motivs keine einheitliche Verbindung zum Grad der jeweiligen Ausprägung einer Integrationsperspektive der Interviewpartner_innen auf. Zudem wird der italienischen Sprache unter den Traditionsankern grundsätzlich eine übergeordnete Rolle zugeschrieben.

Integration in einer „italienischen“ Stadt

Wolfsburg wird in den Interviews wiederholt als „italienische Stadt“ beschrieben und betitelt, da hier Italiener_innen seit vielen Jahren leben: „Italiener, italienische Kultur, italienisches Leben gehört einfach zu dieser Stadt dazu“ (Exp. I_I, 149-150). Die italienische Einwanderung „prägt in der Tat stark. Die Gesellschaft Wolfsburgs und auch die Mentalität, die Besonderheit dieser Stadt“ (Exp. I_VII, 596-598), und „Wolfsburg ist auch eine italienische Stadt.“ (Exp. I_I, 148). Die Vorstellung, dass Wolfsburg das größte „italienische Dorf jenseits der Alpen“ (von Oswald 1997) sei, findet sich auch in den Interviews wieder.

Dennoch geht es im Zusammenhang mit dem Thema Integration in den Interviews deutlich um Integrationsleistungen in die deutsche Gesellschaft hinein und nicht um das Leben in einem „italienischen Wolfsburg“. Das geäußerte Integrationsverständnis stellt sich dabei als breit aufgestellte Variation dar, deren Ausprägungen von einem Zusammenbringen der Kulturen über Interkulturalität bis hin zu einer inklusiven Ausrichtung der Aufnahmegesellschaft reichen.

Eine Gruppe der Interviewpartner_innen versteht sich als „Bindeglied“ (Exp. I_I, 41) zwischen Deutschen und Italiener_innen und leistet nach ihrem Verständnis Integrationsarbeit allein schon begründet durch die Förderung oder Initiierung des Zusammenbringens beider. Sie machen immer dort einen Arbeitsschwerpunkt: „Wo immer ein Zusammenhang zwischen Italien und Deutschland hergestellt wird.“ (Exp. I_I, 63-64).

Eine zweite Gruppe eröffnet eine grundsätzlich weitreichendere ressourcenorientierte Perspektive, wenn sie aus ihrer Sichtweise heraus ihre zu integrierende Zielgruppe beschreibt: „Der bringt ja eine andere Kompetenz mit. Also auch diesen Blick zu verändern. Auf, äh, auf Persönlichkeit. Auf Sachen, auf Ressourcen. Ja? Und nicht zu denken, ach, der kann das wieder nicht. Ja? Oder das kann er nicht. Also dieses defizitäre Gucken. Sondern eher zu gucken, was bringt er mit, was kann er.“ (Exp. I_VIII, 89-91). In diesem Zusammenhang wird nicht mehr nur die italienische Sprache, sondern die deutsch-italienische Bilingualität als besondere Ressource an sich bewertet, deren Förderung ausdrücklich zur Entwicklung einer interkulturellen Kompetenz der betroffenen Personen führe. In einem Interview wurde diese Sichtweise, Bilingualität generell als Methode zum Erwerb interkultureller Kompetenz zu interpretieren, besonders deut-

lich: „Dieser Respekt. Diese Wertschätzung, ja? Dieses Verständnis, es gibt auch andere“ (Exp. I_VIII). Bilingualität wird im Verlauf des Interviews als interkulturalitätsfördernde Methode beschrieben. Hier ist trotz der Fokussierung auf Bilingualität indes kein enges Integrationsverständnis zu identifizieren, denn: „Die Sprache ist mit Sicherheit ein besonderer Schlüssel (zur Integration, Anm. d. Verf.). Eine ganz wesentliche Kompetenz, aber nicht die alleinige.“ (Exp. I_VIII, 254- 255).

In einem weiteren Interview wird besonders auf den inklusiven Anteil an Integration eingegangen. Integration bedarf nach dieser Sichtweise demnach zwei Grundlagen: die interkulturelle Kompetenz im Sinne der Inklusion der aufnehmenden Gesellschaft einerseits und eine integrierende Kompetenz der Aufzunehmenden andererseits (Exp. I_III, 424 ff.). Die hier sichtbar werdende Anerkennung der inklusiven Aspekte von Integration zeugt von einer weiten Öffnung des Integrationsverständnisses, da somit auch die Wechselseitigkeit zwischen Individuum und Gesellschaft reflektiert wird.

Des Weiteren werden die Dimensionen, innerhalb derer Integration relevant wird, dargestellt und zudem auf die besondere Rolle der Bildung verwiesen: „Also ich finde, Integration ist natürlich, äh, ist ja sehr, sehr breit gefasster Begriff, und da gehören viele andere Faktoren (gemeint ist: als nur der Bildungsaspekt; d. Verf.) mit rein. Es gehört auch da mit rein, hab ich Freunde oder Bekannte, äh, die vielleicht nicht nur Italiener sind. Bin ich hier in, in Vereinen integriert, bin ich, äh, gehen meine Kinder zum Sport, und ich treffe mich da mit den an- deutschen Müttern und so weiter, hab ich eine Arbeitsstelle oder hab ich eine Arbeitsstelle vielleicht, wenn ich eine habe, in einer italienischen Eisdielen, wo ich auch nur oder fast nur Italienisch spreche oder mich in diesem Umfeld bewege. Aber ist klar, dass die Bildung wieder der Schlüssel, ähm, zur Integration ist.“ (Exp. I_III, 876- 887). Auffällig ist hier, dass hier auf transkulturelle Räume von Wolfsburger_innen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte verwiesen wird. Weiterhin wird in diesem Interview die These vertreten, dass es in Wolfsburg eine Vielzahl dieser transkulturellen Räume gebe und aufgrund dessen die Integration eingeschränkt werde (vgl. Exp. I_III).

Ein atmosphärisches Aushängeschild Wolfsburgs, nämlich das des „größten italienischen Dorfes jenseits der Alpen“ (siehe von Oswald, 1997), wird somit als blockierendes Element von Integration ausgemacht. Somit ließe sich zumin-

dest die These formulieren, dass Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte in Wolfsburg weiterhin stark im italienischen kulturellen Umfeld verhaftet sind, eben weil es so viele italienisch geprägte Vereine und Institutionen gibt, die aber eigentlich mindestens ein Zusammenbringen der Kulturen anstreben. Die Vorstellung, Wolfsburg sei eine „italienische“ Stadt, die beispielsweise in historischen Auseinandersetzungen und Zeitungsartikeln mehrfach evoziert wird, wird auch von den Expert_innen deutlich artikuliert. Die als italienisch gedeuteten Spezifika der Stadt wie beispielsweise die italienische Sprache, die transkulturellen Räume oder die italienische Gastarbeitergeschichte, unterstreichen dabei den Dualismus, der innerhalb der Aussagen zur Integration oftmals deutlich wird, indem Integration vornehmlich in der Perspektive des Zusammenbringens zweier Kulturen anstelle einer Art von Verbindung oder Wechselverhältnis verstanden wird.

Zudem wird Bilingualität, wie schon im Abschnitt zum Motiv der Bilingualität und zur kulturellen Identität gezeigt, jedoch nicht eng gefasst und nur als sprachliches Konzept verstanden, sondern als interkulturalitätsfördernde Methode im Rahmen einer Integrationsleistung. Jedoch ist an dieser Stelle hervorzuheben, dass nur in einem einzigen Interview der inklusive Aspekt von Integration thematisiert und in diesem Zusammenhang auf die Aspekte der urbanen transkulturellen Räume als Integrationshindernis verwiesen wird. Somit ist festzuhalten, dass sich verschiedene Ausprägungen eines Integrationsverständnisses identifizieren lassen, dass ein proaktives inklusives Verständnis aber nur im Einzelfall artikuliert wird.

Die junge Generation

In den Interviews wird deutlich, dass die Nutzung der eigenen Angebote durch die junge Generation von Wolfsburger_innen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte ein wiederkehrendes Thema ist. Für die Interviewten kann somit festgehalten werden, dass die Gruppe von Interviewpartner_innen, die das Vorhandensein ihrer Einrichtung in erster Linie mit der Weitergabe italienischer Kultur begründen oder aber zur Gründungszeit ausschließlich die italienische Seite d.h. die sogenannten italienischen Gastarbeiter im Blick hatten dieselbe Gruppe

ist, die darauf hinweist, nur wenig jüngere Menschen zu erreichen. So wird in einem der Interviews auf Folgendes hingewiesen: „Es ist sehr schwer, junge Menschen zu motivieren.“ (Exp. I_I, 310) In einem anderen Interview wird im Zusammenhang mit der Frage, welche Altersgruppen vorwiegend die Institution aufsuchen, festgestellt: „Würd sagen, dass eher [...] die erste Generation kommt.“ (Exp. I_III, 91). Die geringe Erreichbarkeit jüngerer Personen und von Personen mit italienisch tradiertem Zuwanderungsgeschichte wird als Problem geschildert, allerdings ohne eine eigene Begründungsidee zu äußern.

Hier lässt sich festhalten, dass die Institutionen sich der Schwierigkeit bewusst sind, dass ihr Handlungsfeld bzw. ihr Angebot von der Generation mit tradiertem italienischer Zuwanderungsgeschichte nicht in gleichem Maße angenommen wird wie von der Generation der sogenannten Gastarbeiter. Dies veranlasst sie jedoch zum Zeitpunkt der Erhebung offenbar nicht dazu, ihre Handlungsfelder infrage zu stellen oder zu verändern.

Inklusionsbestrebungen und Exklusionserfahrungen

Auf eigene Inklusionsbestrebungen als Institution wurde nur in einem Interview verwiesen, in diesem Zusammenhang allerdings ausschließlich bezogen auf die institutionelle Struktur und projiziert auf die Institutionslandschaft in Wolfsburg. So wird ausgeführt: „Wir möchten gerne ein Teil des städtischen Angebotes sein. Wir möchten nicht so die Italiener sozusagen außerhalb dieses Netzes sein. Sondern wir möchten richtig zu dem Netz dazugehören.“ und weiter: „Eine Institution, die dazugehört wie alle anderen eben.“ (Exp. I_I, 145-151). Besonders der letzte Satz ruft direkte Assoziationen hervor, die an personenbezogene Aussagen zu Exklusionserfahrungen erinnern. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich bei dieser einzelnen Artikulation um eine sichtbar werdende Vermischung der Rolle des/der Expert_in als Funktionsträger_in und als Person handelt und hier die Erfahrungen oder die persönliche Zielrichtung heraussticht. Allerdings könnte auch vermutet werden, dass in der betreffenden Organisation eine besonders ausgeprägte familienorientierte Organisationskultur vorherrscht, die ein starkes persönliches Wir-Gefühl hervorbringt und somit personenbezogene Aussagen von starkem Idealismus beeinflusst werden.

In einem anderen Interview kommt es stattdessen zur Artikulation der stadtgese­llschaftlich scheinbar fehlenden Reflexion der sogenannten italienischen Gastarbeitergeschichte. Damit verbunden wird auf die generelle Möglichkeit von Exklusionserfahrungen hingewiesen. „Oberflächlich gesehen hat niemand was gegen die Italiener hier. Und es gibt auch und hat auch nie wesentliche Aus­schreitungen oder so gegeben, sie sind da; und sie können sich entfalten.“ (Exp. I_VII 586-587). Im Interviewverlauf wird konkret darauf hingewiesen, dass eine kulturelle Aufklärungsarbeit besonders notwendig sei, da es sonst „leicht in Vergessenheit gerät“ (585-586), wie und in welchem Kontext die Italie­ner_innen, die heute in Wolfsburg leben, nach Wolfsburg gekommen sind. Die­ser gesellschaftspolitische Argumentationsrahmen klingt in diesem Ausmaß in keinem anderen Interview an, und es liegt nahe zu vermuten, dass hier jemand spricht, dessen Arbeit losgelöst von Subventionierungspolitik ist und der sich somit politisch frei äußern will und kann.

In einem weiteren Interview wird retrospektiv konkret auf den Kontext der italie­nischen Zuwanderung hingewiesen und die Auswirkungen von Exklusionserfah­rungen, in diesem Falle die Ablehnung der italienischen Sprache, skizziert: „[...]“, dass sie in einer Zeit aufgewachsen sind, wo man, äh, abfällig über auf die andere Sprache guckte. Das heißt, auch das Kind konnte sich nicht mit der eigentlichen (italienischen) Muttersprache, wenn Sie so möchten, identifizieren, das heißt, es lehnte sie auch ab. Und dadurch ist es auch nicht verwunderlich, dass die meisten der zweiten Generation ihr Italienisch gar nicht richtig kön­nen.“ (Exp. I_VIII, 349-357).

Festzuhalten ist, dass Exklusionserfahrungen auf organisationaler und politi­scher Ebene sowie anhand von Deutungserfahrungen der italienischen Sprache in den Interviews sichtbar werden. Jedoch findet ein expliziter Bezug auf Exklu­sionserfahrungen kaum statt. Offen bleibt, daher inwieweit die im politischen Bezug auftauchenden Argumentationen darauf rekurrieren, dass es im urbanen Kontext und in Bezug auf das italienische Image der Stadt politisch inkorrekt ist, auf Exklusion hinzuweisen.

Viel Unterstützung und kaum Blockaden

Grundsätzlich wird deutlich, dass sich die Institutionen in Wolfsburg von den unterschiedlichen Akteur_innen der Stadtgesellschaft –organisationalen, persönlichen und politischen – willkommen geheißen fühlen. Ihre Begründungen beziehen sich dabei allerdings hauptsächlich auf die kommunale finanzielle Subventionierung, wie das folgende Zitat zeigt: „Damit (gemeint ist die finanzielle Unterstützung; d. Verf.) drückt die Stadt natürlich auch ihr Interesse daran aus, dass diese (gemeint ist die institutionelle Einrichtung, der die Interviewpartnerin angehört; d. Verf.) hier ist.“ (Exp. I._I, 161-163). Dabei positionieren sie sich aktiv, indem sie darauf verweisen, dass sie sich die Subventionierung erarbeitet hätten, und postulieren, diese verdient zu haben: „Ja, man kann sich was (in Wolfsburg) erarbeiten. Weil man sichtbar geworden ist.“ (Exp.I._VIII, 447/455) In einem weiteren Interview wird geäußert: „(Die) Stadt unterstützt aber auch, wenn eigene Initiative reingesteckt wird (Exp. I.-VII 405 ff.).

Auf die Frage danach, ob es auch Blockaden oder Behinderungen der eigenen Arbeit gab oder gibt, gab es nur in Ausnahmefällen entsprechende Hinweise. Diese verwiesen im Falle dann auf die Rolle der Politik (Fragen zu Hindernissen bei Kooperationen): „Das hängt sehr viel von politischen Sachen“ (Exp. I._VI, 280) oder, bezüglich einer konservativeren Stadtregierung. „Die Begeisterung [gegenüber der Institution, Anm. Verf.] hielt sich in Grenzen“ (Exp. I._I, 173-175). In einem Fall wurden Widerstände gegenüber der eigenen Arbeit selbstreflexiv durchaus positiv bewertet: „Man wächst ja auch, oder man entwickelt ja auch Ideen anhand der Behinderung (im Sinne Blockade bspw. Rahmenbedingungen)“ (Exp. I._VIII, 623-624).

Zusammenfassend ist grundsätzlich festzustellen, dass die Expert_innen sich insgesamt unterstützt und auch zu einem proaktiven Vorgehen und zur Eigeninitiative bemächtigt fühlen. Deutlich wird im Gegensatz dazu die Beförderung oder Behinderung der eigenen Arbeit anhand verschiedener Ausrichtungen der Lokalpolitik. Allerdings kann die Sprachlosigkeit in Bezug auf Blockaden oder Behinderungen auch zu der vorab vorgenommenen Überlegung passen, indem diese Aspekte einem, wie man sagt, rosa Elefanten im Raum gleichen, über den man politisch korrekt nicht spricht. An dieser Stelle sollte vor allem nicht die

Subventionierungsabhängigkeiten vergessen werden, in denen sich die Institutionen befinden.

Hinweise zu Problemlagen von Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte

Über die Erkenntnisse zu den thematischen Einheiten hinaus sind erste inhaltliche Hinweise zu den Problemlagen von Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte bedeutsam. Fast jede befragte Institution hat in unterschiedlichen Ausprägungen Beratungssituationen. Sofern Probleme in diesen Situationen zur Sprache kommen, handelt es sich vornehmlich um Konflikte in der Familie. Eine Interviewpartnerin verweist in diesem Zusammenhang auf Problemfälle, in denen es um Eltern-Kind-Konflikte oder Mann-Frau-Konflikte geht (Exp.I_II, 166-173). In verschiedenen Interviews wird darauf eingegangen, dass der Bildungsstand der Familien mit italienischer Zuwanderungsgeschichte im Vergleich zu deutschen Familien im Schnitt ein geringerer sei, und von den Expert_innen in ihrer Deutung der Probleme mit der Bildungsherkunft in Verbindung gebracht: „Das ist schon ein Personenkreis (gemeint sind die Italiener_innen, die zur Beratung kommen, Anm. d. Verf.), der nicht einen besonderen hohen Bildungsstand hat.“ (Exp.I_V, 347-348, vgl. auch Exp. I_IV). In diesem Beispiel kommt es zudem zu einer Sub-Gruppisierung und einer gedeuteten Überschneidung von italienischer Zuwanderungsgeschichte und Bildungsstand.

In einem der Interviews wird darüber hinaus die Sorge geäußert, dass es einen Großteil von Menschen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte geben könnte, der in bestimmten Problemsituationen lebt, dass aber diese Gruppe von Personen nicht in den Institutionen erscheinen. „Und es bleibt aber, fallen aber immer die runter, die in der Wohnung vereinsamen, die keine Kontakte haben, und die werden auch da nicht angesprochen.“ (Exp.I_III, 795-797) Gleichzeitig wird aber in diesem Interview der andere Fall in Betracht gezogen und zaghaft vermutet, dass diese Personen gerade deshalb nicht erscheinen könnten, weil sie gut integriert sind (vgl. auch Exp.I_III). Für die biographischen Interviews wird es interessant sein zu analysieren, welcher dieser beiden hypothetischen

Gruppierungen die Befragten angehören oder ob diese duale Typologie überhaupt für diese Gruppe Bestand hat.

Festhalten lässt sich die Deutungsweise, dass eine Gruppe von Personen innerhalb der Community mit italienischer Zuwanderungsgeschichte seitens der interviewten Expert_innen vermutet wird, die einen grundsätzlich niedrigen Bildungsstand haben. Es ist anzunehmen, dass die Befürchtung, eine Gruppe würde nicht an Unterstützungsleistungen partizipieren, auf denselben zugeschriebenen Zuschnitt von Personen abzielt. Bemerkenswert ist die vermeintliche Unsichtbarkeit und Zugangslosigkeit, die in Bezug auf die als benachteiligte Personengruppe geäußert wird, und gleichzeitig die kaum wahrgenommene Möglichkeit, dass die Gruppe der gut situierten, gut gebildeten, selbstwirksamen Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte ausgeblendet wird.

Aussagen zur eigenen Person der Expert_innen und die Bedeutung von Geschlecht im Forschungsprozess

Wenn auch nicht aus der Perspektive der Fragestellung heraus, so ist es dennoch bemerkenswert, in rückblickender Betrachtung festzustellen, dass alle Interviewpartner_innen eine eigene oder tradierte Zuwanderungsgeschichte aus Italien vorzuweisen hatten, auch wenn die Institutionen bzw. die angesprochenen Personen nicht vorab auf dieser Grundlage ausgewählt wurden (siehe Kapitel 3.1). Meist wurde dieser Umstand erst nach dem Interview oder vor dessen Aufnahme in Randgesprächen mitgeteilt oder ersichtlich. In den Fällen, in denen dies nicht zutraf, wurde gezielt und betont auf die enge persönliche Verbindung zu Italien und zu Italiener_innen hingewiesen oder auf eigene Interkultura-
litätserfahrungen explizit eingegangen, beispielsweise anhand folgender Aussage: „Ich bin es also gewohnt gewesen, in einer zweiten Nation zu leben und ihre Kultur und Sprache zu achten.“ (Exp. I._VII, 60-62).

In einigen Fällen passten diese dem Gesprächsfluss folgenden Aussagen und Hinweise grundsätzlich in die Themen der Randgespräche und ließen sich mit einem grundsätzlichen Interesse an den biographischen Interviews begründen. In anderen Fällen hingegen waren diese Aussagen deutlicher als Legitimationen zu identifizieren. So lässt sich annehmen, dass in einigen Interviewsituatio-

nen versucht wurde, gegenüber der Forscherin eine Begründung zu schaffen, um sich zu dem Thema äußern zu können. Bogner und Menz verweisen in diesem Zusammenhang auf die Aspekte des meist gegebenen Einvernehmens über die Möglichkeiten und Bedeutung von Forschung sowie die Professionalität der Expert_innen und zeigen die Möglichkeit auf, dass ein Expert_inneninterview auf relativer Augenhöhe stattfinden kann (Bogner und Menz 2009). Die von den Expert_innen angebrachten Anmerkungen zu ihrer Berechtigung zum Sprechen könnte somit als Austarieren der Rollen innerhalb des Erhebungsprozesses verstanden werden, sozusagen als Versuch, die relative Augenhöhe zwischen Forscherin und Expert_in herzustellen.

Während der Auswertung kam zudem die Vermutung auf, dass weder die inhaltliche noch die rollenbezogene Begründung für die Hinweise auf die eigene Zuwanderungsgeschichte beziehungsweise auf die interkulturellen Erfahrungen der Interviewpartner_innen ohne interkulturelle Reflexion bestehen konnte. Grundsätzlich geht es bei der Betrachtung dieser Aspekte nicht mehr um das kollektive Wissen der Expert_innen, sondern um ihre eigenen subjektiven auf das Individuum bezogenen Positionierungen innerhalb des Erhebungsprozesses. Jedoch werden zusätzlich zu den inhaltlichen oder rollenbezogenen Erklärungsversuchen interkulturelle Verhaltensmuster einbezogen. Es ist festzustellen, dass im Rahmen des Erhebungsprozesses in gewissem Maße die italienisch geprägte Beziehungsorientierung im Gegensatz zur deutsch geprägten Sachorientierung der Forscherin – in diesem Falle sogar besonders ausgeprägt aufgrund des Vorgehens, die Expert_innen ausschließlich auf professioneller Ebene in ihrer Funktion bzw. ihrer Rolle anzusprechen – sichtbar.

Sofern es nicht schon im persönlichen Austausch im Vorfeld der Terminvereinbarung zum Interview um Aspekte der persönlichen Beziehungsebene ging, wurde spätestens während des Termins außerhalb der Aufnahmesituation die Notwendigkeit der Beziehungsarbeit deutlich: Die Gesprächsthemen reichten über die familiäre Situation bis zu Karrierewünschen. Die Ermöglichung und die konkrete Tiefe des Interviews waren in gewissem Maße von der Offenheit der Forscherin gegenüber der Beziehungsarbeit abhängig.

Die Auswertung verfolgt die ausgeübten Funktionen und Rollen der Expert_innen, aber nur auf theoretischer, analysierender Ebene. Meuser und Nagel verweisen in diesem Zusammenhang auf Folgendes: „Im ExpertInneninter-

view tritt die Person des Experten/der Expertin in ihrer biographischen Motiviertheit in den Hintergrund, stattdessen interessiert der in einen Funktionstext eingebundene Akteur. Das ExpertInneninterview zielt auf den Wissensvorsprung, der aus der privilegierten Position der ExpertInnen in diesem Kontext resultiert.“ (Meuser und Nagel 2004, 327). Für die Vorgehensweise und die Auswahl der Expert_inneninterviews sind des Weiteren die oben beschriebenen von Bogner und Menz dargestellten vielseitigen Aspekte der Sekundärmotivati-on (Bogner und Menz 2009) relevant. Darüber hinaus wurde in diesem interkul-turellen Forschungskontext aber auch deutlich, dass hier zusätzlich auch ver-schiedene interkulturell situierte Praktiken für den Erhebungsprozess relevant geworden sind. Aus der im Feld aufgetretenen Notwendigkeit der interkulturel-len Reflexion der eigenen Situierung und der Aushandlung dieser Situierung mit den Interviewpartner_innen wurden so sinnvolle Hinweise für die nachfolgende Erhebungsphase der biographischen Interviews identifiziert.

Des Weiteren ist zu den Expertinnen_interviews in Bezug auf Geschlecht an-zumerken, dass anhand der induktiven Kategorienbildung keine thematischen Einheiten oder Motive zu Geschlecht entwickelt wurden. Alle Angebote und Handlungsfelder werden laut den Aussagen der Expert_innen mehr oder weni-ger von allen Geschlechtern angenommen. Spezifische Besonderheiten für Frauen oder Männer wurden nicht benannt. Einzig in zwei Interviews wurde die Nutzung der eigenen Angebote mit einer höheren weiblichen Beteiligung einge-schätzt (bspw. Exp. I_I und Exp. I_III), aber nicht im Sinne eines fehlenden oder nur marginalen Zugangs von Männern. Nur in einem Interview, in dem sich darüber hinaus ein hoher integrationsbezogener Bewusstseinsgrad feststellen ließ, wurde konkret auf den Aspekt Geschlecht eingegangen. So wurde kontras-tierend auf eine Besonderheit der Geschlechterrollen in anderen kulturellen Kontexten und der diesbezüglichen Arbeit konkret hingewiesen (Exp. I_III), während Geschlecht in Bezug auf Personen mit italienischer Zuwanderungsgeschichte nicht thematisiert wurde.

Festzustellen ist, dass Geschlecht sich nicht als thematisches Motiv durch das Interviewmaterial zieht, sondern nur in Ansätzen anklingt. Beate Littig verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass Doing-Gender sich auch im Inter-viewprozess vollziehe und eine Reflexion erfordere. Sie fordert eine dem For-schungskontext entsprechende Auseinandersetzung mit dem Erhebungspro-

zess in Bezug auf Geschlecht (Littig 2009). Abels und Behrens weisen für Expert_inneninterviews des Weiteren darauf hin, dass, obwohl sich diese Erhebungsmethode nicht auf die gesamte Person, sondern in erster Linie auf deren Funktion beziehe, die Subjektivität der Befragten dennoch stets präsent sei. Sie sprechen sich daher dafür aus, diese geschlechterbezogenen Zuschreibungen zu rekonstruieren (Abels und Behrens 2009).

Erkenntnisleitend scheint in Anbetracht des dargestellten Kontexts zu sein, dass die Expert_innen fast ausschließlich Frauen waren, ohne dass dieser Umstand im Feldzugang eine besondere Rolle gespielt hätte. Daher sind nicht nur die interkulturelle Situierung und der Einfluss zu reflektieren, den diese auf die Beziehung beziehungsweise auf die Interaktion der Interviewten und Interviewenden haben, sondern zudem die Einflussgröße Geschlecht und deren Auswirkungen auf die Erhebungssituation.

Zwei Aspekte traten in der rückblickenden Betrachtung der Gespräche – unter anderem anhand der Aufzeichnungen im Forschungstagebuch – in den Vordergrund: Vornehmlich wurde innerhalb der Randgespräche auf persönliche Familienthemen der Expert_innen Bezug genommen oder direkt nach meiner persönlichen familiären Situation gefragt. Besondere Betonung trat dort auf, wo zudem seitens der befragten Expert_innen besonders auf den eigenen italienischen Kontext beispielsweise aufgrund einer eigenen italienischen Zuwanderungsgeschichte verwiesen wurde. Erst während der Auswertung der biographischen Interviews wurde deutlich, dass die hier sichtbar werdende geschlechtsbezogene persönliche Ebene in den Expert_inneninterviews auf die Konstruktion von italienischer Weiblichkeit anhand einer Familienorientierung abzielte. Die Expert_innen wurden innerhalb ihres professionellen und hierarchischen Kontexts befragt, der es für sie jedoch offenbar notwendig machte, ihre persönliche Positionierung im Hinblick auf den Aspekt Geschlecht anhand der Konstruktion von Weiblichkeit deutlich zu artikulieren.

Ein weiterer wichtiger Aspekt in diesem Zusammenhang bestand darin, dass die Expert_innen bei ihren Verweisen auf weitere interessante Gesprächspartner_innen fast ausschließlich auf Frauen verwiesen. Es ist zu vermuten, dass die Expert_innen zum einen besonders unter Frauen gut vernetzt sind und zum anderen dem Forschungsinteresse an diesem Punkt der Erhebungsphase – durchaus zu Recht – eine Fokussierung auf Frauen zuschrieben.

4.3 Ergebnisse der Gruppendiskussion: Interaktionen anhand diskursiver Thesen

Die Ergebnisse der Gruppendiskussion werden im Folgenden nicht wie bei den Expert_inneninterviews und den biographischen Interviews gegliedert anhand bestimmter thematischer Motive dargestellt. Vielmehr werden die Ergebnisse stattdessen entlang bestimmter thematischer Einheiten erläutert, die in einem Vergleich mit den thematischen Motiven der vorangegangenen Auswertungen und den zur Diskussion gestellten Thesen gebildet wurden. Im Folgenden liegt der Fokus auf übergreifenden Deutungsmustern, auf Abgrenzungen zu Deutungsmustern der biographischen Interviews, auf Aushandlungsinteraktionen und neuen oder erweiterten Aspekten von thematischen Einheiten.

Wie in Kapitel 3.3 dargelegt entwickelte sich die Idee für eine Zusatzerhebung anhand einer Gruppendiskussion mit Teilnehmenden der biographischen Interviews aus dem Forschungsprozess heraus. Die Gruppendiskussion ermöglicht es, die während des Forschungsprozesses an die Forscherin herangetragenen Zuschreibungen oder latent vorherrschenden stadtesellschaftlichen Ansichten anhand von Thesen von meinen Hauptforschungsprotagonistinnen diskutieren zu lassen. Dieses Vorgehen ermöglichte eine weitere Verdichtung, eine Interaktionsbeobachtung und gegebenenfalls die Verfolgung neu aufkommender Aspekte.

Anhand der entlang diskursiver Thesen verlaufenden Gruppendiskussion (siehe Kapitel 3.3 und Anhang) verdichteten sich grundlegende Ergebnisse der biographischen Interviews. So ist beispielsweise festzustellen, dass die Interviewpartnerinnen auch im Aushandlungsprozess der Gruppendiskussion selbstbewusste Positionierungen anhand kultureller Aspekte der tradierten Zuwanderungsgeschichten einnehmen.

Jedoch scheinen sich die Teilnehmerinnen an der Gruppendiskussion im Diskussionsprozess im Gegensatz zu den biographischen Interviews deutlicher vom Italien ihrer Eltern und dem italienisch tradiert geprägten Anteil ihrer Erzählung über Zugehörigkeit abzugrenzen. In den Interviews stellen sie Lebensentwürfe von ihrer Ansicht nach modernen Frauen im heutigen Italien dar und konstruieren damit ein Gegenbild zur Situation des Aufwachsens ihrer eigenen Mütter. Anhand dieses Vergleichs werfen sie ihrer Müttergeneration eine veraltete

Mentalität vor. Wie der folgende Abschnitt aus der Gruppendiskussion zeigt, beanspruchen sie für sich selbst im Gegensatz dazu jedoch nicht, dass sie einen höheren Wissensstand über Italien hätten als ihre Eltern: „Na ja, weil, weil wir da überhaupt nicht aufgewachsen sind. Wir sind da sechs Wochen im Sommer gewesen? Vielleicht mal acht irgendwie? Und das war's. Und wir ha-, sind ja da, also die ganzen Traditionen, die man ja so mitkriegt. Die man ja zu Hause, das, das kennen wir ja nur von unsern Eltern. Das kennen wir nicht, weil wir das erlebt haben.“ (3, B3). Hier wird deutlich, dass der Grad der eigenen Erfahrungen und Erlebnisse in Italien der Diskussionsteilnehmenden deutlich von dem ihrer Eltern abweicht. Sie fühlen sich daher nicht im gleichen Maße berechtigt, über Italien zu sprechen. Sie berichten zwar davon, dass Personen aus der Elterngeneration nur ihren Heimatort vom Erleben her kennen, aber im Gegensatz zu ihnen selbst haben einige Eltern inzwischen Italien bereist und interessieren sich auch stärker für die italienische Politik.

In den biographischen Interviews wurde die Rolle des italienischen Passes als Legitimationswerkzeug beschrieben, der im Lebensverlauf in diesem Zusammenhang seine Relevanz weiter zu verlieren scheint. Sie fühlen sich zwar auch italienisch, benötigen heute im Vergleich zu ihrer Jugend aber keine Legitimation durch den italienischen Pass mehr. Sie erzählen in diesem Zusammenhang davon, dass Deutschland heute ihr Zuhause sei, während sie in der Jugend in Italien begehrt wurden und gar nicht mehr weg wollten. Wenn auch in den biographischen Interviews eine Sentimentalität in Bezug auf den italienischen Pass und auch auf die Positionierung anhand der italienischen Nationalität einzeln anklingt, steht die Tatsache, dass alle Interviewteilnehmerinnen ihre italienische Nationalität beibehalten haben, im Gegensatz zum deutlichen Relevanzverlust des Passes.

In der Gruppendiskussion erläutern die Teilnehmenden die Tatsache, dass sie die eingetragene italienische Nationalität im Pass bis heute behalten haben. Sie unterscheiden den in den biographischen Interviews erläuterten nationalen Legitimationsgrund für ihre Zugehörigkeitskonstruktion der Jugend von der Begründung im Erwachsenenalter, indem es heute keinen sachlichen Grund gebe, die Nationalität zu wechseln. Die Gruppe artikuliert auf diese Weise die kollektive Meinung, wonach die italienische Nationalität zwar für sie den Nachteil hat, dass sie über Kommunalwahlen hinaus in Deutschland kein Wahlrecht besit-

zen, allerdings ist die Relevanz auf ein bundesweites Wahlrecht für sie nicht stark genug ausgeprägt, als dass es sie überzeugen würde, ihre Nationalität zu ändern. Zur Erklärung ließe sich die allgemein diskutierte Entpolitisierung der jüngeren Generation oder auch die wachsende Bedeutung von Städten und somit von Kommunalwahlen für die eigene politische Identifikation heranziehen. Eine andere mögliche Begründung für diese Bewertung des Nachteils ist im Nachgang allerdings anhand einer artikulierten Eigenschaft ihres Frauenbildes zu finden: Politikinteresse ist für die Interviewten männlich konnotiert, und Frauen, so äußern es die Interviewten, interessieren sich gemäß diesem Verständnis grundsätzlich nicht für Politik. Sie weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sie die Nationalität beispielsweise dann wechseln würden, falls ihnen dadurch der Zugang zur Ausübung ihres Wunschberufs versperrt bliebe. Somit äußern sie hier kollektiv die Einschätzung, dass Berufs- und Karriereverwirklichung in ihrem Relevanzsystem einen höheren Stellenwert besitzen als eine politische Beteiligung.

Der italienische Pass erweist sich auch in der Gruppendiskussion als eine Art Erinnerung an die kulturelle Herkunft der Familie, der während eines bestimmten wichtigen Lebensabschnitts als Bewältigungsstrategie bei der Konfrontation mit Fremdzuschreibungen und Exklusionserfahrungen als Jugendliche in Italien Relevanz besaß, in der heutigen Positionierung aber eine weniger relevante Rolle spielt. Der Ausschluss von Politikinteresse aus ihrer Weiblichkeitskonstruktion wird allerdings zumindest von einer Teilnehmerin im Diskussionsverlauf (im Rahmen der Darstellung einer Verallgemeinerung) infrage gestellt. Jedoch wird anhand von Hinweisen der anderen darauf, dass die Sprechende selbst auch kein Faktenwissen zur Politik habe, ihre Anmerkungen von anderen beiseitegeschoben und kollektiv nicht weiter bearbeitet.

Zum Zeitpunkt der Erhebung positionieren sich die Diskussionsteilnehmenden wie auch in den vorangegangenen biographischen Interviews sehr selbstbewusst. Sie diskutieren nicht über die Frage, ob Deutschland ihr Zuhause sei oder nicht, sondern stellen fest, dass es das sei. Sie wiederholen zudem in der Diskussion ihre Erfahrung, wonach sie in Italien eine Verschiedenheit gegenüber dort lebenden Italiener_innen erleben, wie der folgende Abschnitt zeigt: „Also ich musste, ich mu-, ich muss sagen, gerade in Italien wird mir bewusst, wie anders man ja da ist. Also fühle mich [...], dass ich nicht die, die, äh, wie soll

ich sagen, keine 100-prozentige Italienerin bin. Weil ich andere Ansichten habe, anders mich verhalte.“ (58, B4).

Trotz dieser artikulierten Verschiedenheitsgefühle stellen sie nicht ihre Verbundenheit mit Italien infrage und fühlen sich stattdessen gleichsam dort zugehörig. Zur Begründung ihrer Verbundenheit mit Italien und der Feststellung, dass sie sich dort ebenfalls zu Hause fühlen, auch wenn sie sich dort nicht ihr Leben vorstellen können und möchten, naturalisieren sie den Begründungszusammenhang und verweisen darauf, dass diese Verbundenheit scheinbar natürlich aus ihnen heraus kommend sei. Die Reflexion verharrt aber nicht auf dieser essentialisierenden Ebene, sondern sie finden in der Folge im Gespräch den kollektiven Konsens, dass dieses Gefühl aus der erlebten Gewohnheit der Heimatbesuche herrührt, somit aus einer spezifischen gemeinsam geteilten Erfahrungswelt. Es sind insbesondere artikuliert Gefühle, die mit Kindheitserfahrungen verbunden sind.

Hier bestätigt sich in der Gruppendiskussion die in den biographischen Interviews vorgenommene Konnotation ihrer Kindheit in Deutschland als italienisch, indem sie ihren Kindheitsalltag in Deutschland überschneidend wie den in Italien beschreiben (siehe hierzu 5.2 den Abschnitt zur italienisch konnotierten Kindheit).

Die Diskussionsteilnehmenden verneinen wie auch in den biographischen Interviews in der Gruppendiskussion diskriminierende Erfahrungen aufgrund ihrer Zuwanderungsgeschichte beziehungsweise geben solchen keinen Raum. In der Gruppendiskussion kommt es zu einer artikulierten Reflexion dieser Strategie, in dem sie darauf verweisen, dass sie sich selber nie anhand einer diskriminierten Perspektive betrachtet hätten, wie die folgende Passage zeigt: „Ja, aber vielleicht, ich glaube, weil wir uns einfach nie in diese Position gestellt haben.“ (14, B2). Sie positionieren sich nicht als diskriminiertes Subjekt und stimmen in ihrer Gruppenmeinung bezüglich der Feststellung dieser Strategie überein.

Stattdessen berichten sie – wie auch schon in den Interviews – beispielsweise von durchweg positiven Erfahrungen, besonders aufgrund ihrer Zweisprachigkeit, und schildern Erfahrungen, wonach diese Zweisprachigkeit ihnen beispielsweise bei Vorstellungsgesprächen geholfen habe. In der Negation der Bedeutung von Exklusions- oder Diskriminierungserfahrungen zeichnen sie ein positives Gegenbild.

Im Laufe der Gruppendiskussion reflektieren sie diese positiven Erfahrungen aufgrund der Sprache weiter und kommen zu der Einschätzung, dass andere Herkunftsgruppen es schwerer hätten. Anhand ihrer positiven Erfahrungen gegenüber der italienischen Sprache und zudem ihrer Einschätzung folgend, dass Deutsche insbesondere dem italienischen Essen und Aufenthalt in Italien positiv gegenüberstünden, konstruieren sie ihre italienisch tradierte Zuwanderungsgeschichte als eine weniger zu diskriminierende Zugehörigkeit im Gegensatz zu anderen Nationalitäten. In diesem Zusammenhang verweisen sie auch auf die hohe Zahl der zugewanderten Italiener_innen und begründen die wenigen Diskriminierungserfahrungen allein damit. Des Weiteren konnotieren sie die christliche Religion im deutsch-italienischen Zusammenhang deutlich als Gemeinsamkeit aufgrund derer keine Abgrenzung hervorgerufen werde. Zudem grenzen sie sich anhand dieser Argumentationslogik von anderen kulturellen Zuwanderungsgeschichten beispielsweise aus islamisch geprägten Ländern ab. Eine ähnliche Konstruktion wurde auch in den biographischen Interviews sichtbar, allerdings nicht in der Ausprägung wie in der Gruppendiskussion anhand der Dualität von Christentum und Islam. Dabei scheinen die Diskussionsteilnehmenden die Religionszugehörigkeit nicht als eine weitere soziale Kategorie oder in Bezug auf Unterschiede im jeweiligen Land zu reflektieren. Sie gehen vielmehr von allgemeingültigen mit der Nationalität verbundenen Religionen aus. Wie der folgende Ausschnitt zeigt, scheinen ihrer Ansicht die Unterschiedlichkeit der vorherrschenden Religionen zwischen Herkunfts- und Ankunftsland ein großes Hindernis für die Integration speziell von Tunesier_innen und Türk_innen zu sein.

B4: „Ja, aber Italienisch ist ja Christen, sind ja auch Christen. Es ist, irgendwie, hat, find ich, schon was mit Religion zu tun.“

B3: Ja, aber warum das so ist? Aber es wär so.

B4: Ja (unverst.).

B3: Wenn man Türkin hier wär, wär, hätte man's schwerer, glaub ich einfach nur. Du hast, da sind viel, viel mehr Vorurteile.

B4: Das hat was mit der Religion zu tun. Hundert Prozent.“ (74, B3, B4).

Die Teilnehmerinnen äußern diesbezüglich die Meinung, dass dies grundsätzlich mit Vorurteilen generell zu tun habe, die hervorgerufen würden beispielsweise anhand sichtbarer Abgrenzungen durch Symbole wie das Kopftuch. Diese Vorurteile werden ihrer Erklärung nach ihnen selbst aufgrund der fehlenden Symbole nicht entgegenbracht. Gleichsam stellen sie ihre Konstruktion mit der Begründung, dass die italienische Zuwanderungsgeschichte aufgrund beliebter Urlaubsdestinationen eher positiv betrachtet werde, infrage, indem sie feststellen, dass die Türkei inzwischen auch ein beliebtes Urlaubsziel sei. Dies wiederum führen sie zurück auf die Vermutung, dass Urlaub in Italien zu teuer geworden sei. So wird in der Interaktion trotz relativierender Einwände versucht, Italien als „urlaubswürdigeres“ Land zu konstruieren. Neben den Begründungen für die größere Inklusionsbereitschaft der Wolfsburger Stadtgesellschaft gegenüber den sogenannten Gastarbeitern und deren Familien aufgrund mengenmäßig größerer Zuwanderung, der Religionszugehörigkeit und der Wertschätzung Italiens und seines beliebten Image kommen sie zu keiner weiteren abschließenden in sich kongruenten Erklärung, warum die Integration bei Tunesier_innen und Türk_innen schlechter verlaufe.

Während die Gruppe in diesem Zusammenhang zunächst Überlegungen wiederholt, wonach sich Deutsche und Italiener_innen kaum unterschieden, übernimmt eine Teilnehmende die Initiative, die Richtung der Diskussion zu verändern. Sie verlassen daraufhin die kulturell übergreifende Ebene und fokussieren die Integration ihrer Generation mit italienischer Zuwanderungsgeschichte auf der Stadtteilebene, indem sie, wie der folgende Ausschnitt zeigt, die Erfahrungen einer Teilnehmenden in einem eher segregierten Wohnumfeld mit entsprechenden Erfahrungen in gemischteren Wohngebieten vergleichen:

„B3: Aber guck mal. Ein Beispiel ist (Stadtteil_XY). Wenn wir über Integration sprechen. Weiß nicht, (Name_XY), was du dazu sagen kannst. Ihr wart ja nur unter euch.

B1: Ja.

B3: Ihr wart ja schon so wie, nur für euch. Ne, zu Anfang.

B1: Ja.

B3: Als das dann aufgelöst wurde? Dann war doch die Integration besser mit den Deutschen und so. Oder?

B1: Ja, natürlich. Ja.

B4: Aber ist euch, ist dir das jetzt schmerzlich?

B1: Aber das Problem war ja, wir kannten ja nur Stadtteil_XY.

B4: Ja, genau. (Durcheinanderreden)

B3: Das ist so ein Fall.

B1: Wir wussten nicht was hinter den Mauern (leises Lachen) so ist! Also ...

B3: Der Osten für sich.

B1: Ja.

B4: Ja, wie war das für dich, die erste Zeit nach Stadtteil_XY? Weil das, das wär ja noch viel interessanter.

B1: Ganz schlimm. Ganz schlimm.

B3: Ich weiß noch, viele haben gar nicht so gut Deutsch gesprochen. Von eurer ...

B1: Nee.

B3: Ne?

B1: Nee.

B3: Die hatten ja schon Probleme mit dem Deutschsprechen. Obwohl die hier geboren sind.“ (75- 76, B1, B3, B4).

Erkenntnisreich auf der Ebene des Aushandelns ist hier, dass dieselbe Teilnehmende, die den Schwerpunktwechsel übernimmt, zugleich die Deutungen zuspricht, indem sie für die anderen Teilnehmenden die Bewertung der Integrationshemmnisse artikuliert. Die Teilnehmende nimmt diese Fremdpositionierung humoristisch an und entlarvt die stark verallgemeinernde Zuschreibung als übertrieben, indem sie die Metapher der Berliner Mauer aufnimmt, folgt aber anschließend der kollektiven Argumentation.

Hier wird die gelernte italienische Sprache nicht als positiv erachtet, sondern im Gegensatz zu den Expert_inneninterviews fehlende Deutschkenntnisse als Integrationshemmnis in einem nichtsegregierten Wohnumfeld bewertet.

Im Verlauf der Gruppendiskussion ist festzustellen, dass die Diskussionsteilnehmenden rückblickend die Integrationshemmnisse für ihre Generation hauptsächlich im anfangs mehr oder weniger segregierten Wohnumfeld sehen. Sie stellen fest, dass die Familien dort vermutlich nur diesen Stadtteil kannten, und nach Umzügen in andere Wohngebiete wurden schließlich doch große Unter-

schiede beispielsweise hinsichtlich der Sprachkompetenz im Vergleich innerhalb derselben Generation sichtbar.

Die italienische Sprache wird in der Gruppendiskussion zudem auf einer urban bedeutsamen Ebene diskutiert. Das folgende Zitat zeigt, inwiefern die Interviewten das Italienische an Wolfsburg anhand der Anzahl der Italiener_innen und der italienischen Sprache, die offenbar überall gesprochen wird, beschreiben.

„Ja, weil an jeder Ecke Italiener ist. Jedes Mal, wenn ich mit (Name_XY) in die Stadt gehe, müssen wir das immer wieder feststellen, und das ist total lustig. Ist, ist keinmal, dass ich in die Stadt gehe und ich nicht ein Grüppchen irgendwie höre, die sich auf Italienisch gerade unterhalten.“ (64, B4). In diesem Zitat wird die italienische Sprache als Charakteristikum von Wolfsburg und als zu erwartendes Lebensgefühl in Wolfsburg konstruiert. Es ist überdies festzustellen, dass sich die in den biographischen Interviews getätigten Aussagen zur italienisch geprägten Institutionslandschaft in Wolfsburg in der Gruppendiskussion weiter verschärfen: „Also, unsere Integration hat überhaupt nichts mit diesen Sachen, die du da aufgezählt hast, zu tun.“ (71, B4).

Des Weiteren wird der Nutzen der italienisch geprägten Institutionslandschaft ausgeweitet auf die Elterngeneration und in dieser Diskussionsrunde als minimal erachtet und grundsätzlich in Frage gestellt. Dabei wird das in den biographischen Interviews entfaltete Motiv, eine Anstellung bei Volkswagen als Lebensziel zu konstruieren, auf die Konstruktion von Integrationsleistungen übertragen. Sie deuten die mit Volkswagen verbundene Arbeitsmarktintegration und das sichere Einkommen als den hauptsächlichen Integrationsmotor, ohne den eine Integration ihrer Ansicht nach nicht zustande gekommen wäre.

Sie sprechen des Weiteren den Institutionen jeglichen Anteil an der Integration ihrer Generation ab und reflektieren zudem nicht den möglichen Einfluss, den die Institutionen auf die vorangegangene Darstellung, dass deutsche Wolfsburger_innen der ihrer italienischen Zuwanderungsgeschichte positiv Zuschreibungen entgegenbringen. Den Institutionen, die schwerpunktmäßig die Gastarbeitergeneration im Blick haben unterstellen sie eine segregierende Wirkung wie der folgende Ausschnitt zeigt:

„B3: Meine Eltern waren ja schon immer in so einem (Name-)Verein. Aber ob das der Integration da ...

B4: Aber Integration dient es wohl eher nicht? Eher so der Abkapslung.

B3: Nur Italiener!

B2: Ja.

B4: Weil das sind ja nur Italiener in solchen Vereinen.

B2: Genau.

B3: Wobei die ab und zu, jetzt machen sie auch viel mit Deutschen oder so.

B4: Ja.

B3: Aber eigentlich waren es früher alles nur Italiener.“ (72, B2, B3, B4).

Dabei sind sie sich nicht sicher, ob das nur in der Gründungszeit so war oder ob auch diese Art von Institutionen einen Wandel durchlaufen hat. Zumindest ist festzustellen, dass sie ihnen keine Integrationsleistung zuschreiben. Es ist zu vermuten, dass die deutlichere Verneinung der Relevanz der italienischspezifischen Institutionen aufgrund der für diese Gruppe spezifischen kollektiven Erfahrung, diese Institutionen im Erwachsenenalter im Gegensatz zur Elterngeneration nicht genutzt zu haben, gesteigert ist. Wenn ihrer Ansicht nach die Institutionen keine Relevanz für ihre Generation haben, sehen sie die Inanspruchnahme ausschließlich bei der älteren Generation.

Relevant im Zusammenhang ist hier, dass die in den Expert_innen-Interviews vorgenommene Unterscheidung zwischen integrationsbewussten und nicht integrationsbewussten Institutionen, also die Typisierung jener Institutionen, die den Perspektivwandel zur Integration, der sich in Wolfsburg vollzogen hat, aktiv vorgenommen haben, und denjenigen Institutionen, die vornehmlich an den Handlungsräumen ihrer Gründungszeit festhalten, in der Diskussionsrunde virulent wird und sich in der Konzentration auf nicht integrationsbewusste Institutionen eine Indifferenz dieser Generation darstellt. Jedoch reflektiert die Gruppe die Unterschiede der Institutionen in der Diskussion nicht, was nicht verwundert, wenn sie über die Ausgestaltung und die Dimensionen der Organisationen kaum etwas erfahren haben. Aufschlussreich ist jedoch, dass sie in den biographischen Interviews gerade den nicht integrationsbewussten Institutionen eine spezifische Relevanz für ihre Kindheit und für die Tradierung der Zuwanderungsgeschichte zuweisen.

Grundsätzlich kommen aber alle Teilnehmenden in Bezug auf ihre eigene Integration in der Diskussion zu dem Schluss, sich im Ganzen sehr gut integriert

zu fühlen. Ihre Begründungszusammenhänge beziehen sich diesbezüglich vor allem darauf, dass sie in Wolfsburg geboren, aufgewachsen, zur Schule gegangen sind und deutsche Freund_innen haben.

In Bezug auf die Rolle der Elterngeneration für die Stadtgesellschaft verneinen die Diskussionsteilnehmenden deutlich und gegenteilig, dass ihre Eltern und ihre Folgegeneration Stolz empfinden, wenn sie an die Stadtentwicklung denken. Sie vertreten demnach nicht den Impetus der in den Lokalmedien, bei Veranstaltungen und auch in den Interviews zumindest anklingenden These, wonach ihre Vorfahren die Stadt und das Werk quasi erst aufgebaut hätten. Dennoch kennen sie solche Äußerungen von den Herkunftsgenerationen und empfinden es durchaus als Anerkennung, wenn der Gastarbeitergeschichte gedacht wird: „Also, doch. Als jetzt so 50-Jahre-Feier war? Ne, Italiener in Wolfsburg, da war das schon total präsent. Und da wurde viel drüber geredet, und das war schon irgendwie was Tolles. Zu wissen, dass es schon so lange in Wolfsburg Italiener gibt“ (S 66, B4). Somit nehmen sie die ihnen entgegengebrachte Anerkennung wahr und äußern durchaus ihre Freude darüber, machen ein Gefühl von Stolz dabei aber nicht zum Diskussionsinhalt.

Zudem ist festzustellen, dass sie ihren Eltern einen solchen Stolz auch nicht zuschreiben. Sie vertreten vielmehr die Ansicht, dass ihre Eltern auf diese Gegebenheit nicht in besonderem Maße stolz seien oder sich damit intensiv auseinandersetzen würden. Zwar benennen die Diskussionsteilnehmenden einzelne in der Öffentlichkeit bekanntere Personen, die von ihrem Stolz und den Errungenschaften der Italiener_innen in Wolfsburg erzählen, aber von ihren Eltern kennen sie das nicht und streiten diese These vehement ab.

Die Diskussionsteilnehmenden verfolgen in diesem Zusammenhang eher einen pragmatischeren Erklärungsansatz. Schließlich sind sie der Auffassung, dass ihre Eltern nicht geplant hätten, in Wolfsburg zu bleiben, sondern ihr Ziel sei ein gutes Einkommen gewesen; sie artikulieren dies beispielsweise in folgender Diskussionspassage:

„B3: Ja. Aber weißte, denen war das doch egal, die wollten doch schnell wieder abhauen will. Die, denen war doch scheißegal im Prinzip, was aus Wolfsburg ...

B2: Ja, damals wollten die, ja. Was aus Wolfsburg wird, wenn du so willst. Die waren ja hier, die wollten ja sich was Gutes tun und nicht Wolfsburg. Und wenn

du so willst, glaub ich schon, dass, wenn sie keine Italiener gehabt hätten, andere Leute die Arbeit gemacht hätten.“ (S 68, B3, B2).

Es wird deutlich, dass sie die primäre Motivation ihrer Eltern zur Migration in der Option einer Verbesserung der Arbeitssituation verorten.

Sehr deutlich wird auch in der Gruppendiskussion die Erkenntnis aus den biographischen Interviews sichtbar, dass ihnen die Positionierung in Bezug auf das Geschlecht nicht in der Konkretisierung und Selbstsicherheit wie bei der Positionierung in Bezug zur Ethnizität gelingt. Wie anhand der biographischen Interviews ausgeführt, schwanken sie bei diesem Problem zwischen tradierten, italienisch konnotierten Frauenbildern und eigenen Emanzipations- und Gleichberechtigungstendenzen. So berichten sie beispielsweise davon, dass sie der Ansicht seien, dass eine Frau zwar grundsätzlich einen gleichberechtigten Anspruch auf eine Arbeitsstelle habe, sobald sie aber verheiratet sei, habe der Mann den höheren Anspruch. Hier zeigt sich erneut, dass das tradierte Frauen- und Männerbild weiterhin Deutungsmacht besitzt, sie aber dennoch unverwirklichte Chancen aufgrund ihres Geschlechtes subjektiv als Ungerechtigkeit bewerten.

Weiter beschreiben sie, wie irritierend es für sie sei, dass sie sich während der Aufenthalte in Italien als Frau zwar frei bewegen könnten, dabei aber auf Unverständnis und Abneigung stießen, wenn sie beispielsweise alleine einkaufen gingen. Bei den Schilderungen der ihnen aufgrund der zugeschriebenen Frauenrolle aufgetragenen Pflichten äußern sie wie folgt ihren Unmut in fast schon wütender Weise:

„B4: Also Hausarbeiten werden schon mehr so auf die Frau geschoben.

B1: Ja.

B3: Stimmt.

B2: Mehr eigentlich nur.

B4: Ja. Warum sagst 'n das so beleidigt? (lacht)

B2: Nee, weil das scheiße ist.

B3: (unverst.)

B1: Nee, ja, das, ja, das find ich auch.

B2: Weil's ja eigentlich scheiße ist!

B1: Ja.

B4: (unverst.)

B1: Ja, ich musste mich morgens immer abhetzen? Bevor ich zur Arbeit gehe, weil die Betten mussten gemacht werden und sonst was, und die ganz locker sich fertig gemacht, und konnten dann richtig schön locker zur Arbeit gehen. Entspannt zur Arbeit gehen.“ (26, B1, B2, B3, B4).

In der Diskussion über diese Deutung entwerfen die Teilnehmenden anhand von Lebensweisen von Männern mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte ein Gegenbeispiel. So wird in dieser Passage die eigene beschwerliche Situation aufgrund der zugeschriebenen Konstruktion von Weiblichkeit abgeglichen mit der vergleichsweise entspannten Situation der männlichen Familienmitglieder. Doch sobald – wie in dieser Sequenz – eine Diskussionsteilnehmerin stärker auf die Ungerechtigkeiten einzugehen versucht und der Erklärung folgt, dass eine ungerechte geschlechtsspezifische Behandlung vorliegen könnte, wird die Aussage von den anderen wieder relativiert. Somit stellen sie Ungleichbehandlung zwar fest, kommen aber an verschiedenen Stellen immer wieder zu dem Punkt, dass Frauen eben anders seien, oder dass die Ungleichbehandlung am jüngeren Alter der Geschwister liege und nicht aufgrund deren männlichen Geschlechts. So besteht auch der Aushandlungsprozess, der sich in der Gruppendiskussion abbildet, in einem Wanken zwischen den Polen starrer tradierter verinnerlichter Geschlechtsbilder und ihnen erstrebenswert erscheinenden selbstbestimmten gleichberechtigten Positionierungen als Frau, die durch erlebte Ungleichheit ausgelöst wird.

Während sie für ihre Positionierung in Bezug auf Ethnizität reflektieren und deutlich artikulieren, dass sie erst einen Positionierungsprozess in Wechselwirkung mit der erfahrenen Irritation während der Aufenthalte in Italien durchleben mussten – „wir mussten uns auch selber noch so 'n bisschen finden in Anführungsstriche“ (S 34, B2) –, so scheinen sie sich zum Erhebungszeitraum in Bezug auf die Positionierung bezüglich Geschlecht weiter in der Irritationsphase zu befinden. Somit wird anhand dieser Aussagen die Einschätzung der biographischen Interviews unterstützt.

Die Diskussion über das Thema Bildung und Bildungsaufstieg stellt sich in der Gruppe im Hinblick auf die Aushandlung anders als bei den vorangehend be-

schriebenen Themen dar, da in diesem Fall eine Einzelmeinung stehen gelassen und von der Gruppe nicht relativiert wird. Die Diskussionsteilnehmenden reflektieren innerhalb des Bildungszusammenhangs das Unvermögen ihrer Eltern, ihnen zu helfen, und begründen dies mit einer Sprachbarriere, wie der folgende Ausschnitt zeigt: „Also, zum Beispiel bei meinen Eltern war das ja so, die konnten uns einfach nicht helfen, weil die auch kein Deutsch konnten. War so. Und da hat sich immer mein Vater so 'n bisschen geärgert, ne? Weil, mein Vater war so 'nen bisschen wie die Mutter von (Name). Er wollte, dass wir zur Schule gehen. Weil bei uns hieß es immer hier, um vier Uhr nichts spielen, komm nach Hause, Hausaufgaben machen. Aber er konnte uns nicht helfen.“ (17, B 1).

Hier wird ein verzweifelt Unvermögen geschildert, die Bildung der Kinder in der Aufnahmegesellschaft zu fördern. Dies wird von der Diskussionsteilnehmerin jedoch auf der Ebene des Nichtbeherrschens der deutschen Sprache, nicht aber auf der Ebene der Bildungsschicht der Elterngeneration reflektiert.

Die Interviewpartnerin, die schon während der biographischen Interviews eine „Ausreißerin“ bezüglich der Reflexion des Vermögens ihrer Eltern aufgrund der Bildungsschicht war, vertritt auch hier ihre Einschätzung und sieht die Begründung für die nicht gewährte Bildungsförderung im Gegensatz dazu bei der Elterngeneration angesiedelt. Sie schreibt ihnen also in gewissem Maße eine Schuld bezüglich der selbst erlebten Bildungsschwierigkeiten zu.

Jedoch gehen die anderen Diskussionsteilnehmerinnen nicht in gleichem Maße auf diese Schlussfolgerungen ein, sondern lassen diese Ansicht als Einzeleinschätzung stehen. Relevant bleibt, dass alle Diskussionsteilnehmerinnen davon ausgehen, dass sie keine Benachteiligung in der Schule aufgrund ihrer Nationalität erfahren hätten, obwohl ihnen grundsätzliche Probleme wie die Sprachbarriere der Herkunftsfamilie und das schwer durchschaubare deutsche Schulsystem durchaus bewusst sind. Sie sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass die meisten Italiener_innen, die sie aus ihrem damaligen Wohnumfeld kennen, auf die Hauptschule gegangen seien, setzen dies allerdings nicht in einen Bezug zur Nationalität. Sie reflektieren somit keine strukturelle oder systemische Benachteiligung durch das deutsche Bildungssystem.

Ihre Bewältigungsstrategie richten sie vorwiegend an den nachfolgenden Generationen aus und vermeiden somit eine tiefere Auseinandersetzung mit

dem eigenen Bildungsverlauf. Sie verlagern die Lösung in eine generationsbedingte Überholung und ins Private. Bemerkenswert ist dabei ihre positive Einstellung und ihre feste Überzeugung, dass es für ihre Kinder ein leichter Bildungsverlauf sein wird und sich ein Bildungsaufstieg der nächsten Generation weiter ergeben wird.

Diese positive Überzeugung fußt vermutlich auf der kollektiven Erfahrung des eigenen Bildungsaufstiegs, der zwar unterschiedlich ausgeprägt ist, aber im Vergleich zur Elterngeneration als Verbesserung eingestuft werden kann. Sie scheinen sich offenbar weiterer Verbesserungen für die nachfolgende Generation sicher zu sein.

5 Abschließende Überlegungen

Insgesamt weist, wie zu sehen war, das Datenmaterial, das anhand dreier verschiedener Methoden erhoben wurde, dominante Deutungsmuster auf, die zuvor anhand thematischer Einheiten ausgewertet wurden. Richtungsweisend war dabei ein sich durchziehender Fokus, der die Zugehörigkeitskonstruktionen der Befragten sowie Geschlecht und Ethnizität in den Mittelpunkt rückte. Die Auswertung nutzte dabei erkenntnisleitende Brüche, übergreifend identifizierbare Motive, Gemeinsamkeiten und wiederkehrende Muster.

Die Ergebnisse der biographischen Erzählungen wurden anhand lokaler Bezüge erweitert und die Wechselbeziehungen zwischen biographischen Erfahrungen und lokalen Einflüssen thematisiert. Schließlich wurde ein n-dimensionaler Prozess der Verortung sichtbar, dessen Beschreibung die prozessuale Beschaffenheit der Erzählungen über Zugehörigkeit fokussiert und der im Folgenden genauer ausgeführt wird.

Zunächst wird die Interpretation der lokalen Relevanzen dargelegt, die Ermöglichungsräume und Aspekte einer interkulturellen Tradierung für die Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte in einem spezifischen Lebensabschnitt besaßen. Sodann wird eine Begriffsbildung vorgeschlagen, die anhand sprachlicher Bilder aus den Interviews heraus entwickelt wird, um damit den Prozess darzustellen, der der Analyse zufolge zu ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortungen der Interviewpartnerinnen führt. Abschließend wird unter

dem Aspekt der positiven Zukunftsbeurteilung durch die Interviewpartnerinnen eine Zusammenführung mit Aspekten der Überlegungen von Floya Anthias vorgenommen.

5.1 Diskussionen um Selbstüberholung der italienisch geprägten Institutionslandschaft

Zu Beginn der Untersuchung war es wie in den vorangehenden Abschnitten erläutert ein besonderes Anliegen, die biographischen Erzählungen der Interviewpartnerinnen innerhalb des lokalhistorischen wie auch des institutionellen Kontexts Wolfsburgs zu rahmen. Erkenntnisleitend wurden diesbezüglich in besonderem Maße die Aussagen der Interviewpartnerinnen der Expert_inneninterviews, der Interviewpartnerinnen der biographischen Interviews und der Gruppendiskussion im Hinblick auf die historischen und institutionellen Aspekte. In diesem Abschnitt werden die zunächst gegensätzlich wirkenden Haltungen der Expert_inneninterviews erläutert, die die besondere Relevanz ihrer Institution hervorheben, und die Haltungen der Interviewten beziehungsweise der Gruppendiskussionsteilnehmenden, die diese Relevanz infrage stellen.

So irritierte zunächst die Äußerung der Interviewpartnerinnen in den biographischen Interviews, wonach die italienisch geprägte Institutionslandschaft in Wolfsburg für sie selbst keine Relevanz besitze und weiter keinerlei herausstechende Bedeutung für das Italienische an Wolfsburg aufweise. Die Relevanz einer Vielzahl italienisch geprägter kultureller Institutionen, die im Kontext der italienischen sogenannten Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs entstanden sind, schien sich auf den ersten Blick im Verhältnis der Generationen und deren Wandel zu überholen oder sich zumindest stark zu verändern.

In den Äußerungen der Expert_innen-Interviews findet sich insofern eine Übereinstimmung mit dieser ersten Annahme, als offenbar bei der Teilnahme an italienischen Kulturangeboten ein Nutzungsmangel durch die jüngere Generation zu beobachten ist. Andererseits sprechen die in den biographischen Interviews befragten Frauen in ihren Erzählungen diesen Institutionen durchaus eine gewisse Relevanz zu – allerdings rückblickend für die sogenannte Gastarbeiter-

generation und auch für den heutigen Alltag ihrer Eltern. Sie selbst als Angehörige der Nachfolgeneration nutzen diese Angebote jedoch offenbar gar nicht. Eine Interviewpartnerin weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sie keine Person mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte kenne, die heute noch zu italienischen Veranstaltungen gehe, und führt aus: „Das sind von denen wirklich die noch unbedingt dieses starke Italienische, weißte? Zusammenhalten, aber das ist nicht mehr. Weil, wie gesagt, ist alles gemischt heutzutage, und wenn man hört, da ist 'ne Feier, dann gehen alle hin. Das hat nichts mehr italienisch oder das oder dies zu tun.“ (Vittoria, 1758-1761).

Wie auch an anderen Stellen des Materials wird darauf verwiesen, dass die kulturellen Zugehörigkeiten – hier bspw. anhand des Nationalitätsbezugs – nicht mehr nur getrennt voneinander, sondern gemeinsam agieren. Sie spricht der Herkunftsgeneration mit eigener Zuwanderungsgeschichte eine Art Notwendigkeit des Zusammenhaltens zu, das für die weiteren Generationen keine so große Bedeutung mehr haben werde.

Den Interviewaussagen der biographischen Interviews ist in diesem Zusammenhang gemein, dass sie die besondere Bedeutung einzelner italienisch bezogener Institutionen und Veranstaltungen für ihre Elterngeneration in dieser Weise hervorheben. Allerdings beschreiben sie ihre Kindheit wie in Kapitel 4.1 dargelegt auch als italienisch und verweisen zumindest in Teilen immer wieder auf traditionelle Ankerpunkte. Zudem wurde ausgeführt, inwiefern die Weitergabe der Zuwanderungsgeschichte eben auch innerhalb der Räume der und durch die italienische Community geschieht.

Somit kann die Vermutung geäußert werden, dass die Verneinung der Bedeutung der italienisch geprägten Institutionen und in gewissem Maße der italienischen Community eine Art Selbstbehauptung darstellt, die sich zwar in dieser Form zum Zeitpunkt der Erhebung zeigt, sich aber im weiteren Verlauf des Lebens erneut ändern kann. Zudem verbinden die Interviewpartnerinnen nicht in der Gesamtheit in derselben Ausprägung die Bedeutung der italienisch geprägten Institutionen und der italienischen Community zu einem spezifischen Lebensabschnitt mit deren Auswirkungen auf die Lebenssituationen, in denen sie sich heute befinden. In den Interviews skizzieren sie jedoch nur Ansätze von Aussagen dazu. Die Vermutung liegt nahe, dass ihre Selbstwirksamkeitsüberzeugung, die erst das ressourcenorientierte Springen im Zugehörigkeitsprozess

ermöglicht, zum Zeitpunkt der Befragung eine derartige Relevanz besitzt, dass weitere Faktoren nicht als ebenso relevant bewertet werden.

Erst in der übergreifenden Betrachtung der historischen Darstellung der Veränderung der Integrationsprozesse und der Aussagen in den Expert_inneninterviews im Kontext ihres jeweiligen Bewusstseinsgrades im Hinblick auf Integration (siehe 4.2) ließen sich Irritationen auflösen und die erste Vermutung, die italienisch geprägten Institutionen hätten sich in Bezug auf die Bedürfnisse der jüngeren Generationen überholt, einordnen.

Besonders die Aussagen derjenigen Expert_innen, die in ihrer institutionellen Funktion ein hohes Integrationsbewusstsein aufweisen und auf die hohe Bedeutung beispielsweise von Bilingualität für die nachfolgenden Generationen der sogenannten Gastarbeiter hinweisen, widersprechen in diesem Punkt den von den Interviewpartnerinnen artikulierten Ansichten. Die einseitig vorgenommene Bewertung der Interviewpartnerinnen muss somit infrage gestellt werden, wenn man davon ausgeht, dass die von den Interviewpartnerinnen als selbstverständlich erlebte Offenheit und positive Bewertung ihrer Zweisprachigkeit und ihrer italienisch tradierten Zuwanderungsgeschichte seitens der Stadtgesellschaft nicht ausschließlich von selbst und aus sich heraus entstanden ist.

Der im Abschnitt zur Geschichte beschriebene Perspektivwandel von männlichen sogenannten Gastarbeitern hin zu Mitbürger_innen wurde durch die italienisch geprägte Institutionslandschaft in Wolfsburg positiv beeinflusst. Die Strukturen ließen transkulturelle Räume entstehen und trugen zum positiven Umgang mit Möglichkeiten von Traditionsfortschreibungen und Vielfalt der Stadtgesellschaft bei.

In einer Betrachtung aus der Sichtweise der Interviewten heraus scheint jedoch der weitere Bestand der Institutionen hauptsächlich für Menschen mit selbst erlebter Zuwanderungsgeschichte sinnvoll zu sein. Sie schreiben herkunftsbezogenen Institutionen dementsprechend auch nur für diese Generation besondere Bedeutung zu.

Zu beachten ist dennoch, dass bei den Selbstbehauptungen der interviewten Frauen der Ort des Sprechens nicht unbeachtet bleiben sollte. An diesem Ort des Sprechens zum jeweiligen Erhebungszeitraum haben schließlich die Erfahrungen mit interkulturellen Räumen und mit der italienischen Community mitgewirkt. So lässt sich eine weitere Annahme äußern, nämlich dass die Erfahrun-

gen mit diesen Institutionen für die Interviewpartnerinnen derzeit keine Rolle mehr spielen, dies aber in bestimmten Zeitabschnitten im Lebenslauf durchaus getan haben. Ein fortführendes Forschungsinteresse bestünde hierbei darin, der Frage nachzugehen, welche Form von italienisch geprägter Institution in Zukunft bezüglich welcher Lebensphase gegebenenfalls später wieder Relevanz zugeschrieben wird. Denn festzuhalten bleibt, dass den Institutionen zum Erhebungszeitraum von den befragten Frauen keinerlei Relevanz zugesprochen wurde und somit davon ausgegangen werden muss, dass auch zukünftig der gesamten Institutionslandschaft nicht plötzlich wieder Relevanz seitens der betrachteten Generation entgegengebracht werden wird. Verschiedene Aspekte sind offenbar überholt; die Frage danach, welche dies sind, konnte hier aber nicht abschließend geklärt werden. Ausschlaggebend könnte jedoch sein, ob die Institutionen stadtgesellschaftliche und institutionelle Veränderungsprozesse analog zur betrachteten Generation durchlaufen oder am italienischen Gastarbeiterkontext festhalten. Minimal kann festgehalten werden, dass die Aussagen der Interviewpartnerinnen zu einer für ihre Generation postulierten scheinbaren Überholung der italienisch geprägten Institutionslandschaft jedoch im Umkehrschluss darauf hindeutet, dass diese Initiierung von transkulturellen Räumen, ein Best-Practice-Muster für neu zuwandernde Personen darstellen könnte.

Die Zukunftsaussagen der Interviewten weisen zudem darauf hin, dass es sinnvoll sein könnte, diese Strukturen für verschiedene kulturelle Herkunftsgruppen zu öffnen, da die monokulturelle Ausrichtung zwar die Selbstvergewisserung bei der sogenannten Gastarbeitergeneration innerhalb einer bestimmten Lebensphase ermöglicht hat und bei neu zuwandernden Personen ermöglichen könnte, aber seitens der hier betrachteten Generation eine stärkere Vermischung kultureller Zugehörigkeiten und eine interkulturelle Öffnung dieser Räume befürwortet wird und eine Erleichterung von Teilhabe mit sich bringen könnte. Festzuhalten bleibt für die betrachtete Gruppe im spezifischen Erhebungszeitraum, dass den italienisch geprägten Institutionen keine Unterstützungsleistung oder Bedeutsamkeit für das eigene Fortkommen beigemessen wird, auch wenn ihnen eine bestimmte Relevanz in Bezug auf einen bestimmten Lebensabschnitt zugesprochen wird.

Ein bestimmter Aspekt der Institutionslandschaft kam jedoch in den Expert_inneninterviews und in den biographischen Interviews wiederholt in beson-

derem Maße zur Sprache: Das Thema der italienischen Sprache beziehungsweise der Bilingualität ist in den Expert_innen-Interviews wie auch in den biographischen Interviews ein wichtiges Element, dessen positive Bewertung und die Notwendigkeit von dessen Weitergabe deutlich artikuliert wird. Die Bilingualität wurde nicht ausschließlich mit der Weitergabe der italienischen Sprache an sich angesprochen, sondern als zusätzliche Ressource und als Ermöglichung eines Vielfaltsverständnisses eingeordnet. Somit kann angenommen werden, dass die italienisch geprägte Institutionslandschaft Wolfsburgs in den Fällen einer Fokussierung auf Bilingualität somit nicht nur in die Gruppe der Italiener_innen mit eigener Zuwanderungsgeschichte hineinwirkt, sondern zukünftig die Rolle der Förderung einer interkulturellen Stadtgesellschaft übernimmt, die Zuwanderung als Ressource betrachtet.

Die italienische Sprache führt, wie in den biographischen Interviews artikuliert wurde, in Wolfsburg für die interviewten Frauen ausschließlich zu positiven Erfahrungen im Erwachsenenalter. Dieser Vorteil wurde von allen Interviewpartnerinnen herausgestellt. Deutlich wird das anhand der geschilderten positiven Erfahrungen, die die befragten Frauen mit ihrer italienischen Sprache gemacht haben. Die Bewertung von Bilingualität für die betrachtete Generation spiegelt sich zudem in den Expert_inneninterviews wider. Hier wird ein erlebter Perspektivwechsel der Stadtgesellschaft und der diesbezüglichen Stadtdiskurse sichtbar, wenn davon die Rede ist, dass die Elterngeneration sich im Gegensatz zur betrachteten Generation noch mit großen Vorurteilen gegenüber ihrer italienischen Sprache auseinanderzusetzen hatte.

5.2 Ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortungen

Während der Analyse der Prozessbeschaffenheit der Selbstverortungen der befragten Frauen mit italienisch tradiertem Zuwanderungsgeschichte erfolgte eine Suche nach sprachlichen Bildern als Erklärungsmöglichkeiten, die den prozessualen Aspekten und Phasen mehr Anschaulichkeit verschaffen sollten. Dabei stieß die Forscherin auf einen Prozess der terrestrischen Navigation in der Seefahrt, der die kartographische Standortbestimmung eines Schiffes zum

Ziel hat.²¹ Die an den terrestrischen Navigationsprozess angelehnte Erläuterung für eine bildliche Vorstellung der Überlegungen. Im Folgenden werden die Ergebnisse zur Beschaffenheit des Zugehörigkeitsprozesses beziehungsweise der Einnahme von Selbstverortungen im Bezug expliziert und eine Begriffsbildung vorgeschlagen.

Anhand terrestrischer Standlinien wird in der Seefahrt versucht, den auf dem Wasser situierten Standort eines Schiffes zu einem spezifischen Zeitpunkt zu bestimmen. Um die Standlinien auf einer Karte einziehen zu können, sind mindestens zwei Bezugspunkte nötig sowie mehrere zeitgleiche Bezugspunkte möglich. An der Überschneidung der Standlinien entsteht das geometrische Gebilde eines Kreises oder eines Vielecks. In der Navigation spielt die konkrete Fixierung eines Standortes eine wichtige Rolle; daher wird in den meisten Fällen ein Flächenschwerpunkt der Gebilde als fixer Standort angenommen, der für den Kontext eines bestimmten Zeitpunkts gilt.

Wie der Begriff Seefahrt suggeriert, handelt es sich um eine fortwährende Bewegung. Von dieser Bewegungsannahme ausgehend kann die Positionierung des Schiffes anhand von Standlinien während der Fahrt somit nur als temporäre Fixierung verstanden werden. Sie unterliegt andauernden Veränderungen und wird zudem durch verschiedene Dimensionen (Zeit, Wind, Strömungen etc.) beeinflusst.

Der vereinfachte dargestellte Prozess aus der Schiffsnavigation scheint ein geeignetes Bild zu liefern, um die Beschaffenheit der prozessualen Zugehörigkeit zu beschreiben und die Einnahme konkreter ressourcenorientierter Verortungen als Entwicklungsprozess der Befragten darzustellen. Es ist festzuhalten, dass bis zu diesem Punkt in Anlehnung an die Standortbestimmung in der Seefahrt davon ausgegangen wird, dass die Befragten zu einem bestimmten Zeitpunkt bzw. Abschnitt ihrer Lebensspanne (spezifischer Zeitpunkt während der Fahrt) Bezugspunkte (sichtbare Gegebenheiten) wählen, sich mit diesen verbinden (Standortlinien), wobei im Aufeinandertreffen (Überkreuzen der Standortlinien) ein jeweiliges Selbstverortungskonstrukt (geometrisches Gebilde/Standort) entsteht. Dabei ist es entscheidend zu verstehen, dass die sichtbar werdende Selbstverortung niemals punktähnlich oder fixiert sein kann. Das Leben betrachtet über die Lebensspanne hinweg ist eine fortwährende Bewegung. Was

²¹ Siehe hierzu Ilies 1970 oder auch Skipperguide 2017.

in der Seefahrt die Fortbewegung auf einem nicht starren, sondern fließenden Gewässer ist, ist in der Übertragung auf den Zugehörigkeitsprozess die Fortbewegung im biographischen Lebenslauf. Die Selbstverortung verändert sich fortwährend und ist ein Konstrukt, das der Wahl der Bezugspunkte unterliegt. Im Möglichkeitsraum des Erzählens über Zugehörigkeit wird sie schließlich sichtbar, besitzt aber wie in der Seefahrt nur eine temporäre Ausprägung und Gültigkeit für einen bestimmten Zeitpunkt beziehungsweise eine bestimmte Lebensphase.

Der Prozess der Standlinienverortung reicht jedoch nicht aus, um die Selbstverortungsprozesse der befragten Frauen in Gänze zu erfassen und bedarf weiterer Überlegungen. Anhand der Untersuchung zeigt sich, dass die Befragten ihre Verortungen in Bezug auf die Kategorien Geschlecht und Ethnizität anhand der Wahl von Bezugspunkten vornehmen und diese ressourcenorientiert (ressourcenorientiertes Springen, siehe Kapitel 4.1) auswählen. Ihre Verortung ist jedoch als n -dimensional zu verstehen. Die Bezeichnung N ist der Mathematik entlehnt und beschreibt eine unbekannte Vielfachheit. N -Dimensionalität ist in diesem Verständnis eine unbestimmte vielfache, möglicherweise unbegrenzte Dimensionalität von Situationen. Der Prozess einer n -dimensionalen Verortung ist somit nicht wie zunächst beschrieben nur zeitlich im Verlauf der Lebensspanne anhand von Lebensphasen kontextualisiert und unterliegt fortwährenden Veränderungen, sondern es ist davon auszugehen, dass eine Vielzahl von Dimensionen, die möglicherweise zum jetzigen Zeitpunkt weiter unbekannt sind, die Bezugspunkte und die daraus abgeleiteten Standlinienziehungen beeinflussen.

Für das hier entwickelte Konzept des Prozesses ist das Ergebnis der biographischen Interviews relevant, wonach die Befragten die Bezugspunkte, von denen ausgehend die sogenannte Standlinien gezogen werden, aktiv anhand des oben beschriebenen „ressourcenorientierten Springens“ wählen. Die Anzahl der Bezugspunkte variiert dabei von eins bis vielfach. Auswahl und Anzahl hängen davon ab, welche Bezugspunkte vermutlich im Verständnis der Befragten zu einer Verortung führen, die sich gegenüber der jeweils zum Zeitpunkt des entsprechenden Abschnittes im Lebenslauf relevanten Bezugsgruppe als verwertbare Ressource erweist.

Die zu einem bestimmten Lebensabschnitt als relevant eingeschätzten Lebens-
themen, die gegebenen Erfahrungshorizonte und das jeweilige Reflexionsver-
mögen der Befragten eröffnen für die interviewten Frauen den Zugang zu einem
Möglichkeitsraum in einer für sie spezifischen Umfangsausprägung. Innerhalb
der Rahmung dieses Möglichkeitsraums werden verschiedene Bezugspunkte
zu einem spezifischen Zeitpunkt im Lebenslauf zur eigenen Verortung genutzt.
Die in den Interviews analysierten Zugehörigkeitskonstruktionen im Fokus von
Geschlecht und Ethnizität verweisen auf einen Selbstverortungsprozess, der
durch im Lebenslauf auftretende Irritationen, Exklusionserfahrungen und Ge-
genbeispiele aus dem Alltag beeinflusst ist. Diese Erfahrungen und Wahrneh-
mungen führen zur Reflexion der Bezugspunkte und gegebenenfalls zu deren
Verschiebung oder zur Hinzu- oder Wegnahme weiterer Bezugspunkte durch
die Befragten. Keinesfalls sind Reflexion und Veränderung der Bezugspunkte
dabei als unausweichliches reaktives Verhalten zu verstehen, im Gegenteil ist
es vielmehr eine aktive Entscheidung zur Nachjustierung der Bezugspunkte, die
den oben beschriebenen Prozess konstituieren.

Der Grad des Reflexionsvermögens in Bezug auf die bisher genutzten Bezugs-
punkte und die Ausprägung der N-Dimensionen, die für das Individuum sichtbar
werden und in der Reflexion eine Rolle spielen, scheinen abhängig zu sein von
der Ausprägung eines Konstruktionsbewusstseins. Für diese Untersuchung be-
deutet das, dass eine Wechselbeziehung zwischen der Ausprägung des Kon-
struktionsbewusstseins der Befragten in Bezug zu Geschlecht und Ethnizität
und der selbstwirksamen Veränderung der Bezugspunkte festzustellen ist. Die
sich wiederholende Veränderung der Bezugspunkte führt unabdingbar zu einer
sich wiederholenden Veränderung der Beschaffenheit der Selbstverortung.

Der Prozess, der hier als metaphorische n-dimensionale Standlinienverortung
expliziert wurde, geht somit einher mit Irritationsmomenten, die externe Auslö-
ser haben, die aber nicht zu einer rein reaktiven Prozessphase führen, sondern
aktiv von den Interviewpartnerinnen anhand einer Aushandlung des ressour-
cenorientierten Springens bearbeitet werden. Das Ergebnis dieses Prozesses
lässt sich als „ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortungen“ auffassen.

Das Konzept der ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortungen besitzt
nach diesem Verständnis eine temporäre Gültigkeit als Ergebnis eines Aus-
handlungsprozesses der Selbstverortung. In der biographischen Erzählung über

Zugehörigkeit werden die vorgenommenen oder sich im Prozess befindlichen ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortungen sichtbar und deren Prozessschritte rekonstruierbar. Auslöser des Prozesses sind Erfahrungen und Relevanzdeutungen der jeweiligen Lebensphase im biographischen Verlauf und lösen einen gewissen Grad an Reflexion der vorhandenen Bezugspunkte aus, die eine jeweilige Verortung konstituieren. Der in Gang gesetzte Prozess ist wie beschrieben nicht reaktiv, sondern aktiv und unterliegt fortwährenden Veränderungen. Die Befragten sind dabei keinesfalls als eine Art Opfer der von außen an sie herangetragenen Auslöser zu verstehen, sondern nehmen selbstwirksam und eigensinnig Deutungen vor. Die Dimensionen, die mögliche Bezugspunkte relevant werden lassen, sind vielfach und gegebenenfalls nur während spezifischer Lebensphasen sichtbar. Die Befragten der biographischen Interviews nehmen die Wahl der Bezugspunkte nicht sprunghaft, wankelmütig oder gar zufällig vor – sie richten sie vielmehr positiv und ressourcenorientiert aus. Begrenzungen im Prozess erfahren sie je nach der Ausprägung ihres Vermögens, Kategorisierungen und Konstruktionen reflexiv infrage zu stellen.

Es ist davon auszugehen, dass die Verwertung ihres „ressourcenorientierten Springens“ zwischen den Bezugspunkten für ihren Lebenslauf nicht durchgängig gelingen kann. Vielmehr wird hier die Intention zur Selbstwirksamkeit deutlich, die sicherlich nicht jedes Mal von Erfolg gekrönt ist, jedoch eine Handlungssicherheit und -ermächtigung zur Folge hat. Zudem müssen weitere mögliche Faktoren berücksichtigt werden, die zu Zugehörigkeitskonstruktionen der Abgrenzung oder Handlungsbeschränkung u. Ä. führen könnten. Somit hat das Konzept einer ressourcenorientierten Zugehörigkeitskonstruktion seine Begrenzung in der Spezifität dieser Untersuchung und der hier betrachteten Gruppe.

Jedoch birgt die Arbeit mit dem hier identifizierten Prozess die Möglichkeit, erkenntnisleitende Fragen zu generieren und diese weiter zu untersuchen. Die Stärke des Konzepts der ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortung besteht darin, dass dabei der Prozessualität von Zugehörigkeit Rechnung getragen wird und darin eine ressourcenorientierte Perspektive der Selbstwirksamkeit der befragten Frauen sichtbar wird. So wird anhand des Konzepts die Beschäftigung mit Fragen danach relevant, welche Erfahrungen zu welchen Lebensphasen zu Prozessauslösern werden, wie Bezugspunkte beschaffen sein müssen, um von den Frauen als ressourcenorientiert zielführend wahrgenom-

men zu werden, welche Dimensionen zu welchen Lebensabschnitten sichtbar werden und gegebenenfalls in ihrer Bedeutung hierarchisiert werden können, welche Unterstützungen zur selbstwirksamen Verortung führen und ob bestimmte Lebensphasen von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte hier besonders zu begleiten sind, und schließlich, ob und auf welche Weise Strukturen und Maßnahmen auf ressourcenorientierte Selbstverortungen hinwirken können.

5.3 Ausblick

Ziel der vorliegenden Studie war die Untersuchung der Beschaffenheit der Verortungen von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte anhand der sozialen Kategorien Ethnizität und Geschlecht am konkreten lokalen Beispiel Wolfsburgs. Zu diesem Zweck wurden qualitative Daten anhand biographischer Interviews mit Frauen dieser Generation, Interviews mit Expert_innen der wolfsburgspezifischen italienisch geprägten Institutionslandschaft und anhand einer Gruppendiskussion erhoben.

Dabei zeigte sich, dass die befragten Frauen in Bezug auf ihre tradierte italienische Zuwanderungsgeschichte anhand eines rekonstruierbaren Prozesses ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortungen vornehmen. In diesem Zusammenhang kreieren sie fortwährend eine von Vielfalt geprägte neue Zusammensetzung der Erzählung ihrer Zugehörigkeit und verharren keinesfalls in einer Zerrissenheit. Selbstbewusst und selbstwirksam wechseln sie anhand eines „ressourcenorientierten Springens“ ihre Begründungszusammenhänge und transformieren ein zugeschriebenes Dazwischen zu einer konkreten Verortung. Die ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortung bedarf dabei gerade nicht eines festen Ortes. Sie ist vielmehr sehr konkret in ihrer Ausgestaltung und verbleibt nicht in einem wie auch immer gearteten „Dazwischen“. Die Praktik des beschriebenen „ressourcenorientierten Springens“ ist zudem als Form einer ermächtigenden Bewältigungsstrategie zu verstehen, die es den Frauen ermöglicht, sich ungewollten Fremdzuschreibungen zu entziehen.

Festzustellen ist, dass die retrospektive biographische Betrachtung dieser Entwicklung, deren Konsequenz in Anbetracht von Ethnizität die konkrete ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortung ist, ein prozessuales Muster aufweist.

Das prozessuale Muster von Tradierung, Irritation, Reflexion und Zusammenführung wird innerhalb der Interviewdaten schließlich ebenso in der Auseinandersetzung der Frauen mit der Kategorie Geschlecht sichtbar. Jedoch lässt sich anhand der in den Interviews und der Gruppendiskussion virulenten Aushandlungsprozesse feststellen, dass die interviewten Frauen mehr oder weniger ausgeprägt, aber dennoch innerhalb ihres biographischen Verlaufs sich bezüglich der Auseinandersetzung mit Geschlecht in der Prozessphase der Irritation befinden. Innerhalb der interviewten Gruppe zeigte sich in diesem Zusammenhang eine variationsreiche Skala von Reflexion, Selbstwirksamkeit und vorgenommenen Zuschreibungen.

Es lässt sich im Bezug auf diese Gruppe festhalten, dass, je reflektierter und diverser sich die eigene Selbstverortung in Bezug auf ein Konstruktionsbewusstsein von Ethnizität und Geschlecht darstellt, umso stärker ausgeprägt das Verständnis von Ungleichheit und Diversität innerhalb von Gruppen erscheint. Die Untersuchung arbeitete wie in Kapitel 2.3 ausgeführt mit Überlegungen zur Erzählung über Zugehörigkeit von Floya Anthias. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass Anthias die Ansicht vertritt, dass für die Nachkommen von Personen mit Zuwanderungsgeschichte die Frage nach Zugehörigkeit in besonderem Maße virulent sei. Diese Annahme bestätigte sich in dieser Untersuchung bereits im Aufeinandertreffen während des Feldzugangs und während der Absprachen zwischen der Forscherin und den Interviewten anhand des von ihnen entgegengebrachten großen Interesses und ihrer ausgeprägten Offenheit dem Thema gegenüber. Gleichwohl wird auch in den Interviews zumindest an einigen Stellen sichtbar, dass diese Frage von außen aber auch fortwährend an sie durch Institutionen, öffentliche und politische Einrichtungen sowie durch Antragspraktiken aufgrund von – wie Anthias erläutert – Regulations- und Kontrollwünschen an sie herangetragen wurde und wird (Anthias 2008).

Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang vor allem auf den Unterschied, der in den Selbstverortungsprozessen im Vergleich zu Anthias' Schwerpunktsetzung auf das Sprechen über Exklusionserfahrungen sichtbar wurde: Anhand des Entwurfs einer konturierten, vielfältig perspektivierten Zugehörigkeit be-

schreiben die Interviewpartnerinnen in der hier vorgenommenen Studie ihre Zugehörigkeiten sehr konkret. Exklusionserfahrungen sind in dieser Perspektive irritierende Auslöser, die den Prozess dazu in Gang bringen, jedoch keinesfalls die alleinigen. Gegenbeispiele – beispielsweise andere Lebensmodelle – wirken in gleichem Maße. Diese Prozessphase der Irritation schließt vorerst ab mit einer konkreten Verortung beziehungsweise der ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortung, die sehr aktiv gewählt und konkret erläutert wird.

In Kapitel 2 wird an verschiedenen Stellen auf die Einnahme einer intersektionalen Forschungsperspektive und deren Mehrwert für umfassende Untersuchungen verwiesen. Die Einnahme einer intersektionalen Forschungsperspektive in Anlehnung an den Vorschlag Walgenbachs (2012), Intersektionalität als Orientierungsrahmen aufzufassen, ermöglichte es, Geschlecht und Ethnizität jeweils für sich, aber auch in deren Verwobenheit zu fokussieren und dennoch eine Offenheit für weitere Kategorien im Forschungsprozess beizubehalten. Insofern ist diese Untersuchung eine Untersuchung mit intersektionaler Perspektive, indem mehrere Kategorien gleichzeitig fokussiert werden, wobei von ihrer Bedingtheit und Verwobenheit ausgegangen wird sowie ihre Wechselbeziehungen in die Analyse einbezogen werden. Bereswill (2015) zufolge wird aufgrund durch die Einnahme einer intersektionalen Perspektive die Komplexität erhöht, und somit werden die Anforderungen an den methodischen Zuschnitt und das theoretische Reflexionsvermögen gesteigert, die wiederum eine Komplexitätsreduzierung nötig werden lassen. Der hier gewählte Untersuchungszuschnitts kommt dieser Forderung nach Komplexitätsreduktion nach, indem die in Wechselbeziehungen stehenden Kategorien vorannehmend begrenzt werden. Hervorzuheben bleibt aber, dass die prozessuale Herstellung von Zugehörigkeit erst anhand des Verständnisses der Wechselbeziehungen durch die Einnahme einer intersektionalen Perspektive schließlich rekonstruierbar ist.

Erneut ist darauf hinzuweisen, dass die befragten Frauen ihre tradierte Zuwanderungsgeschichte durchweg positiv bewerten und positiv in die Zukunft blicken. Sie gehen fest davon aus, dass sich aufgrund der von ihnen positiv bewerteten und sich ihrer Einschätzung nach immer vielfältiger entwickelnden Gesellschaft – verstanden als weitere Vermischung verschiedener kultureller Zugehörigkeiten – ihren Kindern verschiedene gesellschaftliche Teilhabechancen zuteilwerden. Allerdings bleibt die Frage offen, ob die ausgeführten Ergebnisse

migrationsspezifische oder wolfsburgspezifische Ergebnisse sind. In der Zusammenschau der Erhebungsergebnisse und der urban-historischen Betrachtung werden Fragen danach virulent wie und in wieweit Verdeckungsdynamiken des spezifischen urbanen Kontexts den Prozess der Selbstverortung beeinflussen. Wie im Kapitel 1 vermutet scheinen die Gründungszusammenhänge der Stadt mit der Ausgestaltung der Narrationen der verschiedenen Akteur_innen der so genannten Gastarbeitergeschichte im Zusammenhang zu stehen. Wie in dieser Arbeit dargelegt weist Wolfsburg mit seiner Gründungsgeschichte, der Zwangsarbeit zur Zeit des Nationalsozialismus und der späteren spezifisch ausgeprägten italienischen Gastarbeiteranwerbung und städtischen Entwicklung einen spezifischen urbanen Kontext auf. In diesem historischen Kontext entwickelten sich nicht nur die stadtgesellschaftliche Integrationsperspektive und eine wolfsburgspezifische Institutionslandschaft, sondern in diesem Zuge scheinen sich zudem wechselseitige Verdeckungen innerhalb der stadtgesellschaftlichen Auseinandersetzung entwickelt zu haben. Grundsätzlich geht es um Fragen danach, welche städtischen Diskurse hier welche anderen beeinflussen und verdecken, auf welche Art und Weise die kommunale Auseinandersetzung mit Zuwanderung vorgenommen wird und welche Schwerpunktsetzung der Stadtgeschichte zu welchem Zweck fortwährend tradiert und in den Vordergrund gerückt wird. Es stellen sich im Bezug zu den biographischen Interviews Fragen danach wie es zu der Tendenz eher geradliniger Erzählungen der Interviewpartnerinnen kommt oder warum die Tradierungen übernommen und mit gleichbleibenden Konturen erzählt werden. Zukünftig könnten Forschungsansätze zur stadtgesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Zuwanderung im Kontext der einheitlichen und dominanten kommunalen Darstellungen und Rezeptionen der so genannten Gastarbeitergeschichte erkenntnisreich sein, um Dynamiken aufzudecken, die hier am wirken sind.

Abschließend lässt sich für die befragte Gruppe von Frauen festhalten, dass verschiedene Kategorien für die biographische Erzählung über Zugehörigkeit der Interviewten eine begrenzte zeitliche Relevanz aufweisen. Es kann davon ausgegangen werden, dass je nach Lebensabschnitt Erfahrungen eine andere soziale Kategorie in den Vordergrund treten lassen werden und weitere Aushandlungsprozesse auslösen. Das in dieser Untersuchung aufgezeigte „ressourcenorientierte Springen“ zwischen den Bezugspunkten ermöglicht eine

Auseinandersetzung mit der Frage, in welchem prozessualen Kontext und aufgrund welcher situativen Bedingung die Auswahl des Bezugspunktes im Lebenslauf erfolgt. Insofern könnten zukünftige Untersuchungen, die zu einem späteren Zeitpunkt im biographischen Verlauf der Interviewten ansetzen und ihren Fokus auf Geschlecht und Ethnizität legen, die Prozessualität der Veränderungen unterliegenden Selbstverortungen erneut in den Fokus nehmen. Interessant wäre dann zu betrachten, aufgrund welcher konkreten Irritationen durch persönliche wie gesellschaftliche Entwicklungen welche (weiteren) Kategorien in den Vordergrund in Bezug auf eine ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortung treten.

Zusammenfassung

Diese Dissertation geht der Frage nach welche Selbstverortungen Frauen mit tradierter italienischer Zuwanderungsgeschichte vornehmen, wie diese Verortungen im Laufe der Biographie beeinflusst werden und wie sich die Wechselbeziehungen zwischen den Kategorien Geschlecht und Ethnizität ausgestalten. Dabei wird die Prozessualität der artikulierten Zugehörigkeitskonstruktionen fokussiert. Die Erzählungen der Frauen werden in der so genannten Gastarbeitergeschichte Wolfsburgs und der lokalen italienbezogenen Institutionslandschaft kontextualisiert.

Die Forschungstraditionen der Frauen- und Geschlechterforschung und der Migrationsforschung weisen im rückblickend betrachteten Verlauf Strukturparallelen auf indem sie die jeweils andere Kategorie zunächst ausklammerten und sich inzwischen umfassenderen Forschungsansätzen zuwenden. Die Dissertation trägt dazu bei, eine weitere Annäherung zwischen beiden Forschungsrichtungen zu befördern, indem zusammenführend die wechselseitigen Beziehungen von Geschlecht und Ethnizität der Zugehörigkeitskonstruktionen analysiert werden. Untersuchungen von Lebenssituationen von Frauen mit tradierter Zuwanderungsgeschichte besitzen aufgrund ihrer wissenschaftlichen Vernachlässigung im Kontext der so genannten italienischen Gastarbeitergeschichte in Wolfsburg besondere Relevanz, da die Lebenssituationen spezifisch von Frauen mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte bisher nicht umfassend bearbeitet wurden.

Das Datenmaterial der Untersuchung wurde anhand einer Zusammenführung von drei verschiedenen sich ergänzenden qualitativen Erhebungsmethoden gewonnen und wird vom lokalen urbanen Kontext gerahmt. Den Schwerpunkt der Untersuchung bilden fünf biographische Interviews mit Frauen der dritten Generation mit italienisch tradierter Zuwanderungsgeschichte. Zudem wurden Expert_inneninterviews mit Akteur_innen der Wolfsburger Institutionslandschaft durchgeführt, deren Strukturierung und Gestaltung in der so genannten italienischen Gastarbeitergeschichte begründet sind. Abschließend wurde eine Gruppendiskussion mit Teilnehmerinnen der biographischen Interviews zu diskursiven Thesen geführt.

Die Untersuchung lässt fortwährende Selbstverortungsprozesse in ihrer Ausgestaltung und Bedingtheit sichtbar werden. Die von den befragten Frauen vorgenommene ressourcenorientierte und wechselnde Auswahl von Bezugspunkten, wird analysiert und am Ende der Arbeit wird die Begriffsbildung einer ressourcenorientierten Zugehörigkeitsverortung entwickelt. Die befragten Frauen nehmen im Bezug auf ihre italienisch tradierte Zuwanderungsgeschichte anhand eines rekonstruierbaren Prozesses ressourcenorientierte Zugehörigkeitsverortungen vor und kreieren fortwährend eine von Vielfalt geprägte neue Zusammensetzung ihrer erzählten Zugehörigkeit. Allerdings werden Fragen danach virulent wie und in wieweit Verdeckungsdynamiken des spezifischen urbanen Kontexts diesen Prozess der Selbstverortung beeinflussen.

Literaturverzeichnis

Abels Gabriele, Behrens Maria, 2009: ExpertInnen-Interviews in der Politikwissenschaft: Geschlechtertheoretische und politikfeldanalytische Reflexion einer Methode. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang, 2009: *Das Experteninterview: Theorie, Methode, Anwendung*. Opladen: Leske und Budrich. S. 159-180

Anthias, Floya, 2003: Erzählungen über Zugehörigkeit. In: Apitzsch, Ursula/Jansen, Mechthild M. (Hrsg.) 2003: Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse. S. 20- 37

Anthias, Floya, 2006: Belongings in a Globalising and Unequal World: rethinking translocations. In: Yuval-Davis, Nira/ Kannabiran, Kalpana/ Vieten, Ulrike (Hrsg.) 2006: *The Situated Politics of Belonging*. SAGE Publications Ltd, London. S.17- 31

Anthias, Floya, 2008: Thinking through the lens of translocational positionality: an intersectionality frame for understanding identity and belonging. In: *Translocations: Migration and Social Change. An Inter-Disciplinary Open Access E-Journal*. Winter 2008 Volume 4, Issue 1, pp. 5-20

http://www.dcu.ie/imrstr/volume_4_issue_1/Vol_4_Issue_1_Floya_Anthias.pdf

Aufruf Januar 2010

Anthias, Floya, 2013: Identity and Belonging: conceptualisations and political framings , KLA Working Paper Series No. 8; Kompetenznetz Lateinamerika - Ethnicity, Citizenship, Belonging;

http://www.kompetenzla.uni-koeln.de/fileadmin/WP_Anthias.pdf

Aufruf 11.01.17, 14:38

Apitzsch, Ursula, 1994: Migrationsforschung und Frauenforschung. In: Senatskommission für Frauenforschung (Hrsg.) 1994: *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin. S. 240- 254

Apitzsch, Ursula, 1999: Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchsprozesse. In: Apitzsch, Ursula, 1999: Migration und Traditionsbildung. Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden. S. 7- 20

Apitzsch, Ursula, 2003: Einleitung. In: Apitzsch, Ursula/Jansen, Mechthild M. (Hrsg.) 2003: Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 7- 19

Apitzsch, Ursula, 2009: Transnationales biographisches Wissen. In: Lutz, Helma (Hrsg.), 2009: Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 122- 141

Apitzsch, Ursula, 2009: Ausländische Kinder und Jugendliche. In: Krüger, Heinz-Herrmann und Grunert, Cathleen (Hrsg.), 2010: Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.), 2014: 10. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland.

Becker-Schmidt, Regina, 2007: „Class“, „gender“, „ethnicity“, „race“: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkung von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli: Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York. S. 56- 83

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien. Zur Einführung. Junius Verlag GmbH, Hamburg.

Becker-Schmidt, Regina, 1985: Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: Althoff, Martina; Apel, Magdalena; Be-

reswill, Mechthild; Grulich, Julia; Riegraf, Birgit, 2017: Feministische Methodologien und Methoden: Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Springer VS. S. 111- 115

Bednarz-Braun, Iris, 2004 In: Bednarz-Braun, Iris/Heß-Meining, Ulrike, 2004: Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze-Forschungsstand-Forschungsperspektiven. Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden. S. 11-94, S. 175-214, S. 245- 252

Beier, Rosmarie, 1997: Aufbau West - Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit. Eine Einführung. In: Deutsches Historisches Museum Berlin und Autoren, 1997: Aufbau West. Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit. Verlag Gerd Hatje, Ostfildern-Rult.

http://www.dhm.de/archiv/ausstellungen/aufbau_west_ost/katlg03.htm

Aufruf 07.10.2015, 11.48

Bereswill, Mechthild, 2003: Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. In: sozialersinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung. Heft 3/2003. Leske+Budrich, Opladen. S.511- 532

Bereswill, Mechthild; Rieker, Peter; Schnitzer, Anna (Hrsg.), 2012: Migration und Geschlecht. Theoretische Annäherungen und empirische Befunde. Beltz Juventa, Weinheim und Basel.

Bereswill, Mechthild, 2015: Komplexität steigern: Intersektionalität im Kontext von Geschlechterforschung. In: Bereswill, Mechthild; Degenring, Folkert; Stange, Sabine (Hrsg.), 2015: Intersektionalität und Forschungspraxis - wechselseitige Herausforderungen (Forum Frauen- und Geschlechterforschung). Westfälisches Dampfboot. S. 210- 230

Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, 2009: Ungenutzte Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland. Berlin-Institut, Berlin.

Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang, 2009: Experteninterviews in der qualitativen Sozialforschung. Zur Einführung in eine sich intensivierenden Methodendebatte. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.), 2009, 3. Überarbeitete Auflage: Experteninterviews. Theorie, Methode, Anwendung. S. 7- 34

Bohnsack, Ralf, 2000: Gruppendiskussion. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.), 2009, 7. Auflage: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek bei Hamburg. S.369- 383

Bohnsack, Ralf, 2003: Rekonstruktive Sozialforschung. Opladen: Leske & Budrich.

Böhm, Andreas, 1994: Grounded Theory - wie aus Texten Modelle und Theorien gemacht werden. In: Boehm, Andreas (Ed.), 1994 ; Mengel, Andreas (Ed.) ; Muhr, Thomas (Ed.) ; Gesellschaft für Angewandte Informationswissenschaft (GAIK) e.V. (Ed.): *Texte verstehen : Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz : UVK Univ.-Verl. Konstanz, (Schriften zur Informationswissenschaft 14). - ISBN 3-87940-503-4, S. 121-140.

URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168- ssoar-14429>

Boos-Nünning, Ursula; Karakasoglu, Yasemin, 2004: Viele Welten leben. BMFSFJ <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/viele-welten,property=pdf,bereich=,rwb=true.pdf>
Aufruf 02.11.2010 um 10:15

Bortz & Döring 2002: Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. Springer, Heidelberg.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), 2007: Der Mikrozensus im Schnittpunkt von Geschlecht und Migration. Möglich-

keiten und Grenzen einer sekundär-analytischen Auswertung des Mikrozensus 2005. Nomos Verlag, Baden-Baden.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.), 2010: Studie des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge: Fortschritte der Integration. Zur Situation der fünf größten in Deutschland lebenden Ausländergruppen.

Collom, Ed, 1998: Segregation and Segmentation: Race and Gender as Determinants of Class Location. San Francisco.

Combahee River Collective, 1982: A Black Feminist Statement. In: Hull, Gloria T.; Scott, Patricia Bell; Smith, Barbara (eds): But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies. Old Westbury. S. 13- 22

Crenshaw, Kimberlé et. al.(ed), 1995: Critical Race Theory: the keywritings that formed the movement. New Press, New York.

Cumani, Claudio, 2002: Italiener in Deutschland. Vortrag für die Veranstaltung "Sind wir in Europa schon zu Hause? - EU-Bürgerinnen und Bürger im deutschen Alltag" Informations- und Diskussionsveranstaltung der "Europa Akademie" der Friedrich Ebert Stiftung, München, 6. Februar 2002.

<http://www.italianieuropei.de/ds/comunicati/20020206fes.html>

Aufruf 17.11.09, 21:35

Dausien, Bettina, 1999: "Geschlechtsspezifische Sozialisation" - Konstruktiv(istisch)e Ideen zu Karriere und Kritik eines Konzepts. In: Dausien, Herrmann, Oechsle, Schmerl, Stein-Hilbers (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Leske & Budrich, Opladen. S. 217- 246

Dausien, Bettina, 2009: Differenz und Selbst-Verortung – Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit, (Hrsg.), 2009: Erkenntnis und Methode.

Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. VS Verlag für Sozialwissenschaften. 157- 177.

Dausien, Bettina, 2010: Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.), 2010: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 362- 375

Dausien, Bettina/Hanses, Andreas (2016): Konzeptionalisierungen des Biografischen – Zur Aktualität biografiewissenschaftlicher Perspektiven in der Pädagogik. Einführung in den Thementeil. In: Zeitschrift für Pädagogik. Jahrgang 62 – Heft 2 März/April 2016, Beltz Juventa. S. 159- 171

Decker, Frank, 2013: Weder Gast noch Opfer. Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ).

<http://www.faz.net/aktuell/politik/politische-buecher/hedwig-richter-ralf-richter-die-gastarbeiter-welt-weder-gast-noch-opfer-12575014.html>

Aufruf 08.08.15, 11:32

Degele, Nina und Winker, Gabriele, 2009: Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. transcript Verlag Bielefeld.

Färber, Christine/Aslan, Nurcan/Köhnen, Manfred/Parlar, Renée, 2008: Migration, Geschlecht und Arbeit. Probleme und Potenziale von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt. Budrich UniPress, Opladen und Farmington Hills.

Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.), 2009, 7. Auflage: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek bei Hamburg.

Gläser, Jochen/Laudel, Grit (2004): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Gläser, Jochen; Laudel, Grit, 2010, 4. Auflage: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Grieger, Manfred, 2012: Italiener und ihre Stadt. In: Carbonaro, Margherita und Italienischen Kulturinstitut Wolfsburg und dem Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg (Hrsg.), 2012: La vita è qui. Das Leben ist hier. Wolfsburg, una storia italiana. Wolfsburg, eine italienische Geschichte. Metropol Verlag Berlin. S. 509- 334

Gutiérrez Rodriguez, Encarnacion, 1996: Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Fischer, Ute-Luise/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mechthilde (Hrsg.), 1996: Kategorie: Geschlecht? Feministische Analysen und feministische Theorien. Leske und Budrich, Opladen. S.163- 190

Gümen, Sedef; Herwartz-Emden, Leonie; Westphal, Manuela, 1994: Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als weibliches Lebenskonzept: Eingewanderte und deutsche Frauen im Vergleich. Zeitschrift für Pädagogik 40. Jahrgang 1994, Heft 1, S. 63-80

Gümen, Sedef, 1994: Geschlecht und Ethnizität in der bundesdeutschen und US-amerikanischen Frauenforschung, in: Texte zur Kunst, 4. 1994, H. 15, S. 127-137

Gümen, Sedef, 1998: Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie „Ethnizität“. In: Das Argument. Jg. 40, 1998, Heft 1-2. S. 187-202

Gümen, Sedef, 2017: Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller“ Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: Althoff, Martina; Apel, Magdalena; Bereswill, Mechthild; Gruhlich, Julia; Riegraf, Birgit, 2017: Feministische Methodologien und Methoden: Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Springer VS. S. 380-386

Hahn, Alois, 2000: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie. Suhrkamp, Frankfurt/M.

Hall, Stuart, 1999: Ethnizität: Identität und Differenz. In: Engelmann, Jan (HG.), 1999: Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies- Reader. Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York. S. 83- 98

Hanses, Andreas, 1999: Biographik als Wissenschaft. In: Janz, D. (Hg.) 1999: Die Krankengeschichte. Biographie, Geschichte, Dokumentation. S. 105- 126

Herlyn, Ulfert/Tessin, Wulf, 2000: Faszination Wolfsburg: 1938- 2000. Leske+Budrich, Opladen.

Herlyn, Ulfert; Tessin, Wulf; Harth, Annette; Scheller, Gitta, 2012: Faszination Wolfsburg 1938-2012. 2. Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Herwartz-Emden, Leonie (Hg.): 2000, Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. Univ.-Verlag Rasch, Osnabrück.

Heß-Meining, Ulrike, 2004: MigrantInnen und Familie. In: Bednarz-Braun, Iris/Heß-Meining, Ulrike, 2004: Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze-Forschungsstand-Forschungsperspektiven. Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden. S. 97- 174, S. 215- 252

hooks, bell, 1981: Ain't I a Woman. South End Press, Boston MA.

Illies, Kurt, 1970: Handbuch der Schiffsbetriebstechnik. 2. Auflage. Vieweg.

Italienisches Kulturinstitut Wolfsburg:

http://www.iicwolfsburg.esteri.it/IIC_Wolfsburg

Aufruf 30.09.2015, 17:15

Jaeschke, Bettina(WN), 2011: Bilder, wo einst Baracken standen. In: Wolfsburger Nachrichten (WN). Ausgabe vom 13.12. 2011, S.10

Jaeschke, Bettina/(WN), 2012: Missstände in den Baracken. In: Wolfsburger Nachrichten (WN). Ausgabe vom 09.08.2012, S. 13

Jorio, Stefano, 2012: Vorwort: Die Geschichte einer Geschichte. In: Carbonaro, Margherita und Italienischen Kulturinstitut Wolfsburg und dem Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg (Hrsg.), 2012: La vita è qui. Das Leben ist hier. Wolfsburg, una storia italiana. Wolfsburg, eine italienische Geschichte. Metropol Verlag Berlin. S.19-28

King, Vera; Koller, Hans-Christoph, 2009, 2. Aufl., Adoleszenz-Migration-Bildung: Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli, 2007: Achsen der Ungleichheit-Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/Ethnizität. In: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli; Sauer, Birgit (Hg.), 2007: Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Campus Verlag, Frankfurt/New York. S. 19- 41

Knapp, Gudrun-Axeli, 2001: Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht“, In: dies./Wetterer, Angelika (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Münster. S. 15- 62

Knostmann, Stephanie/(WN), 2013: Wolfsburg ist beliebt bei Italienern. In: Wolfsburger Nachrichten (WN), Ausgabe vom 12. 04. 2013, S. 13

Koller, Hans-Christoph, 2016: Bildung und Biografie. Probleme und Perspektiven bildungstheoretisch orientierter Biografieforschung. In: Zeitschrift für Pädagogik. Jahrgang 62 – Heft 2 März/April 2016, Beltz Juventa. S.172- 184

Kontos, Maria, 1999: Migration zwischen Autonomie und Tradition. In Apitzsch, Ursula, 1999: Migration und Traditionsbildung. Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen/Wiesbaden. S. 232-241

Korff, Gottfried, 1997: Mentalität und Monumentalität im politischen Wandel. Zur öffentlichen Namengebung in Wolfsburg und Eisenhüttenstadt. In: Deutsches Historisches Museum Berlin und Autoren, 1997: Aufbau West. Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit. Verlag Gerd Hatje, Ostfildern-Ruit.
http://www.dhm.de/ausstellungen/aufbau_west_ost/katlg21.htm
Aufruf 17.11.09 21:41

Köttig, Michaela, 2009: Triangulation von Fallrekonstruktionen: Biographie- und Interaktionsanalysen. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.) 2009, 2.Aufl.: Biographieforschung im Diskurs. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 65- 83

Lamnek, Siegfried, 1998: Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. Weinheim: Beltz.

Littig, Beate, 2009: Interviews mit Experten und Expertinnen. Überlegungen aus geschlechtstheoretischer Sicht. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang, 2009: *Das Experteninterview: Theorie, Methode, Anwendung*. Opladen: Leske und Budrich. S. 181- 196

Loeck, Esther, 2004: Die Vermittlung italienischer Kultur als Mittel zur Integration der Italienischen Gemeinde Wolfsburg. Magisterarbeit Universität Bremen. S. 12- 17

Löw, Martina, 2008: Soziologie der Städte. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

Löw, Martina/Steets, Silke/Stoetzer, Sergej, 2008: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. 2. Aktualisierte Auflage, Verlag Barbara Budrich, Opladen&Farmington Hills.

Lutz, Helma, 1999: „Meine Töchter werden es schon schaffen“ Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden. In Aitzsch, Ursula, 1999: Migration und

Traditionsbildung. Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen/Wiesbaden. S. 165- 184

Lutz, Helma, 2010: Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung. In: Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hrsg.), 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 573- 581

Lutz, Helma, 2007: „Die 24-Stunden-Polin“- Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen. In: Klinger, Cornelia/ Knapp, Gudrun-Axeli, Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York. S.210- 234

Lutz, Helma/Davis, Kathy, 2009: Geschlechterforschung und Biographieforschung: Intersektionalität als biographische Ressource am Beispiel einer außergewöhnlichen Frau. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.) 2009, 2.Aufl.: Biographieforschung im Diskurs. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S.228- 247

Lutz, Helma, 2009: Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Westfälisches Dampfboot, Münster.

Marotzki, Winfried, 2000: Qualitative Biographieforschung. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.), 2009, 7. Auflage: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek bei Hamburg. S. 175- 186

Mayring, Philipp, 2009: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Iris (Hg.) (2009, 7. Auflage): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg. S.468- 475

Mayring, Philipp A.E., 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung, 5. überarbeitete und neu ausgestattete Auflage, Weinheim - Basel.

Meuser, Michael/Nagel, Ulrike, 1991: ExpertInneninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur Methodendiskussion. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg. 1991): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 441- 471

Meuser, Michael/Nagel, Ulrike, 2004: ExpertInneninterview: Zur Rekonstruktion spezialisierten Sonderwissens. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.) (2004): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methode, Empirie. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 326- 329

Morokvasic, Mirjana, 2009: Migration, Gender, Empowerment. In: Lutz, Helma, 2009: Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 28- 48

O.V./(WK), 2012: So geht Integration: Vom Gastarbeiter zum Mitbürger. In: Wolfsburger Kurier, Ausgabe vom 18. 01. 2012, S. 1

O.V./(WK), 2012: Viele Arbeiter lebten in provisorischen Unterkünften. In: Wolfsburger Kurier, Ausgabe vom 12. 08. 2012, S. 16

Parr, Thomas/(WN), 2012: Integration durch Toleranz und Mut. In: Wolfsburger Nachrichten, Ausgabe vom 18. 01. 2012, S. 11

Philipp, Ingeborg, 1997: Biographische Dimensionen der Migration. Zur Lebensgeschichte von Italienerinnen der ersten Generation. Deutscher Studienverlag, Weinheim.

Pichler, Edith, 2010: Junge Italiener zwischen Inklusion und Exklusion. Eine Fallstudie. Die Deutsche Bibliothek. Berlin.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.), 2007: Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege- neue Chancen. Koelblin-Fortuna-Druck, Baden-Baden.

Pries, Ludger (Hrg.), 1997: Transnationale Migration. Nomos Verlag. Baden-Baden.

Riccó, Jessica, 2006: Piazza Italia ohne Vespas. In: taz- die tageszeitung.
<http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2006/08/10/a0246>
Aufruf 10.01.2010, 11:10

Richter, Hedwig; Richter, Ralf, 2012: Die Gastarbeiter-Welt. Leben zwischen Palermo und Wolfsburg. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn.

Romeo, Antonella, 1995: Vom Alberobello nach Gifhorn, DIE ZEIT, 51/1995
http://www.zeit.de/1995/51/Von_Alberobello_nach_Gifhorn
Aufruf 13.12.09

Rönneburg, Carola, 2005: Grazie mille! Wie die Italiener unser Leben verschönern haben, Herder Verlag, Freiburg.

Rosenthal, Gabriele, 1999: Migrationen und Leben in multikulturellen Milieus: Nationale Zugehörigkeit zur Herstellung von familien- und lebensgeschichtlicher Kontinuität. In: Apitzsch, Ursula, 1999: Migration und Traditionsbildung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 22- 34

Sackmann, Reinhold, 2007: Lebenslaufanalyse und Biografieforschung. Eine Einführung. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.

Schmidt, Christiane, 2000: Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.), 2009, 7. Auflage: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek bei Hamburg. S. 447- 455

Schneider-Bönninger, Birgit und Neteler, Simone, o.J.: Die erfolgreiche Integration italienischer Mitbürger in Wolfsburg. Die erfolgreiche Integration italienischer Mitbürger in Wolfsburg. Ein Bericht. Hrsg. v. Stadt Wolfsburg und Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation, Wolfsburg.

Schwonke, Martin, 1967: Wolfsburg: soziologische Analyse einer jungen Industriestadt. Aus der Reihe: Göttinger Abhandlungen zur Soziologie und ihrer Grenzgebiete. Bd. 12, Göttingen.

Skipperguide, 2017: Terrestrische Navigation.

https://www.skipperguide.de/wiki/Terrestrische_Navigation am 28.01.2017

Spies, Tina, 2012: Gewalt, Geschlecht und Ethnizität. In: Bereswill, Mechthild; Rieker, Peter; Schnitzer, Anna (Hrsg.), 2012: Migration und Geschlecht. Theoretische Annäherungen und empirische Befunde. Beltz Juventa, Weinheim und Basel. S. 105- 125

Stadt Wolfsburg, 2016: Statistisches Informationssystem der Stadt Wolfsburg

<http://rs000455.fastrootserver.de/WolfsburgInteraktiv/>

Aufruf 07.10.2017, 11:24

Statistisches Bundesamt, 2014: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund- Ergebnisse des Mikrozensus 2013. Fachserie 1 /2.2, Statistisches Bundesamt, Wiesbaden

https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220137004.pdf?__blob=publicationFile

Aufruf 08.08.2015, 09:41

Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M., 1996: Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Beltz Psychologie-Verlag-Union.

Thon, Christine, 2016: Biografischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung. In: Zeitschrift für Pädagogik. Jahrgang 62 – Heft 2 März/April 2016, Beltz Juventa. S.185- 198

Thränhardt, Dieter, 1999: Integrationsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland. Institutionelle und soziale Rahmenbedingungen. In: Integration

und Integrationsförderung in der Einwanderungsgesellschaft, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Abt. Arbeit und Sozialpolitik. - Bonn, 1999.

<http://www.fes.de/fulltext/asfo/00713a02.htm#E11E3>

Aufruf 05.08.2015, 16:15

Thränhardt, Dieter, 1999: Einwandererkulturen und soziales Kapital: eine komparative Analyse. In: Faßmann, Heinz; Matuschek, Helga; Menasse, Elisabeth, 1999: Abgrenzen, ausgrenzen, aufnehmen: empirische Befunde zu Fremdenfeindlichkeit und Integration. Drava-Verlag und Druckges., Klagenfurt. S. 201- 220

Treibel, Anette, 2010: Von der exotischen Person zur gesellschaftlichen Normalität: Migrantinnen in der soziologischen Forschung und Lehre. In: Hentges et. al., 2010: Migrations- und Integrationsforschung in der Diskussion. Biografie, Sprache und Bildung als zentrale Bezugspunkte. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S.141- 167

Treibel, Anette, 2011: Migration in modernen Gesellschaften. Juventa Verlag Weinheim und München.

Vogel, Berthold, 1995: „Wenn der Eisberg zu schmelzen beginnt...“ Einige Reflexionen über den Stellenwert und die Probleme des Experteninterviews in der Praxis der empirischen Sozialforschung. In: Brinkmann, Christian/Deeke, Axel/Völkel, Brigitte (Hg. 1995), S. 73- 84

von Oswald, Anne, 1997: "Venite a lavorare con la Volkswagen!". "Gastarbeiter" in Wolfsburg 1962-1974. In: Deutsches Historisches Museum Berlin und Autoren, 1997: Aufbau West. Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit. Verlag Gerd Hatje, Ostfildern-Rult.

http://www.dhm.de/ausstellungen/aufbau_west_ost/katlg21.htm

Aufruf 17.11.09, 21:41

von Oswald, Anne, 2002: Volkswagen, Wolfsburg und die italienischen ‚Gastarbeiter‘ 1962-1975. Die gegenseitige Verstärkung des Provisoriums. In: Friedrich Ebert Stiftung. Archiv für Sozialgeschichte 42, 2002.

http://library.fes.de/jportal/receive/jportal_jparticle_00011341

Aufruf 07.10.2015, 11:57

Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.) 2009, 2.Aufl.: Biographieforschung im Diskurs. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Walgenbach, Katharina, 2012: Intersektionalität- eine Einführung. In: Portal Intersektionalität

<http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung/>

Aufruf 04.04.17, 17:58

Walgenbach, Katharina, 2012: Intersektionalität als Analyseperspektive heterogener Stadträume. In: Scambor, Elli/ Zimmer, Fränk (Hg.): Die intersektionelle Stadt. Geschlechterforschung und Medien an den Achsen der Ungleichheit. Bielefeld. S. 81- 92

Westphal, Manuela, 2004: Migration und Genderaspekte, in: Gender Bibliothek, hg.v.d. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004.

[https://www.imis.uni-](https://www.imis.uni-osnabrueck.de/forschung/abgeschlossene_projekte/migration_und_gender.html)

[osnabrueck.de/forschung/abgeschlossene_projekte/migration_und_gender.html](https://www.imis.uni-osnabrueck.de/forschung/abgeschlossene_projekte/migration_und_gender.html)

Aufruf 08.09.2015, 17:00

Westphal, Manuela, 1996: Arbeitsmigrantinnen im Spiegel westdeutscher Frauenbilder. In: Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis 42/1996, S.17- 28

Wetterer, Angelika, 2004: Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth und Kortendiek, Beate (Hrsg.), 2004: Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. S. 122- 131

Winker, Gabriele/Degele, Nina, 2009: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. transcript Verlag, Bielefeld.

Yuval-Davis, Nira, 2006: Intersectionality and Feminist Politics. University of London. In: European Journal of Women`s Studies, 2006, Vol. 13(3), Sage Publications, London, Thousand Oaks and New Delhi. S. 193- 209

Yuval-Davis, Nira, 1997: Gender and Nation. SAGE Publications Ltd., London.

Danksagung

Mein Dank gilt in erster Linie meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, die aufgrund ihrer Offenheit, ihrem Interesse an meinem Forschungsprojekt und ihrer Bereitschaft ihre Lebensgeschichten zu erzählen, diese Arbeit erst möglich gemacht haben.

Mein besonderer Dank gilt meiner Betreuerin Prof.'in Dr. Mechthild Bereswill, die mich über den gesamten Zeitraum meiner berufsbegleitenden Promotion zielführend begleitet hat und trotz Unterbrechungen nie mein Forschungsvorhaben infrage gestellt hat. Vielen Dank für die etlichen hilfreichen Beratungsgespräche, die persönliche Betreuung und die Motivation verschiedene Perspektiven einzunehmen.

Ich danke auch den Teilnehmenden des Promotionskolloquiums im Fachgebiet von Prof.'in Dr. Mechthild Bereswill, die mir vor allem in den ersten Jahren vielfach geholfen haben Irrungen und Wirrungen zu erkennen und den geeigneten Weg des Forschungsprojekts zu erkennen.

Ich danke etlichen Familienmitgliedern und Freundinnen, die mir in den letzten Jahren motivierend zur Seite gestanden haben.

Vor allem danke ich aber meinem Mann und meinen Eltern, die mich in jeglicher Hinsicht außerordentlich unterstützt haben. Mein Dank gilt den unzähligen Gesprächen zum Fortgang meiner Arbeit für die sie immer ein offenes Ohr hatten und dafür, dass sie mich immer wieder bestärkt haben.

Wolfsburg, 2017

Ronja Müller-Kalkstein

Leitfaden-Master²²: Expert_inneninterviews

1. Seit wann gibt es die Institution/die Organisation/ xx ?
2. Warum wurde sie ins Leben gerufen?
4. Wie finanziert sich die Institution/die Organisation/ xx ?
5. Welche Aufgabe erfüllt die Institution/die Organisation/ xx innerhalb der Stadt Wolfsburg?
6. Welche konkreten Arbeitsfelder/Angebote hat die Institution/die Organisation / xx?
7. Gibt es eine besondere Bündnisarbeit oder Kooperationsbeziehung innerhalb der Stadt oder der Region? Seit wann besteht diese und wie ist diese zustande gekommen?
8. Welche Bedeutung haben die Zusammenarbeit und der Austausch zwischen den einzelnen Akteur_innen/Institutionen innerhalb Wolfsburgs?
9. Durch wen und in welcher Form werden Sie besonders unterstützt?
10. Gibt oder gab es auch schon mal Probleme/Blockaden oder Behinderungen, beispielsweise bei Veranstaltungen?
11. Welche Themen sind kooperationsübergreifend aktuell? (Welche haben sich überholt? Welche sind (noch) tabu?)
12. Wo und wie kommen innerhalb Ihrer Arbeit Kontakte, Gespräche zu Mitbürger_innen Wolfsburgs zustande?

²² Je nach Institution wurde der Leitfaden betrachtet und ggf. angepasst.

13. Nehmen eher Italiener_innen oder Deutsche Ihre Angebote wahr? (prozentual?)

14. Nehmen eher Frauen oder eher Männer die Angebote wahr? (prozentual?)

15. Welche Angebote werden hauptsächlich wahrgenommen?

16. Worum geht es hauptsächlich bei diesen Gesprächen/Kontakten?

17. Welche Altersgruppe ist am Stärksten vertreten?

Informationen zu den Interviewpartner_innen²³

Geburtsort, Wohnort

Arbeitsbereich

Arbeitsstellenbezeichnung

Arbeitsbeginn

²³ Eine klassische Abfrage der Sozialdaten am Ende des Interviews wurde je nach Ermessen des Widerstandes seitens der Interviewpartner_innen nicht vorgenommen. Dennoch wurden relevante Informationen wie unter diesem Abschnitt dargestellt im Interview erfragt.

Leitfaden der biographischen Interviews

Einleitende Erklärung

In diesem Gespräch wird es um Ihre/Deine Lebensgeschichte gehen, Ihre/Deine Familie, Ihre /Deine Beziehungen, wie Sie/Du in Wolfsburg aufgewachsen sind/bist, Schule, Arbeit, Entscheidungen. Eben alles was in Ihrem/Deinem Leben in Wolfsburg als Frau mit italienischer Herkunft wichtig für Sie/Dich war.

I Migrationserfahrung der Eltern

Herkunftsitalien/Herkunftsfamilie Was wissen Sie über das Italien, in dem Ihre Eltern aufgewachsen sind und über die Kindheit Ihrer Eltern dort?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum haben Sie sich entschieden Italien zu verlassen?

Tradierung Migrationserfahrung Wie sind Ihre Eltern nach Wolfsburg gekommen, was wissen Sie über die Migrationserfahrung Ihrer Eltern?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?

Leben in Wolfsburg heute Wie sieht der Alltag Ihrer Eltern heute in Wolfsburg aus? Was machen ihre Eltern?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum bleiben Ihre Eltern in Wolfsburg?

II Kindheit

Kindheitsschilderungen Womit haben Sie als Kind Ihren Tag verbracht? Was hat Ihnen besonders Spaß gemacht?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?

Bezugspersonen Mit wem haben Sie als Kind am Liebsten Ihre Zeit verbracht?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?

- Erziehung Worauf haben Ihre Eltern (Bezugspersonen) besonderen Wert gelegt, besonders geachtet? Was war wichtig in Ihrer Familie?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?
- Tradierung Welche Dinge, Erfahrungen, Werte aus Ihrer Kindheit würden Sie an ihre eigenen Töchter weitergeben wollen?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?
- Mädchen-Sein Sind Jungs in Ihrer Familie anders aufgewachsen?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?
- Feiern/Feste Wie haben Sie als Kind mit Ihrer Familie Feiern und Feste gefeiert?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ... ?

III Bildung

- Was erinnern Sie von Ihrer Anfangszeit in der Schule?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?
- Was hat Ihnen in der Schulzeit besonders gut gefallen?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?
- Mit wem haben Sie in der Schulzeit viel zusammen gemacht?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?
- Inwiefern unterschied sich Ihre Schulzeit als Mädchen mit italienischen Eltern von der Schulzeit Ihrer deutschen Mitschülerinnen?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?
- Gibt es in Ihrem Leben eine Phase, in der die Schule ein besonderes Thema in der Familie war?
Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Welche Vorstellungen hatten Sie von Ihrer Zukunft als die Schulzeit zu Ende ging?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

IV Arbeit

Wie kam es dazu, dass Sie heute in ihrem Beruf arbeiten?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

V Beziehungen

Wie haben Sie Ihren Partner kennen gelernt?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

(Mit wem verbringen Sie die meiste Zeit?)

Was ist Ihnen wichtig im Umgang mit Wolfsburger_innen, die keine italienischen Wurzeln haben?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

VI Zugehörigkeit

Heutiges Italienbild

Wie hat sich das Italien Ihrer Eltern verändert?
Bitte erzählen Sie mir doch über das heutige Italien und was Sie darüber wissen.

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Deutschland

Wie würde Ihr Leben aussehen, wenn Sie in Italien leben würden? Was wäre anders als heute?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Reisen nach Italien

Was erinnern Sie von Ihren Reisen nach Italien?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Worauf haben Sie sich am Meisten gefreut, wenn Sie nach Italien gefahren sind?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Wie war die Verabschiedung von Italien bevor Sie wieder nach Wolfsburg gefahren sind?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

In welchen Momenten Ihres Lebens haben Sie sich schon mal gefragt, ob Sie lieber in Italien leben möchten?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum leben Sie in Deutschland?

Welche positiven Erfahrungen haben Sie in Wolfsburg als Frau mit italienischer Herkunft gemacht?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Gab es auch negative Erfahrungen?

Was ist das Italienische in Wolfsburg?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Worin unterscheiden sich deutsche Frauen in Wolfsburg von Frauen mit italienischer Herkunft in Wolfsburg?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Wie beeinflussen italienische Frauen Ihrer Generation die Stadt Wolfsburg?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Wäre Ihr Leben in einer anderen deutschen Stadt anders gewesen?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

IV Perspektiven

Zukunftsvorstellungen

Wie stellen Sie sich Ihr zukünftiges Leben vor?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Ressourcen

Was möchten Sie in Ihrem Leben nicht missen?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Selbstwirksamkeit

Was war bisher Ihre persönlich wichtigste Entscheidung und wie haben Sie die getroffen?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Wenn Sie zurück an Ihre Jugend denken- welche Ziele hatten Sie für die Zukunft oder wie haben Sie sich ihr zukünftiges Leben damals gewünscht?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

(Hinderungsgründe/Unterstützung)

Ressourcen

Wer oder was hat Sie dabei unterstützt?

Nachfragen / Bilanzierung: Warum ...?

Erweiterungen:

Assoziation im Bezug auf Deutschland und Italien:

„Zwischen den Stühlen sitzen“

Prozentfrage: wieviel italienisch, wieviel deutsch

Leitfaden Gruppendiskussion: Diskursive Thesen

Diskursive Thesen als Diskussionsimpulse:

1. Meine Generation weiß mehr über Italien als meine Eltern.
2. Wenn ein Mann oder eine Frau, beide mit italienischer Zuwanderungsgeschichte, sich auf denselben Ausbildungsplatz oder dieselbe Arbeitsstelle bewerben, dann sollte bevorzugt der Mann die Stelle bekommen. Schließlich muss er das Geld für die Familie verdienen.
3. Auch an Wolfsburger Schulen werden italienische Schüler und Schülerinnen benachteiligt und haben deswegen schlechtere Noten als Deutsche.
4. Italienischen Eltern sind gute Schulnoten, bei ihren Söhnen wichtiger als bei ihren Töchtern.
5. Italienischen Eltern sind gute Schulnoten bei ihren Söhnen wichtiger als bei ihren Töchtern.
6. Es ist heute immer noch so, dass Söhne in italienischen Familien kleine Prinzen sind.
7. Viele Italienerinnen hier in Wolfsburg wollen keinen Deutsch-Italiener als Partner.
8. Italiener und Italienerinnen sind in Wolfsburg so gut integriert, dass es gar keine Diskriminierung gibt.
9. In Italien muss ich meinen Lebensstil und meine Lebensentscheidungen vor anderen erklären und rechtfertigen, da Frauen dort traditioneller leben.

10. Die eingetragene Nationalität in meinem Pass sagt nichts über mein Zuhause aus.
11. Egal in welche Richtung, ob nach Deutschland oder Italien, wir haben immer das Gefühl, von zu Hause nach zu Hause zu fahren.
12. Meine Eltern können stolz darauf sein, wie Wolfsburg sich entwickelt hat. Schließlich sind sie der Grund für diese Entwicklung.
13. Die italienische Sprache öffnet mir in Wolfsburg Türen.
14. Unsere Generation hat ihre wirtschaftliche und soziale Integration nicht nur dem italienischen Flair in Wolfsburg durch die hier ansässigen italienischen Restaurants, Eisdielen oder Läden zu verdanken. Diese Integration, verdankt unsere Generation besonders den hier entstandenen italienisch geprägten Institutionen und Vereinen

Tabelle I: Institutionen Expert_inneninterviews primär

	Gründungs- bezug zur italie- nischen Gastar- beiterge- schichte, bzw. Italiener_innen in Wolfsburg	Angebote spez. für Italie- ner_innen	spez. Wolfsburger Angebot	Qual. Int. oder an- dere Zu- gangs- methode	Zusatzmaterial, weitere Infor- mationen
Inst._I	gegeben	gegeben, aber auch für andere Gruppen	gegeben	Qual. Int.	Internetauftritt, eigene Publika- tionen, Veran- staltung, Be- sichtigung
Inst._II	gegeben	Gegeben	gegeben	Qual. Int.	Internetauftritt, Besichtigung
Inst._III	gegeben	gegeben, aber auch für andere Gruppen	gegeben	Qual. Int.	Internetauftritt, Besichtigung
Inst._IV	gegeben	gegeben, aber auch für andere Gruppen	gegeben	Qual. Int.	Internetauftritt
Inst._V	gegeben	gegeben, aber auch für andere Gruppen	gegeben	Qual. Int.	Internetauftritt
Inst._VI	gegeben	gegeben, aber auch für andere Gruppen	gegeben	Qual. Int., weiteres Gespräch	eigene Publika- tion, Internet- auftritt

Tabelle II: Institutionen Expert_inneninterviews sekundär

	Kooperationen mit Institutionen, primär	Angebote spez. für Italiener_innen	spez. Wolfsburger Angebot	Qual. Int. oder andere Zugangsmethode	Zusatzmaterial, weitere Informationen
Inst._VII	Gegeben	gegeben durch Leitung, aber auch für andere Gruppen	gegeben	Qual. Int.	Internetauftritt, Veranstaltung, Besichtigung
Inst._VII	Gegeben	gegeben durch Leitung, aber auch für andere Gruppen	in gewissen Maße	Qual. Int.	Internetauftritt, Besichtigung
Inst._VIII	Gegeben	gegeben, aber auch für andere Gruppen	Gegeben	Qual. Int. unerwünscht, schriftliche Beantwortung	Zeitungsartikel